
3 1761 08145088 4

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Siebter Band

Dürre Blätter

Erste Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Dürre Blätter

Erste Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Dürre Blätter sind nicht viel wert. Im Herbst, wenn das Laub gefallen, treibt der Wind mit ihnen sein Spiel. Auch die Blätter, die hier geboten werden, wollen wir den dürren beizählen. Sie sind teils vereinzelt vor Jahren erschienen in der „Alten und Neuen Welt", teils welkten sie als Manuskript auf „Lager". Denn jeder Schriftsteller hat wohl einmal dies oder das zu Papier gebracht, aber nicht drucken lassen. Im Herbste seines Lebens sammelt er dann manchmal die früher vom Baume seines Schaffens gefallenen Blätter und bringt sie auf den Markt — „schwimm's oder sink's!"

Ein ordentlicher Geschäftsmann bringt zwar keine alte Ware auf den Markt, und so sollte es auch ein ordentlicher Schriftsteller machen. Allein jeder Geschäftsmann hat seine Kunden und jeder Schriftsteller seine Leser. Meine Leser aber und ganz besonders die Leserinnen haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich auch diese dürren Blätter feilbot, und insofern kann sich mein Schriftstellergewissen beruhigen.

Um die „dürren" Dinger etwas zu heben, habe ich eine größere Anzahl frischer Blätter dazwischen gebunden, aber nicht von Rosen und auch nicht von Lilien.

Ein zweites Bändchen folgt im Herbst.

Freiburg i. B., im Mai 1889.

Der Verfasser.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Ich habe die „Dürren Blätter", die bis jetzt stereotypiert waren, und die ich in jüngeren Jahren geschrieben, seit zwanzig Jahren nicht mehr gelesen, bis jetzt zu der vorliegenden sechsten Auflage. Und wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen, sie haben mir gar nicht mehr gefallen, weder nach Inhalt noch nach Form. Aber da sie doch einen Teil meines literarischen Nachlasses ausmachen, habe ich sie wieder drucken lassen und so gut es ging verbessert. Mögen sie den Lesern besser gefallen als mir.

Freiburg i. B., im Januar 1911.

H. Hansjakob.

5

Inhaltsverzeichnis.



„Im Reich."

1871.

1.

Lau und sonnig zog die Frühjahrsluft über das schwäbische Meer an mein Pfarrhäuschen her. Ich stand unter dem Fenster und schaute über den See hin an die lichten Höhen des Säntis. Ostern und Fastenzeit waren hinter mir. Der Frieden im Lande. Das ganze Jahr war ich noch nicht aus dem Bereich des schwäbischen Meeres hinausgekommen. Jetzt wollte ich eine kleine Reise tun, so vom Montag morgen bis Freitag abend, wie es Brauch ist bei einzeln amtierenden Pfarrern und Pfarrverwesern.

Zu diesen letzteren gehöre ich noch. Darum ist auch in pekuniärer Hinsicht eine „kleine Tour" angezeigt. Ich sinne hin und sinne her. Ein Zufall gibt die Entscheidung. Der Geselle unseres Dorfschmieds, welch letzterer Schmied, Schlosser, Mechaniker und Uhrmacher in einer Person ist, schlug eben an dem Hoftor meines alten Hauses neue „Bänder" an. Da ich ihn zum erstenmal sah, fragte ich, was er für ein Landsmann sei. „I bin aus'm Reich", meinte der Angerufene

lächelnd, und jetzt war auch mein Reiseziel festgesetzt: „Du gehst ins Reich!"

Unter dem „Reich" versteht man in Süddeutschland die ehemaligen Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Sie hat der Volksmund wegen ihrer Größe so getauft — aus Humor. Anno 48 sah ich als Knabe in meiner Vaterstadt Hasle die ersten Soldaten aus Sigmaringen-Hechingen, und aus dem „Reich" war so mancher lustige Theologe zu meiner Studienzeit in Freiburg. Sind lauter gemütliche, schöne, stattliche Menschen gewesen, diese „Reichler". Und drum machte es mich an jenem Frühjahrsabend an, wenigstens ein Stück vom „Reich" zu sehen.

Am andern Morgen um acht Uhr setzte mich das Dampfboot, das an meinem Seedörfchen mich aufgenommen, im „Hafen" ab. So nennt das Volk am See die schwäbische Seestadt Friedrichshafen, das alte Buchhorn, einst Reichsstadt. Als Schwabenstadt hat es auch seine Schwabenstreiche gemacht, das alte Buchhorn.

Diese Schwabenstreiche werden in der Welt gewöhnlich belacht, und die meisten Dorf- und Städtebewohner ärgern sich noch, wenn man ihnen von den Schwabenstreichen ihrer Ahnen erzählt. Ich finde diesen Ärger sehr wenig am Platze. Es muß ein Mensch schon ein großer Heiliger sein, wenn er in seinem Leben noch keine dummen Streiche gemacht hat. Und die sogenannten gescheiten Leute machen in der Regel die meisten und die dümmsten. Ist aber fast jeder Mensch auf wenigstens einen Schwabenstreich berechnet, warum soll nicht auch eine ganze Gemeinde ihren Streich machen?

Doch will ich den Streich der „Häfler", unter denen ich so viele „Freunde" habe, vom Stadtschultheißen herab bis zu den Matrosen, jetzt nicht erzählen, sondern erst am Ende dieses Buches, in dem Kapitel „Im Schwabenlande". Man muß seine guten Freunde schonen, so lange es geht. Erzählen wir darum zunächst was Schönes aus dem alten Buchhorn, das schon im 9. Jahrhundert in Akten des Klosters St.

Gallen genannt wird und im folgenden, als die Ungarn einfielen, schon eine feste Stadt war.

Buchhorn-Friedrichshafen war einst der Sitz der am See und tief ins Land hinein mächtigen Grafen von Buchhorn, der Gaugrafen des Linz- und Argen-Gaus. Ihrem Geschlechte entsproßten der heilige Konrad, jener Stern unter den vielen großen Bischöfen von Konstanz, und der Graf Ulrich, welcher heute noch im Volksmunde lebt.

Als die Ungarn 916 ins deutsche Reich eingefallen waren, zog ihnen auch der Graf Ulrich von Buchhorn entgegen, geriet aber in ihre Gefangenschaft. In der Heimat am Bodensee galt er als gefallen und verschollen. Seine treue Gattin Wendelgard, eine Enkelin Kaiser Heinrichs I., hatte sich, nachdem sie lange um ihn getrauert, lange vergebens auf ihn gehofft, der Welt entsagend, als Nonne in eine einsame Klause bei St. Gallen zurückgezogen.

Des Jahres einmal kam sie über den See ins Schloß, um eine Jahrzeit für den Toten halten zu lassen durch den Leutpriester von Buchhorn. Nach dem Gottesdienst teilte sie dann Almosen aus unter die Armen vor dem Burgtor. Hierbei ward sie nun eines Tages von einem Bettler umarmt — es war ihr geliebter Ulrich. Der Bischof von Konstanz löste ihr Klostergelübde und vereinte sie wieder mit ihrem Gemahl, dem sie noch einen Sohn, Burchard, gebar, den sie Gott weihten und der Abt wurde vom Gotteshaus Sankt Gallen.

Ein herrlicher Stoff, diese alte Geschichte, für ein Drama! Aber solche Stoffe verarbeiten unsere Theaterdichter nicht gerne, er ist zu wenig pikant für unsere blasierte Theaterwelt. Die Wendelgard, die ihren Gemahl in einsamer Klosterzelle betrauert, ist keine Frauengestalt für das 20. Jahrhundert, das keine Freude hat an Frauen, die ins Kloster gehen, um dort den Schmerz über den verlorenen Gatten zu begraben.

Wenn man eine Zeit beurteilen will, gibt es verschiedene Zeichen, um daran die Herzensstimmung der Menschen

kennen zu lernen. Nicht zu den geringsten Maßstäben gehört in der Richtung auch, zu beobachten, welche Theaterstücke gefallen und was junge Frauen tun, wenn sie den „einzig geliebten" Mann verloren haben.

Buchhorn kam, als der letzte Graf Otto 1089 erschlagen worden war, weil er seinem Nachbarn, dem Grafen und Stammverwandten Ludwig von Pfullendorf, sein Weib geraubt, an die benachbarten Welfen und später an die Hohenstaufen und wurde bei deren Untergang reichsfrei und blieb es bis 1802, wo es bayerisch und 1810 württembergisch wurde. Es hat ein schönes Stück deutscher Geschichte an sich vorüberziehen sehen, das alte Buchhorn. Darum hätte der kleine Schwabenkönig von Napoleons Gnaden, der dicke Friedrich I. von Württemberg, dem Städtchen seinen altgeschichtlichen Namen lassen sollen. Ich dächte, ein König hätte sonst noch Gelegenheit genug, seinen Namen zu verewigen, und sollte er in der Geschichte einer Gegend wichtige und ehrwürdige Ortsnamen nicht so aus dem Gedächtnis des Volkes verwischen. —

Um ins Reich zu kommen, muß man vom „Hafen" nach Aulendorf fahren, was in einer Stunde geschehen ist. Aulendorf, einst im Besitze der Welfen, wie fast alles Land ringsum, gehört seit dem 14. Jahrhundert den Herren von Königsegg. Gar licht und heiter liegt auf einer Anhöhe das Schloß dieser einst welfischen, jetzt längst gegraften adeligen Dienstleute und schaut weithin ins oberschwäbische Land. Sie waren lange Jahre kaiserliche Landvögte von Oberschwaben, diese Königsegger; sie sind deshalb mit dem Hause Österreich bis heute eng vereinigt geblieben und leben mehr in Wien als in der Heimat.

Soweit der Schloßherr sehen kann von seinen Zinnen, ebensoweit sieht aber auch der Kaplan von Aulendorf in seinem kleinen Häuschen an der Berghalde. Diesen Kaplan suchte ich als Gesinnungsgenossen streng „ultramontaner" Richtung auf, weil ich warten mußte, bis mein Zug weiter ging.

Ich fand ihn, den „feurigen Gabriel" unter den katholischen Geistlichen Oberschwabens, wie er einigen jungen, helläugigen Schwabenbuben Griechisch dozierte, derart, daß ich bald erkannte, nicht bloß der Lehrer, sondern auch die Schüler wüßten mehr von dieser klassischen Sprache als ich examinierter Philologe. Staunend pries ich beide nach einigem Anhören.

Freund Ziegler verschaffte mir auch Eintritt ins Schloß und ins Archiv, wo ich mich nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz umsehen wollte. Im Schloß wollte ich nicht begreifen, daß der jetzige Majoratsherr in Ungarn lebe, in den langweiligen Ebenen und Pußten des Magyarenlandes, statt vom schwäbischen Stammsitz hinauszuschauen in herrliches, tannenwaldiges, deutsches Land mit Bergen und Tälern.

Im Archiv sah ich auch das Kleinod desselben, die berühmte Handschrift der Chronik des Ulrich von Richental über das Konzil von Konstanz. Sie kam durch einen Königsegg, der Domherr in Konstanz war, in den Besitz der gräflichen Familie.

Aulendorf ist der Geburtsort des Erzbischofs Hermann von Vicari. Zwei Jahre nach diesem ersten Aufenthalt kam ich wieder hierher zum Zentenarium des Erzbischofs. Es war ein schöner Maientag. Von allen Seiten kamen die schwäbischen Pfarrer mit ihren Bauern zur Feier. Ich war als Redner dazu eingeladen und benutzte die Gelegenheit, nach der offiziellen Festrede eine Antikulturkampfrede vor den schwäbischen Bauern zu halten. Ich eroberte ihre Herzen durch volkstümliches Sprechen, was um so leichter war, als die Festrede ein alter, geistlicher Professor gehalten hatte im langweiligsten Kathederton. Scharenweise kamen die guten Bauern in ihren kurzen Lederhosen nachher auf dem Gang zur Eisenbahn mir nach, schüttelten mir die Hand und baten mich, auch einmal zu ihnen in die Dörfer zu kommen und zu sprechen.

Ein geistlicher Herr aus dem benachbarten „Reich", der Vater Geiselhart, von dem wir bald mehr reden, versprach

mir zum Lohn für meine Rede ein Bild und sandte mir einige Tage später ein sehr gutes Porträt des Deutschordens-Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, das ich später auf das ehemalige Deutschordensschloß Mainau stiftete.

Ich kam damals auch in das Geburtshaus Vicari's, dessen Vater Königsegg'scher Amtmann gewesen. Es ist ein kleines, lichtes Haus am gleichen Abhang gelegen, wie das des Kaplans, nur auf der entgegengesetzten Seite. —

Schon am Mittag fuhr ich wieder weg von Aulendorf, dem „Reich" zu. Eine der ersten Stationen auf dieser Seitenbahn ist Altshausen, der alte Sitz des schwäbischen Landeskomturs des Deutschordens. Da wollt' ich von einem Zug auf den andern auch ankehren und ging rasch den ziemlich weiten Weg vom Bahnhof dem auf einem Hügel gelegenen Orte zu, der traurig und einsam daliegt, wie jede verlassene Residenz. Melancholisch schauen die alten Fenster und Giebel des von einem Komtur von Reinach erbauten Schlosses den Fremdling an. Wo einst geharnischte Ritter ein- und ausgingen, Turniere und frohe Feste feierten — wird jetzt Bier und Zucker gesotten.

Nichts vermag den Kontrast der neuen und der alten Zeit mehr zu illustrieren.

In Altshausen wurde 1054 der wahrscheinlich auch hier geborene, berühmte Reichenauer Mönch Hermann der Lahme, der erste Verfasser einer Weltchronik, neben seiner Mutter Hiltrude begraben.

Sein Vater Wolverad II. von Veringen und Altshausen war Graf im Eritgau und hatte seinen Wohnsitz in „Alleshusen."[1]

Im 13. Jahrhundert kam das Dorf in den Besitz eines Heinrich von Boegenberg, der es dem Deutschorden

---

[1] Ich hatte, als ich 1871 in Altshausen war, noch keine Ahnung davon, daß vier Jahre später eine Lebensbeschreibung Hermanns des Lahmen von mir erscheinen würde.

zu einer Kommende Altshausen schenkte, welche Schenkung der umwohnende Adel noch vermehrte.

In Altshausen saßen vom 15. Jahrhundert an zwei Komturen, der Land-Komtur für die Ballei Elsaß und Burgund, zu der auch die schwäbischen Kommenden gehörten und der Komtur von Altshausen selbst.

Der letzte Land-Komtur war ein Freiherr von Forstmeister, der 1814 starb.

Ich ging hinaus auf den Kirchhof des Dorfes. Da fand ich noch den Grabstein des letzten Komturs, eines Herrn von Frohberg, gestorben in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, und darauf die schöne Inschrift:

Ehrenfest, gerecht und treu,
Heiter, mild und fromm dabei,
Zeigt' er stets und ohne Scheu,
Daß er deutscher Ritter sei. —

Er hatte eine lange Geschichte hinter sich, der Orden der Deutschherren, als er 1805 in Deutschland aufgehoben wurde und wie so viele Orden der Säkularisation verfiel.

In Österreich besteht er heute noch.

Er wurde 1190 im Lager von Akkon beim dritten Kreuzzug gegründet aus einem Feldspital, das Bremer und Lübecker Kaufleute im Verein mit einigen Mitgliedern des deutschen Hospitals eingerichtet hatten. Daher auch sein erster Name „Orden des Hospitals unserer lieben Frau der Deutschen in Jerusalem". 1197 wurde er ein Ritterorden nach der Art der Templer und Johanniter.

Sein Zweck war Kranken- und Armenpflege und Kampf gegen die Feinde des Kreuzes. Seine Mitglieder mußten deutscher und adeliger Herkunft sein und zerfielen in Priester und dienende Brüder.

Er breitete sich im Orient und besonders in Deutschland aus und wuchs rasch an Besitz und Ansehen. Der Orden hatte am Ende des 13. Jahrhunderts schon viele Balleien

(Provinzen) mit zahlreichen Einzelniederlassungen (Kommenden).

An der Spitze stand der Hoch- und Deutschmeister. Unter dem Deutschmeister Hermann von Salza († 1239) erhielt der Orden die Aufgabe, das heidnische Preußenland zu bekehren, und bald übersäte der Orden den slawischen Nordosten mit blühenden christlichen Städten und Dörfern, und das herrliche Schloß Marienburg wurde 1309 der Sitz des Hochmeisters.

Ob dieser seiner Verdienste ward der Deutschorden, wie ein altes Ordensbuch sagt, von den Päpsten „mit fröhlichen Augen angesehen".

Doch schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ging es mit ihm abwärts. Seine Blütezeit im Ordenslande Preußen ward seinen Hochmeistern vielfach zur Verweltlichung. Der Hochmeister Konrad von Walbrode († 1394) meinte schon: „In jedem Lande sollte man neben dem Bischof nur einen Priester haben und zwar hoch oben in einer Dachstube, daß er niemanden im Wege sei; so man ihn eben bedürfe zur Seligkeit, so möge man ihn herabkommen lassen." Er selbst brauchte keinen und starb ohne Beichte und Absolution.

Außer der Verweltlichung wurden dem Orden noch die benachbarten Polen gefährlich. Die blutige Schlacht bei Tannenberg 1410 brachte das Ordensland unter polnische Hoheit. Der Ordensmeister Albrecht von Brandenburg schloß sich 1525 der Reformation an. Durch ihn kam das Preußenland an seine Vettern, die Kurfürsten von Brandenburg.

Anno 1700 erhielt Kurfürst Friedrich III. vom Kaiser die Erlaubnis, das deutschordensritterliche Herzogtum Preußen zum Königreich zu machen, was am 18. Januar 1701 unter großer Prachtentfaltung in Königsberg geschah. Das übrige ist allgemein bekannt, und das einst deutschmeisterliche Preußen ist heute die erste Nummer im Deutschen Reich, und Millionen vom Kaiser abwärts tragen mit Stolz den Namen Preuße.

Nicht ohne Wehmut über den Untergang des Ordens, von dem auch das altersgraue, verwahrloste Schloß Altshausen ein so grelles Bild gibt — ging ich nach einer Stunde wieder bergab und fuhr weiter ins Reich hinein. Über die heiter am Saum einer Ebene gelegene Oberamtsstadt Saulgau geht's dem Donautale zu, das in Scheer, der jetzigen Endstation der Bahn, erreicht wird.

Dieses altersgraue, vereinsamte Städtchen liegt gar schön an der Donau, die den Fuß des alten 1486 gebauten Schlosses bespült. 1452 war die Herrschaft Scheer an einen Eberhard, Erbtruchseß von Sonnenberg vom Hause Waldburg, von dem Herzog Sigismund von Oesterreich verkauft worden. Sein Sohn Andreas baute die Burg und er und seine Nachkommen residierten da bis ins 18. Jahrhundert. Als der letzte Sonnenberger gestorben, verkaufte das Haus Waldburg die Herrschaft 1785 an das friedliche, aus Italien gekommene Haus Thurn und Taxis.

Merkwürdig! Einst zogen die adeligen Herren Schwabens, die Sonnenberg, die Werdenberg, die Veringer, nach Welschland mit ihren Kaisern. Sie stiegen über die Alpen, um Ruhm, Ehre und Beute mit heimzubringen auf ihre Burgen an der Donau. Und heute sind diese deutschen Geschlechter längst untergegangen und ihre Burgen und Güter gehören vielfach einem italienischen Geschlechte, das sie nicht mit dem Schwerte eroberte, sondern mit dem friedlichen Posthorn. Bekanntlich waren die Thurn und Taxis Reichspostmeister vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. So geht der Gang der Geschichte und das Spiel im Menschenleben. —

Von Scheer aus setzte ich mich zum Postillon auf den Omnibus, der täglich von und nach Sigmaringen fährt. Der Rosselenker war eben heimgekehrt vom Feldzuge, hatte als preußischer Soldat helfen Schlachten schlagen, war aber froh, jetzt wieder seine Rosse durchs friedliche Donautal knallen zu können. Ich hätte ihn gerne von seinen Kriegstaten erzählen lassen; denn wenn große Dinge geschehen sind, ist es viel inter-

essanter, den Einzelnen zu hören, der dabei war, als einen Geschichtsprofessor oder ein Generalstabswerk. Aber die Fahrt von Scheer nach der Hauptstadt des „Reichs" ist so schön, daß man immer zu fragen hat nach dem, was vor den Augen liegt. Weit hinunter öffnet sich das Donautal dem Blick, am linken Ufer hohe Hügel mit heiteren Dörfern und dunklen Rainen, am rechten der Bussen, ein stattlicher Schwabenberg, ringsum bevölkert und oben mit einer weithin glänzenden Kirche gekrönt.

Dort drüben lag malerisch neben Burgruinen das Dorf Hundersingen, einst Sitz eines mächtigen, gleichnamigen Grafengeschlechtes. Mein Dorfschreiner und Nachbar Einhart hat mir schon oft, wenn ich neben ihm an seiner Hobelbank stand, von seiner Heimat erzählt, und wie zu einem alten Bekannten sah ich zu dem so luftig gelegenen Orte hinauf und begriff nicht, wie mein Schreiner, ein stiller, wortkarger Mann, aus einer so lustigen Gegend stammen konnte.

Schon von weitem schimmerte uns bald darauf auf einem Berge ein schloßähnliches Gebäude entgegen, das die ganze Gegend beherrscht. Ich glaubte, es wäre die Burg der Hohenzollern, aber mein „Postle" belehrte mich: „Herr, das ist nicht das Schloß, sondern das Haus Nazareth. Das hat der Pfarrer Geiselhart mit lauter Bettelgeld gebaut." Ich bekam ordentlichen Respekt vor dem Betteln und dem Bettler, den ich seit Jahren persönlich kenne.

Geiselhart ist der größte christliche Kommunist und Sozialist Süddeutschlands, das konträre Gegenteil von einem modernen Gründer, ein würdiger Rivale des berühmten Schweizer Kapuziners Theodosius Florentini. Sein Werk ist das Haus Nazareth mit seinen Waisen, wie die Ingebohler Schwestern-Kongregation, die in aller Welt verbreitet ist, das des Florentini. Der Zweck beider Männer ist der gleiche, Sorge für die Armen, für die Kranken und Verlassenen. Nur in der Wahl der Mittel unterscheiden sie sich, P. Theo-

dosius suchte sich Geld zu verschaffen durch Spekulation und Industrie, Geiselhart dagegen streckt überall seine leere Hand hin und bittet: „Gebt für meine Armen um Christi willen" und — geht so viel einfacher und sicherer.

Ihm galt am anderen Morgen mein erster Besuch, nachdem ich in dem sehr besuchten Hotel Schach eine unruhige Nacht verbracht hatte.

Im „Fidelishaus", seiner gleich zu besprechenden ersten größeren Gründung, wo seine bescheidene Wohnung ist, hoffte ich ihn zu treffen. Hier erfuhr ich, der Gesuchte sei „auf Nazareth", was mir um so angenehmer war, als ich den Kommunisten mitten in seinem Beitrag zur Lösung der sozialen Frage finden konnte. Ein herrlicher Stationenweg, gleichfalls ein Werk der „Sammlungen" Geiselharts, führt auf die Anhöhe, die das Waisenhaus Nazareth weithin ziert.

Oben angekommen, genoß ich erst die großartige Fernsicht weithin ins Schwabenland, ehe ich an dem stattlichen Portale mich meldete. Wenige Minuten später stand ich in dem Hofraum der Anstalt vor einem riesengroßen, greisen Mann im langen Priesterhabit, der zu gleicher Zeit mit seiner Tabaksdose und einer Menge kleiner Waisenkinder, die ihn lustig umsprangen, spielte. Es war Geiselhart, der Waisenvater.

Da unsere Bekanntschaft, die wir schon anno 1863 in Freiburg gemacht, keiner Erneuerung bedurfte, war ich schnell eingeführt und bald durchwanderte ich an der Seite des Erbauers die langen Gänge des Hauses und ließ mir die Geschichte der Gründungen des Waisenvaters erzählen.

2.

Vor mehr denn dreißig Jahren war Geiselhart, ein Zollernschwabe und 1811 in dem Dorfe Steinhilben geboren, Vikar in dem schwäbischen Dorfe Empfingen. Eines Tages starb eine arme Witwe und hinterließ ein Mädchen, das, ohne alle Verwandte, nun hilflos in der Welt stand. Niemand

kümmerte sich um das verlassene Kind — als der selbst arme Vikar. Beim Begräbnis der Mutter nahm er die Waise an seine Hand, stellte sie an das offene Grab und bat in eindringlicher Rede, ob niemand da wäre, der sich des armen Kindes annehmen wolle um Gottes und Christi willen. Gleich darauf meldet sich beim „Hairle"[1] eine Dienstmagd an und erbietet sich, von ihrem Liedlohn jährlich dreißig Gulden für Unterbringung des Mädchens in einer württembergischen Waisenanstalt zu erlegen. Dieses unendlich große Opfer einer armen Magd machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Priester. „Wenn soviel ein armseliges Weib vermag, was wirst d u tun können?" rief er sich zu und beschloß alsbald, von nun an alles aufzubieten, um dereinst für die Waisenkinder seines Landes, die bisher von ihren Gemeinden an den Wenigstnehmenden versteigert wurden, sorgen zu können.

Heute hat der arme Vikar von Empfingen seinen frommen Entschluß, auf den ihn ein christliches Dienstmädchen gebracht, auf das glänzendste ausgeführt.

Im Jahre 1850, nachdem er als Pfarrer in Veringenstadt vergeblich seine Idee zu verwirklichen gesucht, ging Geiselhart als Prädikaturverweser nach Sigmaringen, wo er, wenn auch nach langer Mühe, aber dafür um so schöner, sein Ziel erreichen sollte.

„Im Kleinen anfangen" war sein Wahlspruch, und so gründete er zuerst eine Privatschule für Mädchen mit zwei barmherzigen Schwestern — auf seine Kosten, d. h. mit dem, was er dafür aus milden Händen sammelte. Die Schule besteht noch heute, trotzdem liberale Stadt- und Regierungsherren ihr jede öffentliche Unterstützung, die sie eine Zeitlang genoß, entzogen haben.

Er fand nun auch einen trefflichen Freund, der ihm in seinem Projekt, für die Waisen zu sorgen, treu zur Seite ging und in Gemeinschaft mit ihm manch wohltätiges Institut ins

[1] Üblicher Ausdruck im Schwäbischen für junge Priester; Hairle = Herrchen, Herrle.

Leben rufen half. Es ist dies der damalige Religionslehrer am Gymnasium, jetziger Stadtpfarrer Schanz in Sigmaringen, der außerdem mit freigebiger Hand dem „armen Geiselhart“ aus eigenen Mitteln Zuschüsse gab. So gründeten diese beiden eifrigen Seelsorger in Sigmaringen einen Frauenverein, Gesellen- und Dienstbotenkrankenverein und einen Mägdeverein.

In der Nähe von Hohenzollerns Hauptstadt liegt ein altes Stift, das Frauenkloster Inzikofen, in welchem in den fünfziger Jahren noch einige Frauen auf ihren Tod warten durften. Ihr weltlicher Berater war unser Geiselhart, der alsbald den Gedanken faßte, nach dem Aussterben der betagten Nonnen bei der fürstlichen Regierung um die Gebäulichkeiten zu bitten zu einem Waisenhaus. Die letzte Nonne von Inzikofen starb 1856; Geiselhart reichte, unterstützt von der Geistlichkeit des Landes, sein Bittgesuch ein und wurde abschlägig beschieden.

Um eine schöne Hoffnung ärmer, verlor der Waisenfreund seinen Mut keineswegs, und Gott wollte, wie es scheint, zuerst noch eine andere segensreiche Anstalt durch ihn ins Leben rufen. Es ist dies das St. Fidelishaus, die größte Studienstiftung des Landes Sigmaringen.

Sigmaringens religiös berühmtester Sohn ist der heilige Fidelis, der daselbst 1577 geboren, 1622 bei Sevis im Rheintale als Kapuziner den Märtyrertod starb. Sein Geburtshaus, bis vor wenigen Jahren eines der angesehensten Gasthäuser der Stadt, war im Sommer 1855 dem gerichtlichen Verkauf ausgesetzt worden. Am Verkaufstage erschien Geiselhart und ersteigerte, ohne einen Kreuzer Geld dazu in der Hand, das Wirtshaus um 8000 Gulden — zu einem Konvikt für Zöglinge des geistlichen Standes, die das Gymnasium besuchen.

Im Oktober 1856 bezog er als Präses das kleine Seminarium mit elf Knaben. Ein Jahr später war das Haus vollständig eingerichtet, die ganze Schuld bezahlt und

eine Barsumme von einigen Hundert Gulden vorhanden. Alles vom Gründer in dieser kurzen Zeit „zusammengebettelt". „Ich war vormals selbst ein armer Student," sagt er, „und habe während meiner Studienzeit harte und selbst gefährliche Wege betreten müssen. Nur der Güte Gottes und der liebevollen Unterstützung meiner vielen Wohltäter habe ich es zu danken, daß ich Priester geworden bin. Durch die Gründung des Fidelishauses möchte ich nun einen Teil meiner alten Schulden abtragen."

Und wahrlich, er hat diese Schulden redlich und reichlich abgetragen. Heute sind im Fidelishause 50 Zöglinge untergebracht, ein zweiter Priester ist als Präfekt angestellt, eine schöne Hauskapelle errichtet mit der Kanzel, auf welcher der heilige Fidelis in Sevis wenige Augenblicke vor seinem Tode gepredigt hat, eine Bibliothek ist vorhanden und reichliche Stiftungen zur Unterhaltung des Hauses und seiner Inwohner.

Man wird einen annähernden, erstaunlichen Begriff bekommen von dem, was Geiselhart für seine Stiftung geleistet, wenn ich sage, daß er bis heute über fünfundzwanzigtausend Gulden nur an Stipendienstiftungsgelder für sein Fidelishaus gesammelt hat. Der verstorbene Erzbischof von Vicari, dessen Liebling unser Geiselhart war, die fromme Fürstin Katharina von Hohenzollern, die Neugründerin des Klosters Beuron, haben ihn hierin reichlich unterstützt, und einzelne bemittelte Geistliche des kleinen Landes, die der unermüdliche Bettler unermüdlich anbettelte, haben jeder für sich mehrere Tausend Gulden beigesteuert.

Doch nicht genug damit, seine Heimat mit einer Pflanzstätte des Priestertums begabt zu haben, kaufte er vor einigen Jahren in Konstanz ein großes Gebäude zum gleichen Zwecke wie sein Fidelishaus, nannte es zu Ehren des heiligen Konstanzer Bischofs Konrad Konradihaus, zog durchs badische Oberland, bettelte für seine zukünftigen Zöglinge in jedem vermöglicheren Pfarrhause — und heute blüht die Anstalt in der Hauptstadt am Bodensee.

Hier nur ein Beispiel, wie Geiselhart sein Geld zusammenbrachte: Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1867, als ich noch in Waldshut wohnte; da trat eines Morgens unerwartet der große Sigmaringer in mein Zimmer.

„Was führt Sie hierher?" war meine erste Frage. „Ich bin auf der Bettelreise fürs Konradihaus," war die Antwort. „Da drunten in Murg wohnt ein reicher, frommer Pfarrer, den will ich heimsuchen, wie ich schon viele heimgesucht habe." Er ging und wenige Tage später erfuhr ich, daß ihm jener Pfarrer, Milz war sein Name und Konstanz seine Vaterstadt, tausend Gulden gegeben habe. Wer verdient mehr Anerkennung, der, welcher mit so großer Hand gegeben, oder der, durch den Gott das Herz des braven Pfarrers so freigebig gelenkt hat? —

Kaum war das Fidelishaus eingerichtet und für dessen erste Existenz gesorgt, als Geiselhart das Waisenhausprojekt von neuem aufnahm, wiewohl er, außer bei seinem Freunde Schanz, bei niemanden damit Anklang finden wollte. Gleichwohl beschloß er, wenn auch einen noch so ärmlichen, doch endlich einmal einen Anfang zu machen, mietete eine kleine Wohnung, holte sich sechs Waisen und Bettelkinder von der Straße und zog mit ihnen und einer barmherzigen Schwester am 21. Oktober 1859 in dieselbe ein.

Ein Tisch, ein Kasten, einige Bettlein waren die ganze Einrichtung, und zum Unterhalte nichts, als was sie täglich an Almosen von Gott durch gute Leute erhielten. Trotzdem war unser Kinderfreund seelenvergnügt, einmal Waisen zu haben und für sie sorgen zu können. Er machte eigenhändig mit den Kindern das Holz, erbettelte eine Ziege zum Milchbedarf und baute mit den Kleinen selbst den Ziegenstall. Später brachte er es zu einer Kuh und einigen Stücklein Feld.

Ein Jahr lang suchte er nach vollbrachtem Tagewerk in der Seelsorge und im Fidelishaus seine Erholungsstunden bei seinen Waisenkindern, als ihm plötzlich die Wohnung gekündigt wurde. Tiefbetrübt wanderte er, wie einst der heilige

Joseph durch Bethlehem, durch Sigmaringens Straßen, um eine Herberge zu suchen. Überall wurde er abgewiesen. Gott wollte seinen treuen Diener abermals prüfen, um ihm dann um so glänzender aus der Not zu helfen.

Als Geiselhart am Samstag, den 21. April 1861 wehmütiger Stimmung sich eben anschickte, die Beichte der barmherzigen Schwestern im Spital zu hören, fiel ihm der öffentliche Anzeiger in die Hand, worin auf dem nahe der Stadt gelegenen sogenannten Brunnenberge ein kleines Hofgut mit geräumiger Wohnung dem Verkaufe ausgesetzt war. Ohne sich lange zu besinnen, wo Geld hernehmen, ging er sofort zu dem Besitzer, unterhandelte und kaufte das Anwesen um 12 400 Gulden.

Am 15. Mai zog er mit seinen Kindern, mit Knechten und Vieh zum Umbau des Gutes ein, verschaffte sich im folgenden Jahre für seine Anstalt Korporationsrechte, gewann eigene Schulschwestern für die Waisen und — hatte bis zum Jahre 1864 die ganze Schuld abbezahlt. Ein Jahr später und die Wohnung war schon zu klein für die immer zahlreicher werdende Kinderfamilie, und eine Erweiterung ward mit einem Aufwand von gegen 9000 Gulden ausgeführt.

Je mehr jetzt sein Lieblingswunsch sich realisierte, je reichlicher die Almosen flossen, umsomehr dachte Geiselhart an die Vergrößerung seiner Anstalt. Er wollte nun auch für die letzten Lebensjahre seiner Waisen sorgen und ein Asyl gründen für ihr späteres Alter, damit sie, wenn nötig, da, wo sie ihre Kindheit zugebracht, nach vollbrachtem Tagewerk ein Ruheplätzchen fänden.

So reifte in ihm der Plan zu dem jetzigen großen, prachtvollen Gebäude, das alle Waisenkinder, Knaben und Mädchen von ganz Hohenzollern, Sigmaringen und Hechingen, aufnehmen und zugleich ihnen in alten und kranken Tagen eine Heimat bieten sollte. Schon im Jahre 1866 begann er den umfassenden Bau, hatte stets Geld und wußte überall zu bekommen, ohne andere Koupons auszustellen, als solche, die

erst im Jenseits fällig sind. Er hatte die Freude, daß der König Wilhelm von Preußen selbst, in Begleitung der Königin, des Kronprinzen und der fürstlich Sigmaringischen Familie, am 5. Oktober 1867 den Grundstein zum Hause Nazareth legte. „Wir nennen es Nazareth," sagte Geiselhart in seiner Ansprache an den König, „denn wie unser Heiland als schwaches, hilfloses Kind zu Nazareth aufgewachsen ist, so sollen hier die armen Kinder, Waisenkinder von Hohenzollern, auferzogen, an Leib und Seele gepflegt und zu tüchtigen Menschen herangebildet werden."

Der Grund war gelegt und rüstig ging es an den Weiterbau. Vom April bis Oktober 1868 gab der arme Gründer und Bettler gegen 50 000 Gulden aus und führte den äußeren Bau fast zu Ende. Aber nun fehlte noch dem mächtigen Gerüste der innere Ausbau, der zu mindestens 25 000 Gulden veranschlagt war und eine nochmalige gewaltige Anstrengung von Seiten des Bittenden und der Geber verlangte. Geiselhart erließ daher ein offenes Sendschreiben an seine Hohenzollernschen Landsleute, Priester und Laien, und bat zum letztenmal: „Wenn ich manchem" sagte er, „selbst meinen besten Freunden, lästig geworden bin, so mache ich es wie jener Mann in der Parabel des Evangeliums: ‚Auch wenn er nicht geben würde, weil er sein Freund ist, so wird er ihm dennoch geben wegen seiner Zudringlichkeit.‘ Sorgt nur endlich dafür, daß Ihr einmal vor mir Ruhe habt! Denn auch ich will gerne ausruhen, wenn das Haus Nazareth vollendet ist. Und wie in einer Sammlung von Kunstgegenständen manchmal ein alter Invalide angestellt ist und den Fremden die Schätze des Museums zeigt, so will ich dann allen zeigen die Schätze des Hauses Nazareth, die Waisen und die verlassenen Dienstboten, und will allen zeigen die Werke christlicher Barmherzigkeit."

Dem offenen Sendschreiben kamen die wackern Hohenzollern, namentlich unter dem Klerus, mit offenen Händen entgegen, und die Mittel flossen so reichlich, daß bis zum Herbst

1869 der innere Bau mit einer schönen Hauskapelle fertig war, und der Waisenvater am 21. Oktober mit sämtlichen Waisen Hohenzollerns und ihren Lehr- und Erziehungsschwestern in Prozession seinen Einzug halten konnte.

So hatte der Wunsch des armen Vikars von Empfingen seine höchste Erfüllung erreicht und nicht bloß für eine Waise war gesorgt, sondern für alle im ganzen Zollernlande, und mitten unter seinen Schützlingen weilt jetzt noch, 1889, da dies Buch erstmals erscheint, der greise Dom Bosco des Schwabenlandes, Gott dankend, der so herrlich Alles geleitet hat.

Im Frühjahr 1871 fanden die durch den badischen Minister Jolly 1869 vom Lindenberg auf dem Schwarzwald vertriebenen Schwestern eine bleibende Stätte im Hause Nazareth.

Wenige Tage vor meiner Anwesenheit war die fromme, heimatlose Schar der verfolgten Jungfrauen eingezogen, und während ich mit dem Hausvater unten in der Kapelle stand, ertönte über uns das ewige Gebet der Nonnen: „Gelobt sei das allerheiligste Sakrament des Altars", und heilige Luft wehte mich an.

Fern von hier in stiller Kapelle auf einsamer Bergeshöhe des badischen Schwarzwalds hatten sie zu Gebet und Arbeit sich vereint, als Gewalt sie vertrieb, weil man in Karlsruhe fürchtete, das Gebet der frommen Schwestern könnte gefährlich werden dem Lande, wo der Staatsminister feierlich erklärt hatte, „er müsse dafür einstehen, daß dem Volke seine Bildung und seine Sitte nicht geraubt werde von der katholischen Kirche".

Als ich zwei Jahre vorher auf einer Volksversammlung auch die Vertreibung jener Schwestern, die ich heute im Hause Nazareth beim Stammsitze der Hohenzollern traf, besprach, wurden mir „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" vier Wochen Festung und Entlassung aus dem badischen Schuldienst zuteil. Ich war daher um so erfreuter,

da ich die Vertriebenen heute wohlversorgt beim Vater Geiselhart fand. —

Gen Mittag stiegen wir bergab. Der Freund des Reichsbettlers, der Pfarrherr des Städtchens, dem ich in der Kirche am Morgen mich vorgestellt, hatte uns beide zu Tische geladen.

Vorher besah ich mir die kleine Residenzstadt Sigmaringen. Sie gehört zweifellos zu den schönsten Kleinstädten Deutschlands, wozu am meisten ihre Lage beiträgt und das herrliche Fürstenschloß der schwäbischen Hohenzollern. Da wo die Donau zwischen Felsen und Berg zum letztenmal sich durchzwängt, um fortan in breiterem Tal durch Altschwabenland hinzufließen, liegt das Städtchen Sigmaringen.

Auf hohem, vom Flusse berührtem Felsen erhebt sich die stattliche, altertümliche Burg, unter deren Schutz die bürgerlichen Bewohner ihre Häuser am Fuß des Felsberges erbaut haben. Und daß die Leute unter dem hohenzollernschen Adler schwäbischen Stammes gut wohnen, zeigt die ganze Miene des Städtchens. Ins Schloß kam ich nicht und wollte es auch nicht.

Ich hätte mir anno 1871 nicht träumen lassen, daß ich sieben Jahre später als Gast des Fürsten es genau kennen lernen sollte. Der im Jahre 1885 verstorbene Fürst Karl Anton hatte einige Bücher von mir gelesen und mich durch meinen fürstlichen Nachbarn am See, den Prinzen Wilhelm von Baden, einladen lassen und schließlich 1878 selbst eingeladen, als ich auf indirekte Einladung nicht gekommen war, weil eine gewisse Bescheidenheit und Unbeholfenheit, mit großen Herrschaften zu verkehren, mich zurückhielt. Ich hatte fortan die Ehre, des öftern mit dem Fürsten persönlich und brieflich zu verkehren. Es gehört diese Zeit zu meinen „vornehmsten“, aber auch interessantesten Erinnerungen.

Fürstliche Persönlichkeiten haben ja vor anderen Menschenkindern an sich schon vieles voraus. Man tritt ihnen mit einer gewissen Befangenheit gegenüber und hält das, was sie sagen,

in der Regel für viel gescheiter, als wenn andere Sterbliche das gleiche sagen. Kurzum, ihre Geburt und ihre Stellung geben ihnen einen Nimbus, der auch ihren geistigen Begabungen und Leistungen, selbst wenn sie nicht sonderlich groß sind, einen Glanz verleiht.

Wenn uns aber bei einer fürstlichen Person wirklich großes, umfassendes Wissen entgegentritt, verbunden mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit, die man an Gelehrten und Professoren gar selten antrifft, so wird uns diese Persönlichkeit volle Bewunderung abgewinnen. Und ein solcher Mann war Karl Anton von Hohenzollern. Er war Fürst, Sproß eines der edelsten und jetzt berühmtesten der deutschen Geschlechter, wirkte Jahre hindurch als Staatsminister und Militär in den höchsten Chargen des Königreichs Preußen — konnte aber bald mit dem protestantischen Diakonus und Professor Steudel von Ravensburg, bald mit dem katholischen Landpfarrer vom Bodensee stundenlang verkehren, als wäre er ein einfacher Landedelmann, der sich in herablassendster Art mit den Pfarrern seines Patronats, die er täglich um sich sieht, unterhält.

Es waren keine Redensarten und Alltäglichkeiten, die der Fürst besprach. Über alle Fragen der Zeit und alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft[1] redete er mit einer Feinheit und Leichtigkeit, die staunen machte. Er wurde dabei nicht müde, wohl aber mußte sein Gegenpart derart sich geistig anstrengen, um überall folgen oder antworten zu können, daß, mir wenigstens, eine Stunde vor dem Fürsten zu sitzen in gewissem Sinne eine geistige Strapaze und doch zugleich ein hoher Genuß war.

Ich werde dem hohen Herrn stets ein ebenso verehrungsvolles als dankbares Andenken bewahren. —

Das Schriftstellern, wenn es einer nicht besser kann,

---

[1] Wer sich überzeugen will, was Fürst Karl Anton für Kunst und Wissenschaft getan, der durchwandere im Schlosse nur die Bildergalerie, die Sammlungen und die Bibliothek.

als ich, ist ein schlechtes Geschäft. Mitleid verdient man aber darob nicht, warum läßt man's nicht bleiben. Der Hochmut, zu meinen, es interessiere andere Leute, zu wissen, was so ein Schriftsteller unteren Ranges denkt und räsoniert, und die Dummheit, allen Leuten offen zu sagen, wie's einem ums Herz ist, gehören gestraft.

Als ich das erstemal in Sigmaringen verweilte, war ich noch Anfangsschriftsteller, froh, wenn mir ein Buchhändler oder Herausgeber einer Zeitschrift nur etwas abnahm, und arbeitete teils umsonst, teils weit unter dem Fabrikpreis. Und doch habe ich anno 1871 in der kleinen Residenz an der Donau als angehender Schriftsteller etwas verdient, was mancher Arbeiter zur Winterszeit auch bekommt.

Wenn Eis und Schnee im Lande liegen und die Handwerksburschen, die Maurergesellen und die Steinhauer, die im Sommer gelebt haben wie die Vögel im Hanfsamen, frierend und hungrig durch Berg und Tal ziehen, so helfen sie den Bauern dreschen „ums Essen“. Und das Essen, aber ein köstliches, habe ich damals in Sigmaringen auch verdient mit der Schriftstellerei, die zu der Zeit noch nicht viel kunstvoller war als das Dreschen eines arbeitslosen Maurersgesellen.

Beim Stadtpfarrer Schanz, wo der Waisenvater und ich dinierten, ging es heute gegen alles Herkommen üppig her, so daß der Armenvater Geiselhart über die Verschwendung zu klagen begann. Das Rätsel löste sich. Ich hatte vor zwei Jahren in einer Zeitschrift Erinnerungen an eine kleine Reise erscheinen lassen und dabei über die „Pfarrköchinnen“ räsoniert. Der Pfarrer von Sigmaringen und seine Schwester hatten es gelesen. Und als ich in Sigmaringen in Sicht gekommen war, hatte der Bruder zur Schwester gesagt: „Das ist der, welcher über die Pfarrersköchinnen schimpft in den Blättern.“ Diese Drohung hatte die Revolution in der Küche bewirkt! —

Nach Tisch kamen — zwei leibhaftige Jesuiten aus Gorheim, der Vorstadt Sigmaringens über der Donau drüben.

Als im Jahre 1851 dies ehemalige Franziskanerkloster als Kaserne geleert wurde, rief Geiselhart auch die Jesuiten ins Land, damals in Deutschland willkommene Gäste von wegen der noch frischen Erinnerungen an die Revolution.

Die zwei Nachgäste waren der P. Rektor und sein Adjutant, Männer voll jenes feinen, nur den Jesuiten eigenen Taktes, in welchem große Demut bei vielem Wissen und geistiger Überlegenheit zum gefälligsten Ausdrucke kommt.

Ich habe meiner Lebtage nicht viel auf „Manieren" gehalten. Und es gibt viele Leute mit eleganten Redensarten und feinen Formen, die aber inwendig hohl sind, wie ein alter Nußbaum. Diesen Leuten gebe ich keinen Pfennig für ihr Getue und Geschwätz. Aber fein, elegant und „vornehm" auftreten und viel Wissen und Können dabei, das imponiert mir in hohem Grade. Und das verstehen die Jesuiten unter allen katholischen Geistlichen, ich möchte sagen, einzig und allein. Und sie verstehen es, einen feinen Takt selbst denen unter ihnen beizubringen, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, den Laienbrüdern.

Wenn ich es machen könnte, müßten alle Weltpriesterseminarien von Jesuiten geleitet werden. Denn das, was mir und den meisten Weltgeistlichen fehlt, könnte man am besten von ihnen lernen.

Aber — der moderne, liberale Staat würde das nicht dulden, und von *seinem* Standpunkt aus mit Recht nicht. Denn, wenn wir Weltpriester lauter „Jesuiten" wären, dann „gute Nacht" Liberalismus! Dann würden die katholischen Bauern und die Bürger alle mit den Jesuiten gehen und die liberale Herrschaft hätte ein Ende. Dann käme der „schrecklichste der Schrecken", jene vielbesprochene Jesuitenherrschaft, wo es nur noch Recht gibt im Beichtstuhl, auf der Folter und auf dem Scheiterhaufen.

Und doch haben die Jesuiten einmal einen Musterstaat in Südamerika gegründet, dem selbst ein Alexander von Humboldt sein Kompliment machte.

Spaß bei Seite! Die Jesuiten fürchtet man im liberal-protestantischen Deutschland nur, weil sie die gescheitesten und tüchtigsten Priester der katholischen Kirche sind, und deshalb müssen sie draußen bleiben. Es ist aber eine große Schwäche des starken deutschen Reiches, daß es außer Gott auch noch die Jesuiten fürchtet.

Leute, die nichts von ihnen zu fürchten haben, denen gelten die Jesuiten gar nicht für gefährlich. Ein Heine selbst hat die Jesuiten in Schutz genommen. Und in neuester Zeit ist der vielgefeierte Johannes Scherr in den „letzten Gängen" scharf gegen die Jesuiten, die er nur aus den Büchern kennt, losgezogen, aber er hat dabei doch auch offene und ehrliche Worte zu ihrem Lobe und ebensolche auch über ihre Gegner gesagt. Er spricht von der Macht des Ordens über Menschen und meint, sie rühre lediglich von der Prinzipientreue der Jesuiten her.

„Zu einer Macht über Menschen", schreibt er sehr treffend, „wird man auf die Dauer nur durch Prinzipientreue und logische Konsequenz kommen, nicht aber mittelst des Windfahnentums, obwohl dieses im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts als höchste politische Weisheit aufgeschwindelt und als solche von der denkträgen und charakterlosen Bildungsphilisterei anerkannt worden ist."

„Dieser alles verzeihenden, weil alles begreifenden Bildungsphilisterei unserer Zeit, dieser realpolitischen und opportunistischen Molluskenhaftigkeit steht kein Recht zu, das Moralsystem der Jesuiten zu verurteilen. Dasselbe ist ja einer nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurteilenden Gesellschaft wie auf den Leib geschnitten, und man könnte unschwer auf die Vermutung kommen, daß insonderheit die sittlich schlaffe Juristerei und die laxe Justizpflege ihre Anschauungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jesuiten zu verdanken haben und daß Rechtslehrer und Richter bei den Kasuisten der Kompagnie Jesu in die Schule gegangen seien."

Schärfer kann man die Stürmer der Jesuiten nicht mit Lauge übergießen, als Scherr es in diesen Worten getan.

Und ähnlich höhnt er die Feinde des Ordens wegen des angeblichen Satzes, daß „der Zweck das Mittel heilige". So schreibt er unter anderem: „Im Jahre 1520, also zu einer Zeit, wo der spanische Offizier Loyola noch nicht die entfernteste Ahnung von der Stiftung des Jesuitenordens hatte, schrieb Luther an Johann Lange: ‚Wir hier (in Wittenberg) sind überzeugt, das Papsttum sei der Sitz des wahren Antichrists, wider dessen Trug wir um des Heiles der Seelen willen alles für erlaubt halten.' Das heißt doch mit aller Entschiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. Und angesichts des brutalen Cynismus, womit die Materialisten und Anarchisten unserer Tage die gemeinste Selbstsucht als höchstes Gesetz ausschreien, ist es lächerlich, den Jesuiten aus dem, was alle Welt tut, ein Verbrechen zu machen."

Den Stifter des Ordens, den hl. Ignatius nennt er einen „großen, ja sogar einen einzigen Mann, was nur Unwissenheit und Parteiborniertheit leugnen könne."

„Er war", so schreibt Scherr weiter „in seinem Wollen, die Menschen zu theokratisieren, die Erde zu einer päpstlichen Universalmonarchie zu machen, fraglos ein Idealist höchster Potenz, in seinem Tun aber ein Realist, mit welchem verglichen alle großen und kleinen Realpolitiker unserer Zeit als klägliche Pfuscher erscheinen. Denn nie hat ein Mensch sein ungeheuer kühn abgestecktes Ziel mit so eiserner Folgerichtigkeit festgehalten, nie wieder hat einer mit so unbeirrbar kluger Berechnung alle Mittel und Möglichkeiten seiner Zeit dem einen Zweck dienstbar zu machen gewußt. Es hat niemals ein General seine Armee besser zu führen gewußt als Ignatius von Loyola seine Kompagnie."

Und ein andermal gesteht Scherr: „Vor den glänzenden Erfolgen, welche in neuerer und neuster Zeit dem Jesuitenorden zugefallen sind, müssen die gleichzeitigen Erfolge der Freimaurer bescheiden zurücktreten."

Die größte Machtfülle hatte in religiöser, sozialer und politischer Beziehung der Jesuitenorden vor seiner Aufhebung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Diese Macht wird er nie mehr erreichen. Es ist aber auch nicht nötig, denn jene Zeiten waren vielfach weder für den Orden noch für Kirche und Gesellschaft ein Glück. Mir sind die heutigen Jesuiten viel lieber, als ihre Vorgänger im 17. und 18. Jahrhundert, welche auf höheren Befehl zu viel in Politik machen mußten, nicht immer zum Segen der Völker und der Religion. —

In Gesellschaft der beiden Jesuiten verließ ich nach herzlichem Abschied vom Waisenvater und vom Stadtpfarrer Schanz[1] das gastliche Pfarrhaus in Sigmaringen, um mir einmal die Jesuiten „daheim" anzusehen, in ihrem Noviziate Gorheim, eine kleine halbe Stunde von der Stadt. Ich kam zum erstenmal in ein Ordenshaus der Gesellschaft und war daher um so „neugieriger" auf das innere Leben und die Einrichtungen des Hauses. Beides hat meine Erwartungen weit übertroffen und mir die Jesuiten noch viel lieber gemacht.

Welche Einfachheit, welche christliche Armut — und dabei doch eine gewisse Noblesse in allem, was man sieht im Hause. Dazu die heiteren, fröhlichen und doch frommen, asketischen Gesichter und Gestalten der Patres und Novizen. Da fegt einer der letzteren eifrig die Gänge — er ist vielleicht der Sohn vornehmer Leute —, ein anderer trägt Wasser, der dritte Holz, alle voll Ruhe und innerer großer Heiterkeit. Ich fand zwei Priester hier als Novizen, die, mit mir einst auf der Universität und im Konvikt, von der Seelsorge weg in die Gesellschaft Jesu getreten waren. Sie heißen Suzen und Groß. Wie fand ich sie glücklich und voll der seligsten Zufriedenheit, diese braven Männer! Ich muß offen

[1] Dieser starb einige Jahre später im besten Mannesalter. Den Vater Geiselhart aber sah ich in den achtziger Jahren noch wiederholt bei mir in Freiburg. Er starb achtzig Jahre alt anno 1891.

gestehen, ich kam mir ihnen gegenüber, die Alles verlassen haben, um in unserer Zeit Jesuiten zu werden, recht armselig und erbärmlich vor, ich, der ich mich gänzlich unfähig fühle zu solchem Opfer, aber dafür auch keinen Anteil habe an jenem Frieden, den die Welt nicht gibt, noch geben kann.

In Begleitung meiner beiden Studienfreunde besah ich Alles inner- und außerhalb des Hauses, und während ich bei den häuslichen Einrichtungen Einfachheit und Würde bewunderte, betrachtete ich jede Gestalt eines Paters oder Novizen, die uns begegnete, mit einer Ehrfurcht und innerlichen Hochachtung, die mir das Bewußtsein abzwang: „Dieser Mann ist Jesuit oder will es werden!"

Eben standen wir draußen am kleinen Friedhof des Hauses, wo mancher schon seine Ruhestätte gefunden, als der P. Rektor zu uns trat und mit einem fast verklärten Blicke sprach: „Hier ruhen wir." — Es ergriff mich tief, und ich dachte: „Ja, sie werden Ruhe finden, diese viel verfolgten, viel geschmähten, viel verhetzten Heldenpriester, Ruhe — im Grabe, Ruhe, die die Welt ihnen nicht läßt, weil der Fürst der Welt in ihnen seine größten Gegner sieht! O könnten sie alle hier stehen, jene verbissenen Feinde der Jesuiten, hier am Grabe jener Männer, deren ganzes Leben dahinfloß in treuem Glaubensleben und Glaubenswirken und denen die Welt nichts ließ als ihren Haß. Wahrlich, jene Menschen müßten reuevoll auf ihre Brust schlagen und ausrufen: „Was haben sie uns getan, daß wir sie verfolgten?!"

Später sah ich noch den P. Anna, den greisen Missionär, der namentlich in Baden unzählige Missionen abgehalten. Als die Revolution von 1848 gefährliche Geister geweckt und namentlich in Baden schlimm gehaust hatte, da rief man, nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, die Jesuiten ins Land, um dem Volk wieder ein Gewissen zu schaffen und es zu lehren, daß „Ruhe des Bürgers erste Pflicht sei" und der Christ seiner rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen müsse. Da waren sie lieb und wert, die

„Verhaßten", und Missionen über Missionen wurden gehalten unter dem reaktionären badischen Ministerium zu Anfang der fünfziger Jahre, und jetzt — jetzt, wo viele Achtundvierziger Hand in Hand mit dem konfessionslosen Staat gegen die Kirche gehen, jetzt werden die Jesuiten wieder gehetzt. Von allen Seiten wird der Polizeistock gegen sie zu Hilfe gerufen und der Kreuzzug gepredigt gegen die Wehrlosen. Im Geisteskampfe ist man den Jesuiten nicht gewachsen und schon längst unterlegen, darum rufen sie die Staatsgewalt an, um das Vaterland und die Freiheit des Geistes zu retten.

Man schlägt jetzt auf Kirche und Jesuiten; wenn aber einmal der Sozialismus und Kommunismus auf beide Parteien schlagen wird, dann werden gewisse Leute die Kirche wieder zu Hilfe rufen, wie nach 48, aber — es dürfte zu spät sein.

Ich sah den greisen, freundlichen P. Anna, der einst auch zur Zeit, da ich in Rastatt ein elender Quartaner war, in meiner Heimat Haslach Mission gehalten, zum ersten- und letzten Male. Wenige Wochen später und er war tot. Der Herr wollte ihm vielleicht den Schmerz über die bald nachher erfolgte Vertreibung seines Ordens ersparen.

Ein Nachtquartier bei den gastlichen Vätern schlug ich aus, und will das Warum offen und ehrlich hierhersetzen: Es wurde mir im Kreise dieser weltentsagenden, streng asketischen Männer je länger je unbehaglicher — in meinem Innern. Immer und immer kehrten Frage und Vorwurf in meinem Geiste zurück: Was tun diese Männer für ihre Seele und was tust du? Und dieser Vorwurf trieb mich hinaus in die Welt — da ich weder Mut noch Kraft in mir fühlte, länger oder für immer zu bleiben. Draußen aber, während ich einsam meine eilenden Schritte durchs einsame Donautal hinauflenkte, fühlte ich mich recht niedergeschlagen und armselig. Wie wird, dachte ich, der Herr dereinst den himmelweiten Unterschied zwischen dir, dem Weltpriester, und einem Jesuiten richten?

Und doch hat man mich schon öfters für einen Jesuiten gehalten — um meines großen Hutes willen, das einzige, was jesuitenähnlich an mir ist. Aber selbst dieser Hut hat so wenig die richtige Fasson, daß ein geistlicher Nachbar behauptet, es wäre ein Freimaurershut, und mich so auf die beschämendste Art um meinen „Jesuiten" bringt.

Ich würde es um eines Punktes willen nie bei den Jesuiten aushalten. Und dieser Punkt, ist der schrankenlose Gehorsam gegen die Oberen: Zu wollen und zu denken wie diese, auf keine Weise zu erkennen zu geben, daß das eigene Urteil dem des Oberen entgegen ist, sich ihm gegenüber zu verhalten wie ein „Stock" oder „Leichnam", den eigenen Willen abzulegen und zu glauben, daß das, was von oben kommt, immer recht und wahr ist, dasselbe stets zu verteidigen, es niemals zu tadeln und es allzeit für Gottes Wille und Befehl zu halten — das brächte ich nie und nimmermehr fertig. —

3.

Eben hatte ich ein klösterliches Haus verlassen, und schon lenkte ich meine abendlichen Schritte einem andern zu, dem Benediktinerkloster Beuron. Für heute aber konnte und wollte ich dasselbe nicht mehr erreichen; im nächsten Dorfe beschloß ich daher zu übernachten. Der Weg von Sigmaringen nach Beuron führt durch eines der an Naturschönheit reichsten Täler, das die Donau in ihrem langen Laufe durchströmt, aber dabei ist dieses Tal einsam und menschenleer, wie selten eines.

Weit war ich schon in den dunkelnden Abend hineingelaufen, als ich die ersten Menschen traf, zwei Sigmaringer Bauernjungen, die langsam und singend vor mir herzogen. Wie ich mich ihnen mehr und mehr näherte, begannen sie auf einmal mit voller Stimme zu singen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?", was mich ungemein erheiterte.

Bis zum Jahre 1866 war den guten Sigmaringern nichts unlieber, als wenn man sie „Preußen" nannte oder, wie die umwohnenden Badener und Württemberger zu sagen pflegten, „Mußpreußen". Man bespöttelte die Hohenzollern, daß sie preußisch seien, und sie selbst sahen sich ungern als königlich preußische Untertanen.

Urtrefflich zeichnet sich diese damalige Volksstimmung in der Anekdote von jenem Sigmaringischen Postillon ab, der regelmäßig nach der benachbarten württembergischen Donaustadt Riedlingen seinen Postwagen führte, auf die Riedlinger aber, wie es scheint, nicht gut zu sprechen war. Als er nun eines Tages eben dorthin fuhr, fragte ihn ein Passagier unter anderem: „Nun, wie geht's denn bei Euch, seitdem Ihr preußisch seid?" — „Ganz gut," meinte der Postillon — „nur täte wir's dene verfluchte Riedlinger do drunte au gönne!"

Nun, man hat es seitdem den Riedlingern und vielen andern gegönnt, und alle jene Umwohner des „Reichs", die einst spöttelten, sind jetzt äußerlich oder innerlich Preußen geworden. Der Sigmaringer aber, der nur mit Scheu ehedem sich diesen Namen gab oder wohl gar sich schämte, so genannt zu werden, ist nun stolz auf diesen Titel und singt in hohem Selbstgefühl: „Ich bin ein Preuße!"

Solch ein mächtiger, alles ändernder König ist der — Erfolg. —

Es war dunkel geworden im einsamen Donautale, „die Vögelein schwiegen im Walde," und auch ich dachte an baldige Ruhe. Doch wollte kein Plätzchen sich zeigen — ringsum Alles menschenleer, nirgends ein „gastlich Haus". Da tönte ein Glöcklein über den Fluß herüber und „lud den Pilger zum Beten ein", versprach aber auch baldige Herberge. Jenseits des Flusses erblickte ich ein einsames Gehöft, aber nirgends eine Brücke, die mich hinübergeführt hätte, um des Bauern Gastfreundschaft für einen fremden Wanderer in Anspruch zu nehmen.

Unmutig ob des trennenden Gewässers ging ich die Straße weiter in die Nacht hinein und dachte eben: „Es fehlt dir jetzt nichts als noch ein Abenteuer, der Anfang dazu ist schon gemacht.“ — Und siehe da! Nicht tausend Schritte war ich weiter gelaufen, als ein Geräusch von der Felsenseite her mich aufschauen machte, um zu sehen, wie hinter einem Felsblock hervor eine menschliche Gestalt gegen mich herabsprang. Ich weiß nicht, war's ein Glück für mich oder für ihn, daß er plötzlich im Springen stürzte und den steilen Abhang herunterrollte auf die Straße, vor meine Füße hin. Es war ein verlumpter Kerl, der über gewaltigen Schmerz am Knie stöhnte, mir aber auf mein Fragen und Drohen nicht die geringste Antwort gab, so daß ich ihn endlich liegen ließ und unerschrocken, aber mit etwas Falstaffscher Vorsicht, weiter ging. Kaum war ich einige Schritte von ihm entfernt, so sprang der Kerl auf und — ins Gebüsch am Donauufer, was mich auf den Gedanken brachte, daß der Wegelagerer mich mehr fürchtete, als ich ihn. Und so zog ich, wenn auch etwas aufgeregt, doch ruhig weiter und belobte mich innerlich ob meines gezeigten Mutes. Freilich dürfte psychologisch schwer zu entscheiden sein, ob dieses Lob nicht mehr eine Art Zuspruch zum Mut war?!

Mich ängstigte jetzt nur noch der Gedanke, keine Herberge zu finden, woran außer Müdigkeit auch Hunger und Durst mich mahnten. Und hatte schon das Glöcklein mir neckisch eine Hütte gezeigt, die nicht zu erreichen war, so sollte auch mein durstiges Verlangen auf ähnliche Weise gereizt und getäuscht werden. Mein Fuß traf mitten im Wege auf einen Gegenstand, der mich fast zu Falle gebracht hätte. Ich fühlte zuerst mit dem Fuße, dann mit den Händen, und richtig -- es war ein echtes und rechtes spundvolles Bierfäßchen. Hätte ich Hahnen und Glas daneben gefunden, ich hätte geglaubt, Sigmaringen wäre das „Schlaraffenland“ oder irgend eine Flußgottheit treibe ihr Spiel mit mir. Aber so stand ich, ein zweiter Tantalus, vor dem braunen

Naß, das zudem mein Lieblingsgetränk ist, hatte Durst, viel Durst und konnte nicht trinken. „Scheiden und Meiden,“ heißt's im bekannten Volkslied, „tut weh“ — und so schied auch ich mit schwerem Herzen von dem verlassenen Fäßlein, das, wie ich später erfuhr, einem durchfahrenden Wagen entrollt war — um mich zu necken.

Es war neun Uhr nachts, als ich auf eine kleine Häuserkolonie traf, in der aber Alles schlief; kein Licht brannte und kein Hund bellte. Ratlos, wo klopfen, stand ich auf der Straße mitten in den Häusern — da rief von ferne eine unsichtbare, feine Frauenstimme (oder war's gar eine Nixe vom Donauflusse?): „Klopfen Sie an jenem großen Haus, es ist das Wirtshaus!“ Ich wollte der Retterin danken, sah und hörte aber keine Seele mehr, bis ich an die Türe des bezeichneten Hauses schlug, worauf ein rotbackiger, einäugiger Mann in blauer Bluse öffnete und mir ein Bett verhieß. Mein Wirt und sein Exterieur ließen mich abermals auf eine „Aventure“ hoffen, doch verschwand meine Hoffnung oder richtiger Furcht, als ich hörte, ich sei in Tiergarten, einem eingegangenen Eisenwerk des Fürsten von Fürstenberg, und mein Herbergsvater Pächter des ehemaligen Wirtshauses. Ich habe die Ehre, den genannten Fürsten und seinen Domänendirektor von meiner einjährigen Tätigkeit am Gymnasium in Donaueschingen her persönlich zu kennen, und wußte, daß der letztere seines Herrn „Vasallen“ genau mustert und keinem Lumpen etwas anvertraut. Darum überantwortete ich meinen Leib getrost dem Wirt am stillen Eisenhammer, aß von seinem Brote, trank von seinem Bier und schlief den Schlaf des „Gerechten“.

Der Morgen kam, gewaltiger Regen strömte hernieder und machte die öde Gegend noch öder. Es gibt kaum etwas Traurigeres zum Anblick, als ein totes Hammerwerk, dem bei seinen schwarzen Gebäuden, seinem schlackenbedeckten noch schwärzeren Boden das Licht der gewaltigen Lohe fehlt und die finsteren, aber doch malerischen Gestalten der Söhne

Vulkans. Die Konkurrenz der preußischen Hämmer am Rheine hat die fürstenbergischen Werke im Donautale lahm gelegt. Diese Preußen machen doch überall und in allem Konkurrenz, selbst die preußischen Katholiken übertreffen ihre süddeutschen Konfessionsgenossen an Energie und Opferwilligkeit! —

Bei strömendem Regen ging ich unter dem Schutze meines Kautschukmantels gegen 9 Uhr von dannen. Immer enger und einsamer ward das Tal, immer wilder die Felsen und Berge. Da stand ein wenig abseits vom Weg auf einer kleinen Anhöhe eine Kapelle. Ich trat hinein, um meine Matutin zu beten. Wie staunte ich, als ich heilige Gewänder auf dem Altare liegen sah und daneben einen Kelch, zur Seite Hut und Stock eines Priesters, nirgends aber ein lebendes Wesen. Ich hatte mich nicht lange gewundert, wie in dies einsame Kirchlein ein Priester gelange, als derselbe in Stola und Albe zur Türe hereintrat, von einem Sterbenden kommend, dem er die letzte Wegzehrung gebracht. Es war der Pfarrer Hagg von Hausen im Tal im badischen Amt Meßkirch — denn hier oben im Tale wechseln Baden und preußisch Sigmaringen mit Württemberg in echt altdeutsch-einheitlicher Weise ab. Die Kapelle aber gehört zu seiner Filialgemeinde Neidingen.

Der Pfarrer, den ich heute zum erstenmal sah, ist ein Vorarlberger und anno 1851 in unser Bistum eingetreten. Wir machten nun den Weg in sein Pfarrdorf gemeinsam und wir wurden bald so bekannt, daß er sich bereit erklärte, mich nach Beuron zu begleiten. In seinem Pfarrhaus, einer alten Hütte, machten wir Halt, und der Pfarrer bestellte bei einem Bauern ein gedecktes Fuhrwerk, das er öfters benützt und selbst lenkt.

Heute machte ich den Kutscher und trotz Wetter, Sturm und Graus gings flott das Tal hinauf. Da nahm mir ein Windstoß meinen großen Hut vom Kopf und trug ihn in die Donau. Zum Glück trugen ihn die Wellen dem Ufer zu, an

dem ich stand, um ihn zu fischen, und bald war er wieder mein, aber so naß, daß ich barhäuptig weiter fahren mußte. Rechts oben zeigte sich bald die alte Feste Wernwag, auf der einst der Minnesänger Hugo von Wernwag gesungen, der in einem Minnelied (um 1246) seiner untreuen Geliebten droht, sich an König Konrad (IV.) zu wenden „ob ihres Undankes für seinen Dienst und Sang", und wolle dieser nicht richten, an den neuen König aus Thüringerland (Heinrich Raspe) oder „an den Papst, wo man stets Gnade finde".

Kaum hat der Wanderer Zeit, die steile Ruine recht zu betrachten und sich jener gewaltigen Zeit zu erinnern, wo einst diese Sänger und Ritter von ihren einsamen Burgen herab mit den „geharnischten Friederichen" der staufischen Zeit weit wegzogen von Weib und Kind, um drüben in Italien oder im heiligen Lande deutsche Kraft und deutsches Schwert zu zeigen — so erhebt sich links im Donautale eine viel schauerlichere, wildschönere Ruine, der alte „Wildenstein". Hier saß vor etwas über drei Jahrhunderten gar oft ein schwäbischer Edelmann von echt altem Schrot, der es verdiente, in einer eigenen Biographie unserer Zeit vorgeführt zu werden. Es ist der alte Graf Gottfried von Zimmern, dessen Lieblingssitz das schauerlich wilde Schloß war, und von dem die Zimmernsche Chronik gar wunderliche Dinge erzählt.

So war der alte Herr während des schmalkaldischen Krieges von „Mößkirch", dem Stammsitze, nach Wildenstein gezogen und erzählt der Chronist hievon also: „Es war datzumal niemands gern zu Wildenstein von wegen der wunderselzamen weis des alten herren, der war mit so großer sorg in eine solliche unordnung mit essen, trinken und schlaffen kommen, daß er, auch menigklichen, hernach dessen höchlichen an der gesunthait entgelten muessen. Es konte des morgens blösig sibne uf der uren oder uf das spettigst achte schlahen, er wolte den imbiß essen. Nachher beruft er den schreiber. Mit dem zecht er; unter der zech macht er reimen von dem

Berner[1] und den risen, wie dann sollich buch, damit er viel muhe und arbait gehapt, noch zu Wildenstein vorhanden. Nach den zwai uhren nach mitentag fieng er an das nachtmal; das weret biß um die vier uhren ungefarlichen. Nachts umb die neun uhren und hernach do man sollt schlaffen geen, do fieng man erst an zu dempfen̄ (trinken). Das weret etlich stundt in die nacht."

Als der Krieg vorüber war (1547), bestimmte man den Herrn Gottfried wieder gen Mößkirch zu ziehen, was er auch vorhatte; aber, erzählt die Chronik, „er het allain das bedenken, das seines erachtens noch zuvil weins im schloß; den wollt er nit alda lasen, so wollt er in auch nit hinweg fueren, sonder war sein mainung, alda zu bleiben, biß er usgedrunken were. So bald das publiciert, glaubt kein Mensch, wie sich meniglich beflisse zue drinken, es thete ein jeder das best, damit die Faß bald gelert wurden. Man saß manichmal biß miternacht bei dem schlafftrunk, do man sonst schlaffen were gangen, denn der wein war guet." Der alte Herr aber, so erzählt heute noch der Volksmund, saß den ganzen Tag in dem Erkerzimmer, das die schönste Aussicht auf das Donautal bot, trank seinen Humpen und betete den Rosenkranz dazu. Denn Graf Gottfried war ein frommer Ritter; täglich besuchte er in Mößkirch die Kirche zweimal zum Amt und zur Vesper, und auf Wildenstein ließ er sich jeden Feiertag und Sonntag die heilige Messe lesen und predigen. Bis in seine letzten Lebenstage ging er, obwohl kranken Leibes, täglich in die Kirche und hielt, als er nicht mehr gehen konnte, in seinem Krankenzimmer Gottesdienst.

Drei Sorten Menschen, pflegte er zu sagen, solle man besonders in Ehren halten, seinen Beichtvater, den Arzt und den Apotheker, denn die könnten einem an Seele und Leib am meisten nützen oder schaden. So oft er beichtete, gab er seinem Beichtvater einen der rheinischen Goldgulden, die er besonders prägen ließ mit dem Bilde der Gottesmutter,

[1] Dietrich von Bern, der altdeutsche Sagenheld.

er vor ihr kniend als Ritter. 1550 ließ er sich noch 25 Stück schlagen und sagte, die wolle er noch „verbeichten“ und dann sterben. Er starb aber schon 1554, siebenzig Jahr alt, und hinterließ noch achtzehn seiner Beichtgulden. Sein tägliches Gebet hat er selbst verfaßt, und es macht seinem Glauben alle Ehre. Es lautete: „Allmechtiger, ewiger, barmherziger Gott, dir sagen wir lob, ehr und dank, und bitten dich, bis (sei) uns gnedig und barmherzig, iez und zu aller Zeit, insonderheit zu der stund unsers tods; behuet und beschurm uns vor allem übel und gib uns nach diesem armen, ellenden, zergengklichen leben, ewige frewd und sälligkeit durch Jesum Christum, deinen einigen, lieben sohn, in dem du dir ein wohlgefallen hast, unsern herrn und erleser, dem sagen wir lob, ehr und dank, seins allerheiligsten leidens, bluetvergießens und bittern tods wegen, das er um unser sünd willen unschuldiglich und guetwilliglich, uns dardurch von dem ewigen todt zu erlesen, gelitten hat. Und lob und ehr sei Maria, der allerheiligsten, reinsten, hochwurdigsten, gnadenreichesten, barmherzigesten, ewigen junkfrawen, seiner lieben mutter im namen Gots des hailigen gaists. Amen.“

Einen eigentümlichen Zug Gottfrieds noch zum Abschied vom alten Wildensteiner: Er war kein Freund von Antiquitäten, drum ließ er alle alten Turnierzeuge und Rüstungen seiner Vorfahren, darunter eine wertvolle vom König Ladislaus von Ungarn, welche Kaiser Sigismund einem Grafen von Zimmern geschenkt, in seine Schmiede schicken und dort zu Hufeisen verschmieden. Aus den alten Urkunden seines Archivs aber ließ er Leim sieden.

Bei seinen Untertanen war der alte Herr über alle Maßen geliebt und respektiert; noch jahrelang nach seinem Tode zogen die Bürger und Bauern vor dem Schloß in Mößkirch den Hut ab, wenn sie unten an dem Erker vorbeigingen, in dem Gottfried Wernher einst gesessen, denn wer von seinen Untertanen ihn zu grüßen vergaß, dem hezte er einen Hund nach. —

Lassen wir die Gestalt des wunderlichen Ritters samt seinem Wildenstein hinter uns und suchen wir im Donautale Bilder aus unserer Zeit. Wenige Schritte weiter und wir sehen tief unten im Tale am jenseitigen Flußufer eine kleine Meierei. Sie heißt „St. Maurus im Felde", und ist der Lieblingssitz der verwitweten Fürstin Katharina von Hohenzollern, welche den größten Teil des Jahres zwischen diesen einsamen Felsen, in die der Wildenstein herabschaut, betend und Wohltaten spendend zubringt.

Ihr größtes und verdienstlichstes Werk ist die Wiederherstellung der Abtei Beuron, für welche der hohen, edlen Frau kein Opfer zu groß oder zu viel war. Der Herr aber segnete ihr frommes Unternehmen und ließ sie auch den Mann finden, welcher die junge Pflanzstätte der Söhne des heiligen Benedikt in so vollendetem Geiste einzurichten und zu leiten wußte.

„St. Maurus im Felde" gegenüber an der Landstraße erbaute die Fürstin diesem Lieblingsschüler des heiligen Benedikt die St. Mauruskapelle, die mit großem Kostenaufwand, aber in eigentümlichem Baustyle hergestellt und sonderbar gemalt wurde. So hat man, meine ich, im neunten und zehnten Jahrhundert wohl gemalt, im neunzehnten sollten Bilder anders aussehen. Die Figuren sind sehr steif gemalt, sehen aber sehr fromm aus, und das ist für ein Heiligenbild die Hauptsache.

Eine kleine halbe Stunde von der Mauruskapelle weg und wir stehen an der Klosterpforte von Beuron, das sich gar malerisch und großartig von den engen Bergen und dem ragenden Gestein abhebt. Der schöne Bau, im Anfange des vorigen Jahrhunderts von „Augustinern" (denn diesem Orden gehörte Beuron ehedem an) aufgeführt, war seit dem Jahre 1802 ohne entsprechende Verwendung im Besitze der Fürsten von Sigmaringen, bis im Jahre 1862 deutsche Benediktiner, die in St. Paul zu Rom Mönche geworden waren, unter der Beihilfe der genannten Fürstin Katharina das Kloster

käuflich erwarben. Schon im folgenden Jahre waren die Gebäude wohnlich hergestellt, von den Mönchen unter dem Prior Maurus Wolter, der Seele des ganzen Unternehmens, bezogen, und die alte, eingegangene Wallfahrt wieder eröffnet. Unter sichtbarem Segen Gottes wuchs die junge Mönchsfamilie derart heran, daß schon nach fünf Jahren aus dem Prior ein Abt wurde und heute Beuron, mit Priestern und Novizen reichlich versehen, zu einem der nach Regel und Geist des heiligen Benedikt vollendetsten Klöster dieses Ordens geworden ist.

Ich war schon in verschiedenen Benediktinerklöstern unserer Zeit, in verschiedenen Ländern, habe aber in keinem so sehr „den heiligen Vater" Benediktus in seinen Söhnen aufleben sehen wie in Beuron.

Welch strenge Askese, welch' eine Ruhe, welcher Friede unter und in diesen Mönchen! Überall der Hauch eines strengen, aber vergeistigten Klosterlebens, wie es uns namentlich in der Person des Abtes, dieses fein gebildeten Geistes, so wohltuend und ergreifend entgegentritt. Möge dieser Geist Wolters seine Nachfolger nie verlassen, und Beuron wird die Perle der deutschen Benediktinerklöster werden und bleiben!

So wie in Beuron soll das Mönchsleben nur noch sein in der französischen Abtei Solesmes unter dem großen Dom Gueranger, dessen Schüler, wenn ich nicht irre, Abt Wolter ist, und der in regem geistigen Verkehr steht mit der jungen Stiftung an der Donau.

Leider traf ich den Abt, den ich anno 1868 persönlich kennen gelernt habe in dem Kloster Gurtweil bei Waldshut, nicht daheim, wurde aber trotzdem aufs freundlichste aufgenommen. —

„Und lernen leben in Gesellschaft wir, ist's Einsamkeit, die uns lehrt sterben" — diese trefflichen Worte Byron's traten mir nie lebendiger vor die Seele, als in der stillen Klostereinsamkeit von Beuron. Man mag diese schweig-

samen Mönche in die Kirche begleiten, um ihren herrlichen Chorgesang zu hören, man mag sie im Refektorium ihr einfaches Mahl einnehmen sehen, man mag auf den stillen Klostergängen ihnen begegnen, stets wird man das Eine auf ihren Gesichtern lesen: „Diese Männer haben Alles verlassen, um ihre Seele zu retten.“

Möchten doch alle jene Menschen, die Feinde der Klöster sind und von „geistlosem Gebet und Faulenzen“ reden, einmal einige Tage das Klosterleben mitmachen in Beuron, diesem jüngsten der deutschen Benediktinerstifte, und ich wette, auch der stärkste unter jenen Herren hielt es nicht zwei Tage aus bei diesen „geistlosen Betern und Faulenzern“, so sehr würden sein Geist und sein Leib in Anspruch genommen. Aber das gehört ja auch zu den vielen Zeichen unserer Zeit, hinter dem Bierglas und vor der Weinflasche an wohlbesetzter Tafel über Mönche zu schimpfen, deren einer oft mehr wiegt an Geist und Mannesmut und Selbstverleugnung, als eine ganze Legion unserer Alltagsmenschen. —

Im Kloster traf ich auch einen Dominikanermönch aus Bologna, vertrieben aus Neu-Italien, ein prachtvoll schönes Mönchsgesicht. Wir machten zusammen einen Spaziergang außerhalb der Klausur. Er erzählte mir halb deutsch halb lateinisch von seinem schönen Kloster in Bologna, wo er seit seinem achtzehnten Lebensjahre so glücklich gelebt, und wie man sie vertrieben, die armen Mönche, den einen dahin, den andern dorthin, und wie ihn sein General auf Verlangen des Abtes als Lehrer nach Beuron gesendet, wie gut es ihm gefalle unter diesen frommen Benediktinern, wie sehr aber seine Gesundheit leide unter den rauhen Lüften und Felsen im Donautale, ferne der südlichen Heimat.

O Bologna, Bologna! rief er wiederholt aus, und Tränen der schmerzlichsten Sehnsucht nach seinem heimatlichen Kloster, in dem jetzt Soldaten hausen, traten ihm in die großen, dunklen Augen, und sein tiefer Schmerz ergriff auch mich gewaltig. Wahrlich, wenn die Ungerechtigkeit unserer

Zeit und die Tränen, die über sie geweint werden, noch gerächt werden, so müssen wir schwere Gerichte erleben!

Eines noch fand ich, zum erstenmal im Gespräche mit einem italienischen Priester, daß der noch junge Dominikaner in der Theologie so eminent zu Hause war, daß ich, dem italienischen Mönche gegenüber, mir vorkam wie ein armseliges Schulbüblein. Auch ein Beweis von den „dummen italienischen Pfaffen" und von den vielen „unwissenden Bischöfen Italiens, welche die deutsche Gelehrsamkeit bei den vatikanischen Dekreten niedergestimmt haben"! —

Als ich, nach einer im Kloster zugebrachten Nacht, am andern Morgen kurz vor der Abreise in eine Loge oberhalb des Chores der Kirche trat, sangen die Mönche eben das Credo in so ergreifend schöner Weise, daß ich mir alle Katholiken hierhergewünscht hätte, um diesen herrlichen Gesang mit seinem „unam, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam" zu hören.

Neben mir kniete der Mönch von Bologna, schaute wehmütig hinab zu den Mönchen im Chor, sang still mit ihnen und — weinte. Auch mir trat eine Träne ins Auge, aber diese Träne, sie tat meinem Herzen unendlich wohl und wehe zugleich, indem der glaubensinnige, den Glauben so tief weckende Gesang der Mönche und das schmerzliche Wehe des armen Dominikaners zugleich mich ergriffen hatten. Stumm reichte der Weinende dem Weinenden die Hand zum Lebewohl. „Et vitam aeternam — Amen" (und ein ewiges Leben — Amen) sang es unten im Chor. Verklärt lächelte das schöne Antlitz des Heimatlosen bei diesen Trostworten. Ich schied. — —

Es war ein warmer Augustabend des Jahres 1884, da ich von Krauchenwies, wo ich dem Fürsten von Sigmaringen in seiner Sommerresidenz die Aufwartung gemacht hatte, das Donautal heraufgefahren kam, um in Beuron zu übernachten.

Die dunklen, zackigen Felsen lagen schon im Abend-

schatten und nur über dem Kloster leuchtete noch ein letzter Sonnenstrahl, als wollte er recht deutlich aufmerksam machen, daß es tot sei. Und so war es. Die Mönche von Beuron hatte der Sturm des Kulturkampfes verjagt, sie aßen, wie einst der Dominikaner von Bologna, das Brot der Verbannung. Nicht mehr tönte der herrliche Gesang durch die Hallen der Kirche, die stille und verlassen war, wie ein Kirchhof.[1]

Im großen Gasthaus nebenan weilten einige Sommerfrischler, konnten aber die Vereinsamung, die rings um das Kloster einem in die Seele trat, nicht ändern. — —

Der Weg aus den Felsen des Donautales in die Ebene bei Friedingen ist ungemein steil und beschwerlich; darum hatte ich mich von einem Bauersmann mit seinen Pferden in dieses öde Städtchen fahren lassen. Von da übernimmt die Post flußaufwärts den Transport bis Tuttlingen.

Ich setzte mich wieder zum „Postle", wie der Schwabe sagt, und ließ mir von ihm erzählen, da die Gegend meine Neugierde nicht reizte. Er war ein Mann von nahezu sechzig Jahren, aus dem schwäbischen Allgäu, zuerst zwölf Jahre Soldat und seitdem bald Fuhrknecht bald Postknecht gewesen. Ich fragte nach seiner Heimat, Vater, Mutter und Geschwister, und rührend erzählte er mir von der Liebe zu seiner Mutter, die nun fast dreißig Jahre tot sei. Als sie aufs Totbett kam, war er Soldat in Ludwigsburg, vierzig Stunden von seiner Heimat. Der Schulmeister schrieb dem jungen Krieger, die Mutter wolle ihn nochmals sehen. Er meldet sich sofort bei seinem Obrist, bittet um Urlaub und fünfzig Gulden Geld auf seinen Einstand hin; der Obrist gewährt beides, und nun eilt er zu Fuß in kaum drei Tagen den vierzigstündigen Weg heim zur kranken Mutter. Es war Nachts zehn Uhr, als er hineintrat in die väterliche Hütte und an das Bett

---

[1] Seit 1888 sind die Benediktiner in ihre Heimat wieder zurückgekehrt, und wer sie je in dem felsigen Donautale leben und wirken gesehen, wird sich dessen von Herzen freuen.

der Sterbenden. Sie erkannte ihn noch und dankte Gott, daß sie ihn nochmals gesehen.

Eine Stunde später — und der Soldat hatte keine Mutter mehr. Der Vater war schon längst tot, seine Geschwister arm — da griff der Wackere in seine Tasche und legte die fünfzig Gulden auf den Tisch, um Kranken- und Leichenkosten zu bestreiten, und ging von dannen, denn sein Urlaub war nur auf sechs Tage gestellt. Abermals legte er den weiten Weg in der gleichen Zeit zurück, litt Hunger und Durst, war zur Stunde wieder in der Kaserne, getröstet in seinem Schmerz, weil er die Mutter nochmals im Leben und auch im Sterben gesehen.

Jahre vergingen, unser Soldat hatte sich als Fuhrknecht 700 Gulden erspart; die lieh er seinem Bruder auf der Heimat. Der hatte Unglück, kam um Hab' und Gut, das Geld ging verloren; der Arme wurde dazu noch totkrank. Da kam der „Postle" abermals in die Strohhütte im Allgäu zum kranken und bekümmerten Bruder, gab ihm die Hand und sprach: „Bruder, kränke Dich nicht, weil Du mein einzig Hab' und Gut verloren, das soll Dir in der Ewigkeit nicht schwer fallen. Alles sei geschenkt und vergessen. Der dort oben wird schon sorgen."

Der Bruder starb, und der „Postle" ging wieder zu seinen Rossen. Jahre gingen abermals ins Land, des Bruders hinterlassene Tochter war herangewachsen, der „Postle" hatte wieder etwas verdient und nun mußte für das verlassene Mädchen gesorgt werden. Er kauft das Haus des Vaters, übergibt es der Nichte nebst einem braven Mann, einem Schneider. Sie sind glücklich, der „Postle" auch, und wenn's bald nicht mehr geht bei Sturm und Wetter auf der Straße, so zieht er heim ins Allgäu und stirbt in der Stube, wo Vater, Mutter und Bruder gestorben.

Nicht wahr, lieber Leser, es gibt in unserer herzlosen, glaubenslosen Zeit doch noch brave Menschen, und das wird dir und mir zum Troste sein! —

Wir waren in Tuttlingen am Bahnhof. Ich wollte dem edlen Menschen ein Stück Geld geben, er nahm es nicht und sprach: „Es ist mir lieber, Herr Pfarrer, wenn Sie für meine Eltern, meinen Bruder und mich, da ich so selten in die Kirche komme, beten" — lenkte seine Rosse um, ich konnte ihm nur noch die Hand drücken, und fuhr seines Weges zurück. —

Ob am Tage des Gerichtes ein solcher Mensch nicht über dich und viele andere, die jetzt hoch auf das Knechtlein herabschauen, richten wird? — sprach ich zu mir und verschwand im Wartsaale.

Tuttlingen, das malerisch an der Donau gelegene, gewerbreiche Städtchen, kannte ich seit Jahren und deshalb wollte ich gleich weiter fahren. Es rief in mir aber alte Erinnerungen wach.

Ich war noch junger lateinischer Schulmeister und hatte die Weihnachtsferien des Jahres 1866. In Möhringen an der Donau war der Pfarrherr, der vorher als solcher in Wolfach gewesen, krank geworden und bat mich, ihm die Pfarrei zu versehen für einige Tage. Pfarrer Kuttruff und seine goldhaarige Nichte, die „Resi", waren mir aus dem heimatlichen Kinzigtal her wohl bekannt, und ich sagte gerne zu, auch weil ich ein neues Stück Gegend sehen konnte. Ferien gab es außerdem neben meiner Pastoration her auch in Möhringen.

Am Morgen ging ich jeweils einen steilen Berg hinauf zum Waldrand und träumte ins Donautal hinein, und am Nachmittag wandelte ich gen Tuttlingen flußabwärts, wo es „ein gutes Bier" gab. Unweit Möhringen besaß der Fürst von Fürstenberg ein großes Eisenhammerwerk an der Donau, dessen Verwalter namens Reiner ein Freund von mir war, weil er zu meiner Studienzeit in Hufen bei Hasle auf dem dortigen Hammerwerk geamtet hatte. Der kam am Nachmittag nach Möhringen, holte mich ab, und mit dem braven Junggesellen, der jetzt schon tot ist, zog ich in den Schwanen nach Tuttlingen. Da saß dann im Neben-

zimmer ein alter württembergischer Volksschullehrer und Virtuos an dem Klavier und spielte die schönsten Melodien. Jung, wie mein Freund und ich es waren, sangen wir lustig die alten Volks- und Studentenlieder, und des Schwanenwirts Töchter sangen mit uns. Spät am Abend zogen wir zwei „Badische" in die kalte Winternacht hinein Möhringen und Immendingen zu und sangen und summten weiter.

Fast zwanzig Jahre später, 1884, kam ich zum drittenmal nach Tuttlingen und jetzt suchte ich das Wirtshaus von ehedem auf. Aber selbst das Haus war in seiner alten Gestalt verschwunden, und als ich nach den Menschen von damals fragte, nach dem alten Lehrer, den Schwanentöchtern mit dem schönen Christbaum von 1866 — da schauten mich die Leute an, als ob ich vom vorigen Jahrhundert redete. Kein Mensch wollte mehr etwas von ihnen wissen.

Sind denn alle fortgegangen,
Jugend, Sang und Lebenslust —

dachte ich mir, und es ward mir trübe zu Mute beim Gedanken an unsere Vergänglichkeit. Wahrlich, wer sich überzeugen will, recht drastisch und packend, wie kurz unser Leben ist, der gehe nur nach zwanzig Jahren wieder an einen Ort, den er seitdem nicht mehr gesehen, und frage nach den Menschen von ehedem! —

Bei meiner diesmaligen Fahrt durch Tuttlingen anno 1871 hatte ich alsbald den Zug benützt, um nach Rottweil zu kommen. Diese alte Reichsstadt, kaum größer als Tuttlingen, aber vornehmer und vielversprechender auf einem Hügel gelegen, hat mich gewaltig überrascht. Ich kenne die schwäbischen Reichsstädte fast alle, aber Rottweil ist jedenfalls die schönste.

Alte Häuser, alte Kirchen, alte Türme, helle Straßen und Plätze auf luftiger Höhe machen diesen alten Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts zu einem reizenden Städtebild. Und die alten Rottweiler hatten zweifellos auch weit mehr „Schneid"

als die ehemaligen Hofgerichtsräte; denn sie hatten den Mut, 1463 selbst der Schweizer Eidgenossenschaft sich „zuzuwenden" und sich mit ihr zu verbinden, während die Reichsjuristen oft jahrelang die Courage nicht fanden, ein Urteil zu fällen.

Aber auch die neuen Rottweiler sind „Hauptkerle"; sie bezahlen keinen Kreuzer Gemeindesteuer, haben also gut gewirtschaftet mit dem, was die Alten ihnen hinterlassen.

Ich wanderte noch am Abend durch die Straßen und Gassen und kam auch hinaus in die Lorenzkapelle, wo ein römischer Mosaikboden, Orpheus unter den Tieren darstellend, gezeigt wird. Ein Schuhmacher nebenan bewacht den Schatz, ist Kustode und Cicerone und zeigte und erzählte mir für sechs Kreuzer die ganze Geschichte von dem heidnischen Zitherspieler „Orpheis", mit dessen Hauptheldentat er also schloß: „Der Orpheis isch a Haid g'wä[1], aber do e so e guater Christ, daß er den Teifel aus der Hölle g'holet het." Sprach's und kehrte auf seinen Schusterstuhl zurück, und ich in die „alte Post", wo alte Rottweiler Bürger und Stammgäste mir den Abend versüßten.

Am folgenden Tag zog ich ins Badische und kam nach der alten Stadt Villingen, von wo es nicht mehr weit ist an den Bodensee.

Aber da ich zu Anfang dieser Erzählung von den Schwabenstreichen gesprochen habe, will ich zum Schluß einen von den Villingern erzählen.

Die Villinger, stets Bewohner einer höchst respektablen Stadt, aus der in alter und neuer Zeit viele große Gelehrte hervorgingen, machten auch einmal, wie's recht und billig ist, ihren Schwabenstreich. Als die Schweden sich der wohlbefestigten Stadt näherten, flüchtige Bauern ihr Kommen ankündigten, die Turmwächter aber noch nichts sahen, schickten die Bürger „einen Spion" aus.

Ob sie den dümmsten oder den gescheitesten, einen aus

[1] gewesen.

dem Rat oder einen Hintersaß genommen, meldet die Sage nicht. Item der Spion ward aus dem Tor gelassen und ging listig Peterzell zu, wo er richtig einem Häuflein schwedischer Reiter in die Hände fiel. Diese griffen alsbald nach dem Bürgersmann. Der aber nicht faul, beruft sich behufs Befreiung auf seine amtliche Sendung und spricht:

„Laßt mi gau[1], i bin der Speion von Villingen!"

Seitdem sollen es die Villinger ungut nehmen, wenn man von ihrem Spion spricht. Das sollten sie aber nicht tun, weil, wie oben gesagt, „Schwabenstreiche" ein Zeichen von Gescheitheit sind.

Sodann sind Schwabenstreiche auch Narrenstreiche, und diese gehen wie die Sonne über die ganze Welt. Es braucht sich ihrer also niemand zu schämen. Ohnedies springen in Villingen alljährlich in der Fastnachtszeit die schönsten Narren, die „Hansele". —

[1] gehen.





Ein Ausflug ins Kloster.

1875.

1.

Es war früh im Frühjahr. Ich hatte einige Wochen auf einer Winterkurstation in der Schweiz, auf der Waid bei St. Gallen, zugebracht, um durch streng vegetarianisches Leben und kalte Einwickelungen meine Nerven zu beruhigen. Es war keine Kleinigkeit für einen alten Fleischesser und Biertrinker, mitten in des Hornungs kalten Tagen Mehlbrei, kalte Milch und Äpfel zu verspeisen und jeden Morgen um vier Uhr in eiskalte Tücher gewickelt zu werden.

Es waren trotzdem schöne Tage bei dem Naturarzt Dr. Hahn. Heitere Gesellschaft, allermeist Sachsen und Mecklenburger, weite Spaziergänge in die nahen Berge von Appenzell-Außerrhoden und öftere Wanderungen durch Tablat und St. Fiden in die nahe Stadt St. Gallen, wo ich die Domherren Linden und Eberle besuchte, verkürzten die Zeit und milderten die Kurart.

Als die sechs Wochen um waren, war ich Vegetarianer mit Willen geworden, und war auch mein Nervensystem nicht viel anders, so hatte ich doch gelernt, wie gut es ist, seinen

Leib möglichst zu kasteien. An Entbehrungen gewöhnt, mit sehr deprimiertem Temperament ausgestattet, konnte ich leichten Herzens noch einige Tage „ins Kloster", statt direkt heimzukehren zu den alten Fleischtöpfen.

Es wohnt sehr wenig Klostergeist in mir; die Vegetabilien aber, die ich in den vergangenen Wochen genossen, hatten mich so sanftmütig gestimmt und so demütig gemacht, daß ich in jenen Tagen jeder Klosterregel gerne mich gefügt hätte. Jetzt begriff ich, warum das nach vielen Millionen zählende Volk der Hindu uns als so mild und zahm geschildert wird — die Hindu sind alle strenge Vegetarianer.

Am Karfreitag hatte ich noch dem Gottesdienst in der herrlichen Kathedrale von St. Gallen, in dessen nächster Nähe die Kuranstalt liegt, angewohnt und am folgenden Ostersamstag verließ ich die Stätte des Wassers und der Diät, um über den Bodensee hinüber dem Kloster zuzueilen, bevor die heiligen Ostertage anbrächen, die ich in seinen Räumen zu verbringen gedachte.

Es ging ein scharfer Nordwind über den See, als ich am Bahnhofe in Rorschach ankam, und trotzdem Ostern vor der Türe war, zeigte der Schnee noch fast überall, selbst an den Ufern hin sein bleiches Angesicht. Deshalb zog ich es vor, statt zu Schiff nach Lindau überzusetzen, mit der Eisenbahn über Bregenz, d. h. mit der Kirch' um's Dorf zu fahren.

Als wir oben bei St. Margareten die Rheinbrücke passiert hatten, winkte mir zwar schon ein Kloster zu, das gerne mich über die stillen Festtage in eine gastliche Zelle aufgenommen hätte. Es war die Augia major, das liebliche Mehrerau, wo die Mönche des 1844 aufgehobenen Cisterzienserklosters Wettingen bei Baden im Aargau ein neues Heim gefunden und in dessen Mauern manch lieber Freund mir wohnt, und wo der hochbetagte Prälat Leopold schon gar oft, mit stets gleicher Freundlichkeit, mich unruhigen Gast für einige heitere Stunden um sich geduldet hat. Heute werfen wir bloß einen grüßenden Blick nach seinen schlanken

Türmen, schauen dann rechts hinauf zum felsigen Kirchlein des heiligen Gebhard, betrachten am Bahnhofe in Bregenz einige „leichte" Jägeroffiziere und ein paar dunkle, rundbemützte Mädchen aus dem Bregenzer Wald — und verlassen das österreichische Gebiet mit Dampfeseile. Bald haben wir, oben im östlichen Seewinkel, die blauweißen Pfähle Bayerns und auch die Seestadt Lindau erreicht.

Lindau nennt man gerne das deutsche Venedig, von seiner Lage auf einer Bodenseeinsel. Es geschieht hiemit der alt-schwäbischen Reichsstadt viel zu viel Ehre. Wer je einmal durch ihre langweiligen Straßen gewandelt und vor ihren verschlossenen Kirchtüren gestanden, der wird an Alles eher denken, als an Venedig. Und doch hat Lindau einige Ähnlichkeit mit der einstigen Königin des adriatischen Meeres in den Lagunen. Es ist rings umgeben vom See und wie an der Piazetta in Venedig der Löwe von San Marco auf der Säule steht und trübselig hinausschaut auf Lagunen und Meer, so sitzt am Hafen Lindau's auf gewaltiger Basis der bayerische Leu und blickt grimmig über das schwäbische Meer hin. Beide Löwen können Betrachtungen anstellen über Einst und Jetzt. Nur wird das Tier des heiligen Markus etwas mehr zu erzählen wissen, als sein noch sehr junger Kollege am Bodensee.

Doch wir haben nicht lange Zeit, in Lindau uns aufzuhalten, Löwenbetrachtungen anzustellen und Löwengedanken zu enträtseln. Wir eilen vor Abgang des Zuges, der uns ins Bayernland hineinführen soll, auf das Telegraphenamt, den Klosterfreund, dem der Besuch gilt, von unserm Nahen zu benachrichtigen, auf daß er an der betreffenden Station uns empfange und uns den Weg zeige in das uns bisher unbekannte Kloster.

„Aber in was für ein Kloster willst du denn?" wird der Leser endlich einmal fragen. „Es ist schon so viel davon geredet, und noch weiß kein Mensch, wo du hin willst!" —

Die erste und beste Eigenschaft einer Erzählung ist, daß

sie spannend sei, und deshalb will ich deine Erwartung, lieber Leser, möglichst lange unbefriedigt lassen und dir erst an der Klosterpforte sagen, wo wir sind.

Fahren wir einstweilen hinter Lindau ins bayerische Allgäu, jenes liebliche Voralpenland, das schon die Römer kannten, und von dem Strabo, der alte Geograph, sagt, daß es Käs, Harz und Pech im Überfluß erzeuge und voller Hügel und Berge sei. Wälder und Wäldchen, Weiden und Wiesen, Höfe und Dörfer wechseln bunt ab in diesem „Alpgäu", und die bayerischen Hochalpen schauen heute schneebedeckt in das dem Frühling schon sich erschließende Vorland. Wie schon ihre Ahnen, die raublustigen Vindelizier und Rätier, so sind die bayerischen Allgäuer Käs- und Pechfabrikanten, und mancher Deutsche verspeist Allgäuerkäs für Schweizerkäs, ein Unglück, das allerdings nicht groß ist.

Es ist indes hohe Mittagszeit geworden, und ich greife zu meiner Stärkung, die ich noch vom Kurhause mitgenommen, Kleienbrot und Äpfel, ein echt vegetarianisches Gericht. Zwei Mitreisende, offenbar Handelskommis, die ihre Zigarren dampfen, schauen mich bedenklich an und lächeln verständnisinnig. Sie dachten wohl: „Der ist entweder ein finsterer Asket oder ein Narr, daß er so behaglich Äpfel und schwarzes Brot verspeist, wo es doch an jeder Station Cognac, Wein und Kotelettes gibt."

In der Tat werden Menschen, wie die Vegetarianer, welche dem Luxus in Speise und Trank entsagen und mehr der Natur sich zuwenden, vielfach für Halbnarren angesehen. So wird in der ganzen Gegend, wo die genannte vegetarianische Naturheilanstalt von Dr. Hahn sich befindet, von sämtlichen Einheimischen ganz bedenklich der Kopf geschüttelt über die fremden Kurgäste, die da barfuß, barhäuptig durch die Berge und Täler der Kantone St. Gallen und Appenzell ziehen und überall nach Milch und Äpfeln, statt nach Wein und Bier fragen.

Hiefür als Beweis nur eine kleine Anekdote. Ich machte

eines Tages mit zwei andern Herren, die übrigens wie ich Hüte und Stiefel trugen, einen Spaziergang. Bei der Rückkehr zur Kuranstalt aber fanden wir uns nicht mehr zurecht in Bezug auf den kürzesten Weg. Wir fragten einen Bauersmann, der die Straße daherzog. Er zeigte uns die Richtung, auf der wir die Hauptstraße, die an der Anstalt vorbei nach St. Gallen führt, am sichersten fänden, und fügte hinzu: „Es gibt dort unten noch einen näheren Weg dahin, allein den kann ich den Herren nicht raten; denn dort laufen in der Regel die Narren von der Kuranstalt des Dr. Hahn." Der gute Appenzeller wußte nicht, daß wir selbst zu den „Narren" gehörten, und hatte keine Ahnung von der Bedeutung der Mienen, mit denen wir uns gegenseitig anschauten.

Meine Kollegen im Bahnzug Lindau-München schienen ebenfalls die Ansicht des Appenzellers zu teilen; denn als ich in Kempten den Wagen verließ, schauten sie hohnlächelnd mir nach.

Wir sind in Kempten aus dem Allgäu heraus und in Bayerisch-Schwaben, in der großen Ebene, die zwischen Iller und Lech sich ausdehnt. Ich war schon wiederholt an der alten Reichsstadt, via München, vorbeigefahren, ohne sie zu betreten. Heute gab mir mein Zug, welcher in der Richtung Memmingen-Ulm weiter gehen sollte, zwei Stunden Aufenthalt, die ich zu einer kurzen Wanderung durch das alte Campidunum verwenden wollte.

Man mag den heutigen Bewohnern von Kempten nachsagen, was man will: sie seien liberal und altkatholisch — eines muß man ihnen lassen, eine schöne Stadt haben sie. Aber sie sind unschuldig daran, weil die alte Reichsstadt, wie sie auf Schritt und Tritt uns anschaut, ein Erbstück von ihren Ahnen ist. Noch wenige mittelalterliche Städte hab' ich gesehen, die so behäbig, so urbürgerlich und patrizisch mich anschauten, wie Kempten. Zinnen, alte Türme, Erker, hohe Häuser, enge Straßen grüßen aus längst vergangenen Tagen

den Wanderer im neunzehnten Jahrhundert und wollen erzählen von der guten alten Zeit, von den Festen der Reichsstadt, da Kaiser, Herzöge, Bischöfe und Äbte, Grafen und Ritter hier ihre „Tage" hielten und ein wohlhabender Gewerbestand blühte.

Bei meinem Schlendern durch die alten Gassen las ich auch auf einem Wirtshausschild: „Gasthaus zum Schwanen" — und es fiel das Lied mir ein vom Schwanenwirt in Kempten, das im ganzen Schwabenland bis an den Bodensee hinab die Mütter ihren Schoßkindern vorsingen, um sie durch Gesang und Rhythmus einzuschläfern:

Der Schwanewirt in Kempte,
Der het a guete Brennte;[1]
Der het a guete Brenntewei',
Do kehre' alle Fuhrleit ei'.

Leider wird das Lied vom Schwanenwirt mehr und mehr verdrängt seit dem letzten Krieg mit den Franzosen. Jetzt singt man den jungen Germanen:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Und selbst die Kemptener singen das neue Lied; denn sie sind Mordspatrioten, namentlich seitdem „Fritze" bei einer Durchreise in Kempten ausgestiegen und am Bahnhof mit den ihn empfangenden Sängern den ersten Baß gesungen hat. Der „Schwanewirt" hat zur Zeit nur noch Renommee durch sein gutes Bier. Und da kam der „Vegetarianer" zum erstenmal in Versuchung und — fiel. Ich wollte es mir nicht nachsagen lassen, nicht beim „Schwanewirt in Kempte" gewesen zu sein, ging in die Stube und trank ein Glas Bier.

Ich hätte das Gesicht meines verehrten Freundes Dr. Hahn, des geistreichsten Vegetarianers in Süddeutschland, sehen mögen, wenn er mich am ersten Tage, da ich seine

[1] Branntwein.

Anstalt verließ, — beim „Schwanewirt in Kempte" gesehen hätte. Nie war ich während der Kurzeit wie andere „Vegetarianer wider Willen" nach St. Gallen gegangen, um heimlich Bier oder Kaffee zu trinken oder ein Kotelett zu essen — und heute solcher Abfall vom Prinzip! Und doch war ich nur um meiner Liebe zur Volkspoesie willen hineingegangen zum „Schwanewirt" und nicht aus sinnlichem Verlangen nach dem Nasse Gambrin's.

Dicht voller Bauern — es war offenbar Markt gewesen — qualmte die dunkle, erdhafte Bierstube des Schwanenwirtes mich an. Vergeblich schaute ich nach diesem. Ich sah nur seine stattliche Frau und die geschäftige Kellnerin, die mich gar nicht lange fragte, was ich begehrte, sondern mir einen Humpen vorsetzte, wie den andern Bauern auch. Ich trank, trank, trank, bis er leer war, ohne den Schwanenwirt gesehen zu haben. Nach ihm fragen wollt' ich nicht, da er sonst nach meinem Begehren sich erkundigt, und er mir jedenfalls nicht auf den klassischen Boden der Volkspoesie hätte folgen können, wenn ich ihm den Grund meines Besuches auf diesem Fundament erklärt hätte. In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen, ist töricht, und in Kempten Bier getrunken und den Schwanenwirt nicht erblickt — trotz der Verleugnung des Vegetarianismus — war mir innerlich sehr ärgerlich.

Dazu schauten mich die Leute so wildfremd an; sie konnten, so schien es, nicht recht begreifen, wie ein „geistlicher Herr" sich in diese Bauernbierstube verirrt habe. Darum brach ich auf und trat in den Hausflur, um weiter zu gehen. Da stand hinten im Hof — der Schwanenwirt. Er und kein Anderer war es, der dicke, behäbige, barhäuptige Braumeister, wie er im bayerischen Bierbuche steht. Ich schaute fest hin und er her, und ein einziger Blick der Gegenseitigkeit hatte mich überzeugt, daß der „Schwanewirt in Kempte" — kein Freund der „Schwarzen" sei. Ich ging von dannen und rezitierte:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Wie dem Mac Mahon ging's mir beim „Schwanewirt in Kempte". Ein Blick von ihm und ich war geschlagen. —

Ich zog weiter die Straßen auf und ab und suchte das Stift. Schon näherte ich mich der weiten Rotunde, da fiel mir ein, daß ich ja noch weiter reisen wollte. Vor lauter „Schwanewirt" hätte ich bald den Zug verpaßt. Meine Uhr rief mir die nahe Zeit der Abfahrt entgegen, und das Reichsstift Kempten mußte sich mit einem Blick begnügen, der jedoch inniger und herzlicher war als der des Schwanenwirtes.

Das Kloster und ich sind eigentlich alte Bekannte, ohne daß wir uns je in der Nähe gesehen hätten. Vor sieben Jahren, anno 1868, saß ich zur Sommerszeit in den kühlen Räumen des Reichsarchivs in München neben dem heutigen Erzbischof Steichele, damals noch Domdekan in Augsburg, und stöberte wochenlang die Archivalien des Klosters Kempten durch, um nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz zu fahnden. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, Regesten der Konstanzer Bischöfe zu sammeln: ein Gedanke, der schon längst aufgegeben ist. Denn wer kümmert sich heutzutage noch um alte Urkunden und vergilbtes Pergament? Das will kein Mensch mehr drucken, kaufen und lesen. Und „alte Briefe" sind ohnedies nicht mehr viel wert in einer Zeit, wo selbst die neuesten Staatspapiere im Kurs fallen.

So schied ich von Kempten. Den „Schwanewirt" hatte ich gesehen, aber das uralte Stift nicht — ein Fluch der bösen Tat, des Abfalls vom vegetarianischen Prinzip.

Die berühmte Abtei nahm ihren Anfang im siebten Jahrhundert, als ein Schüler des hl. Gallus namens Theodor, hier sich eine Zelle baute und den Keltenbauern das Christentum verkündigte.

Ein Kloster wurde aus dieser Gründung erst in der Mitte

des folgenden Jahrhunderts und der große Reichenauer Mönch und Weltchronist Hermann, der Lahme, nennt als den Stifter und ersten Abt des Klosters einen Audogar.

Die Karolingischen Kaiser waren große Gönner auch dieser Stiftung, die in den Hunnenzügen des neunten und zehnten Jahrhunderts vielfach verwüstet wurde.

Aber sie wuchs nur um so glänzender aus den Ruinen hervor, nicht zum Besten der Klosterzucht.

Die Mönche, lauter nachgeborene Söhne des zahlreichen schwäbischen Adels, gaben schon in der Zeit der Kämpfe zwischen den Hohenstaufen und den Päpsten das gemeinschaftliche Leben auf und lebten jeder mit eigenem Haushalt als Privatiers.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert gelang es dem Abte Pilgrin II., die Herren wieder zu einem gemeinschaftlichen Leben zu bringen. Zu einer rechten Reform der Disziplin kam es aber nie, weil weder die Mönche noch deren Verwandte in der schwäbischen Ritterschaft dafür waren.

Wenn auch die Wissenschaften in den späteren Jahrhunderten nicht mehr gediehen, eine Stätte der Kunst blieb das reiche Stift immer.

Unter den Fürstäbten des 18. Jahrhunderts waren meist adelige Herren aus dem heutigen badischen Lande. So ein Bernhard Gustav Markgraf von Baden, der sogar Kardinal war, ein Rupert von Bodman, ein Reichlin von Meldegg, ein Roth von Schreckenstein und ein Rupert von Neuenstein. Der letzte war ein Reichlin. Unter ihm wurde das Stift eingezogen und Bayern einverleibt, ein fetter Bissen mit 7 Marktflecken und 85 Dörfern und einer Menge von Weilern, Höfen und Schlössern.

Die Stadt, welche nach und nach um das Kloster entstanden war, hatte sich längst vom Stift losgemacht, war Reichsstadt und in der Reformationszeit größtenteils protestantisch geworden. —

Unbefriedigt, daß ich das Kloster nicht im Innern ge-

sehen, bestieg ich den Bahnzug und fuhr weiter in den Abend hinein. Ich weiß nicht mehr, ist es die dritte oder vierte Station hinter Kempten, an der wir halten, aber das weiß ich, daß es recht dunkel war, als ich ausstieg. Eine noch dunklere Klosterchaise seh' ich am Bahnhof stehen, und eine ganz schwarze Gestalt tritt an mich heran und frägt, ob ich wäre, wer ich bin. Es ist ein Pater des Klosters, den mein Klosterfreund, abgehalten, mich selbst abzuholen, an seiner Stelle samt Wagen gesandt hatte.

Ein Frühlingsabend feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des schlechten Wetters und Wegs
Durchströmt mich süßes Behagen —

singt einmal Heine.

Nacht war's. Halb Regen, halb Schnee sandte das sternenlose Himmelszelt, und schlecht war die Landstraße durch das hügelige Land. Aber mit mir im Wagen saß einer der gemütlichsten Patres des ganzen Ordens vom heiligen Benedikt, und deshalb mein „süßes Behagen".

Mein Gefährte ist ein alter Herr von der Art, wie wir sie nur im katholischen Landklerus und in noch verbesserter Auflage in katholischen Klöstern finden. Die unbeschreibliche Bonhomie, das Abbild der innersten Treuherzigkeit, die milde Gesprächigkeit und die freundlich strahlende Demut — all das begleitet von einer ab und zu genommenen Prise Tabak — machen einem derartige Männer über alles lieb. Man lernt von diesen äußerlich unscheinbaren Naturen gar viel. Man sieht die ganze Liebenswürdigkeit des Menschen, wie er sein soll, und erkennt daran, wie weit man selbst vom eigentlichen Menschenwesen entfernt ist.

Es kommen mir solche Sterbliche vor, wie Kinder, die vom Menschenelend und dem Tal der Zähren nichts wissen, stets lächelnd ihr Auge zum Firmament gerichtet haben und buchstäblich den Himmel voller Sterne sehen, rein und hell und ungetrübt. Und so muß auch ihr Inneres sein, wie ein

kleiner, stiller, einsamer, ewig wellenloser Waldsee, in dessen reinem Spiegel ruhig strahlend die Sternlein des Himmels sich schauen.

Solch' ein Mensch ist auch unser Pater Magnus oder Mang, wie das bayerische Volk sagt, den wir auf dem Wege von der Station bis zum Kloster bei uns haben.

Unvermerkt, nur mit dem Studium dieses Menschenbildes beschäftigt, bin ich nach langer Fahrt auf einer Höhe angelangt. Schnee bedeckt den Hügel und macht hell die angebrochene Nacht. Von einem einsamen Gehöft kommt ein menschliches Wesen und ruft unserem Kutscher Halt zu. Es ist eine Frau, die den Pater bittet auszusteigen, da jemand schwer krank im Hause liege. Sie hatte den Klosterwagen gekannt und suchte bei seinen Insassen zunächst Rat, ob ein Doktor nötig sei.

Ich bilde mir ein, langjähriger Naturarzt zu sein, und so verließ ich allein den Wagen und folgte dem Weibe durch den Schnee hin. In armseliger Bauernstube fand ich einen alten Mann und prognostizierte sofort eine Lungenentzündung, verordnete kühlende Kompressen auf die Brust, da ich Halbbäder und Einwicklungen den Leuten wegen ihrer Unerfahrenheit nicht raten durfte. Am Morgen, so rezeptierte ich weiter, sollten sie, wenn es nicht besser wäre, nach dem Arzt und dem Geistlichen zugleich schicken.

Der Kranke dankte dem „fremden Herrn", den er noch nie im Leben gesehen habe, und meinte, es werde gewiß besser werden, weil ich so unverhofft in seiner Not auf diese Höhe gekommen sei. Wie ich später erfuhr, kam er richtig mit dem Leben davon. —

Wir fahren weiter durch den Wald in die Niederung. Der Schnee nimmt ab und die Dunkelheit zu. Im Wagen strahlt nur das kindliche Gemüt des Paters Mang weiter, der mir immer etwas mitzuteilen weiß. Und ich höre zu wie ein Büblein, dem die Großmutter die ersten Märchen erzählt.

Jetzt zieht unser Wagen an langen dunklen Mauern hin, über denen hohe Gebäude hervorsehen. Pater Mang sagt mir, es sei der Anfang des Klosters, die ehemaligen Ökonomiegebäude, und berichtet gleich weiter von den gefangenen Franzosen, die anno 1870/71 hier einquartiert gewesen, ebenso, daß diese westliche Mauer 416 Fuß lang sei. In ihrer Mitte ist das Haupttor zum Kloster. Wir passieren es und einen langen Hof, und dröhnend rollt das Gefährte vor das großartige, eines Kaiserpalastes würdige Stiegenhaus.

Statt des Portiers fungierte ein Knecht mit einer Stalllaterne, die magisch die hohen Räume beleuchtete, und ich kam mir vor wie ein „Verwunschener", den man in ein altes Feenschloß führt zu mitternächtlicher Stunde. Zum Glück benahmen Pater, Kutscher und Knecht mir jede Furcht vor feenhaften Erscheinungen, da ich lauter leibhaftige, stämmige Bayern vor mir sah. Nun kommt noch mein „dicker" Klosterfreund mit einer Unschlittkerze — Stearin gibts in der Gegend nicht — die gewaltige Treppe herunter und beweist aufs neue durch seine Erscheinung, daß keine Feen und Sylphiden in dem Schlosse wohnen.

Aber jetzt, lieber Leser, ists hohe Zeit, daß ich dir endlich einmal sage, wo wir eigentlich sind; sonst könntest du am Ende meinen, das Ganze wär' ein Märchen, das ich dir zum Zeitvertreib vormache. So vernimm denn und lausche: Wir sind im Kloster — O t t o b e u r e n im bayerischen Schwabenland.

Du hast gewiß schon von vielen Klöstern gehört, aber von dem noch gar nichts oder nicht viel. Und wenn du nicht gerade ein Bayer bist, so dürfte dir selbst der Name zum ersten Male zu Gesicht kommen. Und doch war Ottobeuren eines der bedeutendsten Gotteshäuser im alten deutschen Reich.

In der Mitte des achten Jahrhunderts n. Chr. lebte im Schwabenland ein mächtiger Herr namens Sylach. Seine zwei Söhne Gauzipert und Toto entführten, wie es im Mittel-

alter oft vorkam, aus der Kathedrale von Vienne in Frankreich, wo sie, der eine Gauzipert als Weihbischof, der andere Toto als Kämmerer des dortigen Bischofs, angestellt waren, den hl. Leib des Märtyrers Alexander.

Sie brachten ihn glücklich heim ins Schwabenland und der Reliquie zu Ehren erbaute Vater Sylach das Kloster Ottobeuren und machte seinen Sohn Toto zum ersten Abt. Die Mönche waren zeitgemäß alle von Adel.

Als im zwölften Jahrhundert das indes reich gewordene Kloster in Unordnung, Zügellosigkeit und Verschwendung unterzugehen drohte, rettete es ein Mönch aus St. Georgen im Schwarzwald, Rupert, vom Verfall.

Er regierte 43 Jahre segensreich und starb 1145.

Der letzte der adeligen Äbte, Eggo, Graf von Schwabegg, 1404—1416, wohnte dem Konzil in Konstanz bei, war aber wegen seiner Energie, mit dem er die Rechte seines Stifts gegen den umliegenden Adel verteidigte, diesem so verhaßt, daß einige derselben ihn im Bett erwürgten und seinen Leichnam zu einem Turm der Kirche hinausstürzten.

Die folgenden Äbte waren fast ausnahmslos bürgerlicher Herkunft, aber auch von verschiedener Qualität und gute und schlechte Haushälter unter ihnen wie überall, doch weit mehr gute als schlechte.

Unter dem üblen Haushälter Matthäus Ackermann besuchte Kaiser Max das Kloster. Sein Nachfolger Leonhard Wiedemann, 1508—1546, errichtete die erste Buchdruckerei und erlebte den Bauernkrieg, erwarb Weingärten zu Immenstaad und Sipplingen am Bodensee, an welch letzterm Orte er starb.

Im folgenden Jahrhundert war Ottobeuren durch seine wissenschaftlichen Leistungen schon so berühmt, daß es an die 1616 in Salzburg errichtete Hochschule fünf Lehrer abgeben konnte.

Der Dreißigjährige Krieg brachte auch diesem Stift die bekannten Drangsale und beherbergte gegen Ende der

Kriegsjahre den später so berühmten Marschall Turenne als Gast.

Das Stift war während des Krieges dem schwedischen Obristen Wurmbrand als Eigentum zugeschrieben worden.

Das achtzehnte Jahrhundert, das überall große Menschen hervorbrachte, besonders in den Klöstern die großen, prachtliebenden und schöpferischen Äbte, brachte auch Ottobeuren die seinigen.

Der erste, der Erbauer der heutigen Klostergebäude und der Anfänger der großartigen Kirche, war der Abt Rupert Neß von Wangen im Allgäu, 1710—1740. Er war auch ein Mann der Wissenschaft und vermehrte die Bibliothek mit kostbaren Werken.

Er gilt als der größte Abt des Stifts.

Während seiner Regierung starb auch der Konventuale und langjährige Rektor der Universität Salzburg, Pater Schmier von Grönenbach, ein berühmter Rechtslehrer.

Der zweite bedeutende Abt des achtzehnten Jahrhunderts war Ruperts Nachfolger, Anselm Erb von Ravensburg, 1740 bis 67, vorher Professor an der hohen Schule zu Fulda. Er ist der eigentliche Erbauer und Vollender der großartigen Klosterkirche, die 1766 die Weihe empfing.

Der dritte hervorragende Vorsteher des alten Stifts wurde Honorat Göhl von Immenstadt im Allgäu, 1767—1802. Er stellte die Disziplin wieder her, die durch die Unordnung während des Kloster- und Kirchenbaues gelockert worden war und förderte die Kirchenmusik und alle Wissenschaften. Er baute seinen Bauern großartige Straßen und hob ihren Wohlstand. Unter seiner Beihilfe baute 1784 der Pater Ulrich Schiegg den ersten Luftballon und stieg damit in die Höhe. Zwei Buchbinder, Gebrüder Baader von Ottobeuren gaben damit Vorstellungen in Augsburg.

Abt Honorat hatte aber auch die französischen Einfälle und Raubzüge der neunziger Jahre mitzumachen und mußte anno 1800 die Flucht ergreifen nach Tyrol.

Während seiner Abwesenheit besuchte auch der bekannte Raubgeneral Vandamme das Kloster, machte es aber ausnahmsweise gnädig.

Als letzter Abt des Stifts wurde 1802 der Prior Paulus Alt von Wangen gewählt.

Bald nach seiner Wahl wurde das Kloster aufgehoben und ging auf bekanntem Raubweg an Kurbayern über. Die Mönche, ohne den Abt vierzig an der Zahl, beschlossen einmütig im Kloster beisammen zu bleiben und wie seither dem Gottesdienste, der Schule und der Seelsorge sich zu widmen.

Sie wandten sich deshalb an die kurbayerische Landesdirektion nach Ulm um Überlassung des Klosters, der Kirche, der Paramente, der Bibliothek, des Gartens und der zum Unterhalt nötigen Viktualien.

Als harte Antwort kam die Pensionierung und zwar armselig genug. Eine Bitte um Erhöhung wurde abgeschlagen. Jetzt verließen die meisten Patres das Kloster und suchten Pfarreien. Achtzehn von ihnen legten ihre Pension zusammen und lebten unter ihrem Abt in klösterlicher Art fort.

Im Jahre 1805 hatte aber die Regierungsbehörde die Gemeinheit, ihnen das laute Chorgebet und das Begehen von Ordensfesten zu verbieten.

Und im folgenden Jahre wurde die große Glocke des Klosters aus dem Jahre 1439, die selbst der schwedische General Horn, der die Glocken zu Kanonen bestimmt, auf Bitten des Abts mit allen andern verschont hatte, von der bayerischen Regierung an einen Juden Wolf Levi verkauft.

Vergeblich verwendeten sich die Benediktiner von Ottobeuren 1814 auch beim Kongreß in Wien um ihre Wiederherstellung.

Erst 1834 erstand mit vielen anderen aufgehobenen Benediktinerstiften durch Ludwig I. Ottobeuren wieder zu einigem Leben. Es wurde ein Priorat des Stiftes St. Stefan zu Augsburg, welche Abtei der König mit der Auflage, in Ottobeuren ein Priorat zu errichten, neu gegründet hatte. Mönche

aus Österreich und der Schweiz kamen nach St. Stefan und auch nach Ottobeuren, dessen erster Prior und Pfarrer der Einsiedler-Mönch P. Gregor Waibel wurde.

Der heutige Prior P. Mathias Zillober war vorher langjähriger Professor an St. Stefan in Augsburg und wirkt hier seit 1871. Pfarrer ist seit dem gleichen Jahre mein Freund P. Hermann Koneberg, der in dem Krieg mit Frankreich als Feldprediger gewirkt hatte und nach dem Krieg hierher versetzt worden war.

Heute ist Ottobeuren noch groß in seinen Ruinen, und es wandeln, wenn auch nur wenige, doch wieder Benediktinermönche durch seine weiten Hallen und Gänge. Und der Fremdling, der zum ersten Male diese Räume betritt, wird staunend durch sie hinschreiten, vergangene Zeiten vor sich aufsteigen sehen und von Wehmut erfaßt werden ob der sinkenden Pracht vergangener Tage.

Um diese großartigen Monumente mönchischer Baukunst zu sehen, war ich eigentlich hierher gekommen. Mein Freund Koneberg hatte mir schon so oft von seinem schönen Kloster und dessen Kirche erzählt und geschrieben, daß ich endlich einmal meine Neugierde und seinen Stolz befriedigen wollte. Für heute aber ist es zu spät, um auch die deinige zu stillen, lieber Leser. Wir haben schon so viel erzählt und werden morgen in Begleitung des P. Mang das herrliche Kloster durchwandern.

Diesen Abend führe ich dich nur noch in das Refektorium, genieße — streng vegetarianisch — vor deinen Augen Milch und Brot zum Abendessen und wünsche dir gute Nacht. Wo man mich zur Ruhe legt, weiß ich nicht. Man führt mich durch lange, unheimlich bei jedem Fußtritt dröhnende Gänge in ein riesiges Gemach. In einer Nebenzelle steht mein Lager, auf dem ich, ohne mich lange umzusehen, wo ich sei, den Morgen erwarte.

2.

Der Morgen kam. Ich wache auf, verlasse mein Schlafkabinett und trete in einen Salon, dessen Fenster allein höher sind, als die Zimmer in meinem Hause. Ich stelle mich ans Fenster. Vor mir liegt der weite, weite Klostergarten, und unter ihm der Marktflecken Ottobeuren, freundlich aus einem weiten Tale zum Kloster heraufschauend, das wie ein Schloß hinabsieht. An mäßigen Hügeln hin, jenseits des Dorfes, zeigen sich vereinzelte Höfe und Weiler. Die Natur ist noch fast winterlich, obwohl heute schon Karsamstag ist; leichte Schneeflocken fallen vom Himmel.

P. Mang klopft eben an, um mich zum Frühstück abzuholen, und sagt mir dabei, daß ich im Zimmer des einstigen Priors logiere.

In diesem prachtvollen Gemache wäre ich stolz geworden. Die Höhe und Weite des Raumes, die glänzende Stukkatur, der eingelegte Boden gaben dem Ganzen etwas Fürstliches, und ich fühlte mich viel größer und erhabener als zu Hause, wo ich bei meiner Körperlänge mich tief verbeugen muß, wenn ich zu einer Türe aus- oder eingehe.

Außergewöhnliche Raumverhältnisse bringen in dem Menschen, der zum erstenmal in solchen Gemächern wohnt, auch außergewöhnliche Gefühle hervor. Und so ging es mir in dem Prioratszimmer in Ottobeuren. Ich stolzierte die drei Tage meines Aufenthalts darin auf und ab wie ein junger Storch, der seinen Erstlingsgang auf den Wiesen dieses Erdenlebens behaglich probiert.

Nach dem Morgenimbiß begann ich mit P. Mang die Runde. Er versteht das Geschäft des Cicerone am besten, weil er selbst nach der großen Chronik des P. Maurus Feyerabend († 1818) eine kurze Beschreibung von Kirche und Kloster zur elfhundertjährigen Jubelfeier der Gründung Ottobeurens (1864) herausgegeben hat. Außerdem ist er Maler,

Künstler, Freund und Kenner von Antiquitäten und der Gründer des heutigen Museums im Kloster.

Wir treten zunächst in die Kirche, als die Hauptzierde des Klosters. Sie wurde in den Jahren 1737 bis 1766 in dem ausgebildetsten Rokokostyle erbaut und ist ein Meisterstück der Architektur jener Zeit. Wenn 1828 der Bischof Thomas Ziegler von Linz dem König Ludwig I. von Bayern schrieb: „Ottobeurens herrliche Kirche ward in ihrer Art noch nirgends erreicht, viel weniger übertroffen", so mag der große Kunstkenner Ludwig vielleicht ein wenig gelächelt haben, da er die Kirchen Italiens kannte; allein immerhin ist Ottobeurens Gotteshaus ein Bau, der auf jeden, auch wenn er die Dome jenseits der Alpen und Palladio's Tempel gesehen, großen Eindruck machen wird. Die imposanten Verhältnisse, die kühnen Dimensionen, die Harmonie der Architektonik werden auch dem, der kein Freund des Zopfstyles ist, zurufen, daß die Baumeister jener Zeit, die Künstler und Maler, hochbegabte Menschen waren. Ihr Genie schaut auch aus Formen, die uns zwar nicht klassisch erscheinen, aber bezeugen, daß unsere Zeit am wenigsten ein Recht hat, die Architekten des achtzehnten Jahrhunderts abzuurteilen, die an ihren Zöpfen sehr geistreiche Köpfe hatten.

Für Ottobeuren ist es doppelt ehrenhaft, daß derjenige, welcher den Plan zu Kloster und Kirche entworfen hat, ein Konventuale des Stiftes, P. Christoph Vogt, gewesen ist.

Der Erbauer des heutigen Klosters aber und der Gründer der Kirche ist, wie schon erwähnt Abt Rupert II., ein geborener Neß von Wangen im Allgäu, welche Stadt schon einige Jahrhunderte zuvor dem Stift St. Gallen in Ulrich Rösch einen seiner größten Äbte gegeben hat.

Am 27. Oktober 1737, nachdem er schon seit 1711 an dem Klostergebäude gebaut hatte, legte Rupert den Grundstein zum Gotteshaus. Ein Jahr lang arbeiteten hundert Mann am Fundament, und von 1738—1766 ward mit aller Anstrengung von Geld und Menschenkräften fortgebaut. Am

28. September 1766 fand durch Bischof Joseph von Augsburg die Einweihung statt, welche Feierlichkeit acht Tage in Anspruch nahm und dem Kloster allein 45 000 Gulden kostete, während der ganze Kirchenbau eine Summe von 550,332 Gulden verzehrt hatte; für die damalige Zeit eine enorme Summe.[1]

Drei Portale führen in die Kirche, die in der Form eines lateinischen Kreuzes mit drei Kuppeln (eine in der Mitte des Kreuzes, die zweite in der Mitte des Schiffes, eine dritte über dem Chor) in majestätischer Größe[2] uns entgegentritt. Es ist St. Peter zu Rom im Kleinen, wenn auch nicht in der glänzenden Architektur der Renaissancezeit, so doch in den erhabenen Verhältnissen. Das lebhafte Kolorit der vielen Deckengemälde, die zahlreichen Säulen und Statuen, die überreiche Stukkatur und das helle Licht überall machen einen in hohem Grade bestechenden Eindruck.

An den Deckengemälden, namentlich an dem der mittleren Kuppel, die Sendung des heiligen Geistes und die Stiftung der Kirche darstellend, sieht man, was für geschickte Leute und welch' flotte Maler die Künstler der Zopfzeit waren. Die bedeutendsten Arbeiten al fresco sind von den zwei Brüdern Jakob und Anton Zeiler aus Reutte in Tyrol.

---

[1] Und doch hatten, wie die Klosterrechnungen nachweisen, ein Maurergeselle für Kost und Lohn täglich bei einer Arbeitszeit von morgens 4 Uhr bis abends 7 Uhr 28 Kreuzer (1 Frank) und die Meister 30 Kreuzer nebst Klostertisch. Ebenso die Schreiner. Und der italienische Maler Amiconi bekam für sein bestes Bild nur 75 Gulden. Und wie billig waren die Lebensmittel! Zur Zeit der Klostereinweihung kostete, laut Rechnung des Großkellners, ein fetter Stier 50 Gulden, ein Kalb 3 Gulden, ein Schaf ebensoviel und 150 Liter Wein 5 Gulden. Der Schreiner Simon Schropp von Ottobeuren erhielt für die Ausstattung einer jeden Zelle mit Bettlade, Leibstuhl, Schubkasten, Schreibpult, Betschemel und zwei Türen 25 Gulden und mußte das Holz liefern.

[2] Die Kirche hat eine Länge von 312 Fuß und unter der mittleren Kuppel eine Breite von 200 Fuß. Die Kuppelhöhe beträgt 122 Fuß.

Diese Fresken sind entschieden viel besser, als die meisten Ölbilder auf den Altären der einzelnen Kapellen der Kirche.

Am meisten Zopf, aber einen überaus geistvollen zeigt der überladene Hochaltar, während die zweiundfünfzig Chorstühle zum Schönsten gehören, was ich in dieser Art von Barockstyl gesehen habe. Sie sind eine Arbeit des Kunstschreiners Martin Hörmann aus Villingen und des Bildschnitzers Joseph Christian von Riedlingen. Über denselben sind zu beiden Seiten die Orgeln, von welchen die größere sechsundsechzig klingende Register auf vier Manualen zählt, und deren Umkleidungen voll der herrlichsten Schnitzwerke sind.

Wer aber gleichwohl sehen will, wie unendlich hoch die Renaissance über ihrem verwilderten Sohne, dem Barockstyle, steht, der gehe aus der Kirche in die kleine Sakristei und betrachte die zwei Ornatkästen von dem Memminger Schreiner und Bildhauer Thomas Heidelberger. Das ist klassische Kunst und ein bewunderungswertes Zeugnis für die alten Zunftmeister in unseren deutschen Reichsstädten.

Heidelberger hatte sich der eben aufgegangenen Reformation in seiner dem Kloster benachbarten Vaterstadt angeschlossen, bekam aber dennoch — und das war schön — von 1547 bis 1558 ständige Arbeit von dem Stifte. Er schaffte hier elf Jahre ununterbrochen um vier Gulden Wochenlohn nebst Kost. Trotz der Toleranz, mit der die Klosterleute ihn behandelten, spielte er diesen doch einen kleinen Spuk. An seinem schönsten Kasten brachte er mit vielen anderen Figuren auch das „Bildnis Luthers und seiner Käther" an. Leider gingen durch Wegräumung der alten Kirche viele von den Arbeiten dieses Memmingers verloren, der jedenfalls ein Meister ersten Ranges war.

Aber nicht bloß Luthers Porträt findet sich im Kloster, sondern auch noch ein Meßgewand, in welchem der Reformator auf seiner ersten Reise nach Rom bei den Augustinern in Memmingen, wo er übernachtete, die heilige Messe las. —

Wir wandern nun mit P. Magnus durch die Räume des

Klosters selbst. Ein Führer ist hier viel nötiger, als in der Kirche, weil im Kloster selbst der gemalten und verzierten Gänge, Stiegenhäuser, Säle und Zimmer so viele sind, daß man allein nicht zurecht käme in diesem Labyrinth. Die Bilder alle aufzuzählen, die in den genannten Räumen sich finden, gäbe ein kleines Buch. Gar luftig, leicht und zart sind die vielen Fresken des Italieners Jakob Amiconi, eines geborenen Venetianers, der fast drei Jahre (von 1725—1728) hier malte und jedenfalls ein sehr talentvoller Künstler war. Schade, daß all' diese zahllosen Malereien verfallen und nichts geschieht, um sie zu erhalten.

Auf dem Vorplatze, der zur Kapelle des Abtes führt, sind acht sehr gute Ölgemälde von dem Memminger Maler Sichelbein, welche die Geschichte des heiligen Sakraments in Benningen (unweit Ottobeuren) darstellen. Es ist diese Begebenheit eine sehr merkwürdige. P. Feyerabend, der Chronist des Klosters, erzählt sie also:

„Im Jahre 1216 standen zwischen dem Dorfe Benningen und der Stadt Memmingen auf dem sogenannten Ried zwei Mühlen. Dem Inhaber der oberen Mühle, einem rechtschaffenen Manne, erging es in Allem sehr gut, was den Neid des Nachbars erregte. Um ihm zu schaden, sann er auf ein arges Verbrechen. Am grünen Donnerstag des Jahres 1216 empfing er mit den übrigen Pfarrgenossen die heilige Kommunion, genoß aber den Leib des Herrn nicht, sondern wickelte ihn in ein Tüchlein, schlich sich damit zur Nachtzeit in das Mühlwerk seines Nachbars und legte die heilige Hostie unter den sogenannten Laufer. Hier verblieb die heilige Hostie ein Jahr unversehrt, und die Absicht des unteren Müllers, seinem Nachbarn das Glück zu nehmen, wurde nicht erreicht. Deshalb schlich er sich abermals in die Mühle, nahm die heilige Hostie aus dem Laufer und legte sie unter den Mühlstein, wo sie bald entdeckt wurde. Man machte sogleich Anzeige beim Ortspfarrer, der sie, bekleidet mit dem Chorhemd, abholte. Aber wie er die heilige Hostie aus dem Becher nahm, wohin sie der Müller gelegt hatte, floß das heilige Blut über seine Hände. Bald darauf wurde die heilige Hostie nach Memmingen übertragen, und als Bischof Siegfried von Augsburg dieselbe untersuchte, floß

wieder Blut aus der Wunde, welche die heilige Hostie durch das Umgehen des Mühlrads erhalten hatte, hervor. Später durfte sie, weil die Brotsgestalten zu verwesen anfingen, nicht mehr angebetet, sondern nur als eine hochheilige Reliquie verehrt werden. Nachdem die Reformation in Memmingen eingeführt worden war, verschwand mit der Verehrung auch alle weitere Kunde von diesem Heiligtum.“ —

Wir betreten zunächst die Gemächer der Winterabtei und der Sommerabtei.

Die prachtliebenden Äbte des achtzehnten Jahrhunderts hatten, wie heute noch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster, ihre Sommer- und Winterwohnungen, die eine nach Norden, die andere nach Süden gebaut. Und gar passend war die Winterabtei prunkvoller hergerichtet, als die für den Sommer, wo die Natur Erholung bietet.

Ein herrlicher Ofen in der Winterabtei im Rokokostyle ist von einem Hafnermeister von Ottobeuren anno 1715 für 40 Gulden hergestellt. Er wäre heute das Dreihundertfache wert.

In den Galeriezimmern, welche neben vielen Freskogemälden einst herrliche Ölgemälde und kostbare Kunstsachen enthielten, befinden sich jetzt die von P. Magnus und P. Kaspar angelegten Sammlungen für Altertümer und Naturwissenschaften.

In der Sommerabtei überrascht im Vorzimmer sinnvoll ein Deckengemälde, welches den anbrechenden Tag, der die Nacht vertreibt, darstellt und in den Nebenfeldern die vier Elemente. Der Künstler, ein Maler Hermann aus Kempten, erhielt dafür nur 80 Gulden.

Das Fürstenzimmer, ehemals für fürstliche Gäste eingerichtet, hat in seinem Eingang ein kleines Gemälde von Amiconi, die Unterredung Alexanders mit Diogenes darstellend, das der Meister anno 1728 in drei Stunden malte.

Am Plafond des Zimmers ist ein Gipsrelief: Die Götter trinken im Olymp Nektar.

In dem Kaisersaal, der natürlich wie fast alle anderen

Zimmer des Möblements beraubt ist, fällt zunächst die Größe auf. Er ist 72 Fuß lang, 45 Fuß breit und 40 Fuß hoch.

Ein riesiges Plafondgemälde: Die Krönung Karls des Großen durch den Papst Leo wurde von dem Konstanzer Maler Stauder 1723—24 gefertigt und ist 52 Fuß lang und 30 Fuß breit. Der Maler bekam für dieses Riesenbild bei freier Station für sich und „seinen Gesellen" 2000 Gulden.

Sechzehn Kaiserstatuen aus Holz, jede 8 Fuß hoch, von Rudolf von Habsburg an bis Karl VI. zieren den Saal, ihr Meister ist Anton Sturm aus Füssen, der für jedes Stück samt Vergoldung 75 Gulden bekam.

Eine große Anzahl von weitern Kaisern und Kaiserinnen sind gemalt vorhanden.

Eine Unzahl anderer Zimmer, alle mit reichem Stuck und mit Deckengemälden verziert, durchwanderten wir noch.

Auch das Theater wurde noch inspiziert, ein 110 Fuß langer, hoher Raum, auf das herrlichste dekoriert und bemalt mit allegorischen und mythischen Darstellungen.

Dann betraten wir die Bibliothek, 100 Fuß lang, mit einer um den ganzen Saal herumlaufenden Galerie, getragen von 44 korinthischen Säulen aus Gips und marmoriert, die Kapitäle vergoldet. Der Meister Zimmermann aus Weßobrunn, der neben vielen andern deutschen und italienischen Stukkatoren am Kloster und Kirche arbeitete, erhielt bei freier Station für eine Säule 3 Gulden 45 Kreuzer. Die andern Meister nebst Kost 1—5 Gulden Wochenlohn.

Zuletzt führte mich P. Mang auf den Speicher, um mir die riesigen kunstvollen Dachstühle zu zeigen. Doch selbst diese, ein Werk des Zimmermeisters Klein von Ottobeuren, sind der Zerstörung nahe. Das Hauptwerk dieses Meisters ist aber der Dachstuhl über der Kirche, den er 1753 vollendet hat. Auf einer hölzernen Tafel, die an einen Balken geheftet ist, singt der Meister bescheiden sein Lob:

Dis gottshaus ist aufgericht
Zu ehr und Nahm Jesu Christ

Durch Johan Michael Klein
Hoffzimmermaister ganz allein,
Burger und Unterthan,
Das mich von Hertzen freyen kann.
Aber in kein Ding mich nit müsch,
Alſ was mein Handwerk bringet mit.
Lesse einer das in kurtz oder lang,
So wensch er mir das himlisch Vaterland.
1753.

Köstlich ist die Loyalität dieses Zimmermanns, den es von Herzen freut, daß er Bürger und Untertan ist, und der sich in nichts mischt, als was sein Handwerk mit sich bringt. Friede seiner Asche! —

Eine Unmasse von Kunst und Menschenarbeit geht in diesem, in seinen größten Räumen verlassenen und vereinsamten Riesenkloster[1] zugrunde durch die still, aber rastlos wirkende Zeit, deren Zahn niemand abzustumpfen sucht.

So hat aber die Säkularisation Tausende von Ruinen geschaffen im alten römischen Reich deutscher Nation, Tausende von Künstlern und Handwerkern, die in den Klöstern tätig waren, brotlos gemacht, und nur mit Wehmut wird heute der Freund wahrer Kultur an diesen Stätten alter Bildung und alter Kunst vorübergehen.

Allüberall ist es still und tot, und trauernd um die Vergangenheit schaut auch in Ottobeuren bei Schritt und Tritt alles uns an. Nur ein kleiner Teil des Riesenklosters ist heute bewohnt von fünf Mönchen.

Zur Zeit, da ich Ottobeuren besuche, sind außer dem schon genannten Prior noch vier Patres da: Mein Führer P. Magnus Bernhard, mein Freund P. Hermannus Koneberg, P. Petrus Baur, der Leiter des Hauswesens und der 1855 errichteten Erziehungsanstalt für arme Knaben, die

[1] Das Klostergebäude auf niederer Anhöhe und im Westen von einem Walde begrenzt, bildet ein Viereck von 466 Fuß Länge und 420 Fuß Breite. Es ist dreistöckig, hat 837 Fenster von je 8 Fuß Höhe und zählt 130 Zimmer und Säle.

unermüdliche freundliche Martha des Hauses und der P. Kaspar Kuhn.

Einst war in Ottobeuren ein großes Gymnasium, wo Tausende von Studenten ihre Humaniora holten. Schon 1509 hatte das Stift eine Buchdruckerei, und zur selben Zeit lebte in ihm der berühmte P. Nikolaus Ellenbogen, Freund aller großen Humanisten jener Tage. Heute sind nur die genannten armen Knaben da, welche aber nicht die „Humaniora" studieren, sondern, so klein sie auch sind, schustern, schneidern, drehen und hobeln. Es ist hochinteressant, aber fast komisch, diesen jungen Schusterchen und Schneiderchen in ihren Werkstätten zuzusehen, wie sie unter Leitung eines als Meister fungierenden Laienbruders ihre Gewerbe lernen und ausüben.

Noch mehr aber freute mich, den Vegetarianer, die Mitteilung des P. Petrus, daß diese gesund und frisch aussehenden Knaben streng vegetarianisch ernährt würden. Für den Vegetarianismus spricht nun sehr, daß diese Kinder, seitdem sie dieser Nährweise unterliegen, nie krank sind, während früher die verschiedensten Krankheiten unter ihnen herrschten. Ich halte in der Tat die vegetarianische Lebensweise, wenn sie bei einem noch unverdorbenen Kindermagen beginnt und angewöhnt wird, für ganz vortrefflich und entschieden zuträglicher und langlebiger machend als jede andere. Aber ein alter Fleischmagen, verwöhnt und überreizt von Alkohol, Delikatessen, Essenzen, Saucen und Sulzen, wird sich schwerlich mit Erfolg in die reizlose Diät des Vegetarianers hineinleben. —

Wir besuchen noch den P. Kaspar in seiner Zelle. Er ist Koleopterolog, zu deutsch Käfersammler, und Theaterdirektor. Je weniger ich von einer Wissenschaft verstehe, umsomehr bewundere ich die Menschen, welche eine solche innehaben, und so schaute ich respektvoll an dem hageren, freundlichen Mönch hinauf, als er mir seine Insekten, an Nadeln aufgespießt, zeigte und explizierte. Es mag diese Wissen-

schaft eine sehr verdienstliche und sehr interessante sein. Ich für meine Person wollte lieber Kartoffeln ausgraben, als Käferstudien machen.

Man sieht aber, wie vielseitig in einsamer Zelle der Mensch sich beschäftigt und seine Zeit nützlich zu machen sucht: der eine ist Schriftsteller, sein Nachbar Maler, der dritte Bildschnitzer, der vierte Mathematiker oder Physiker und ein anderer Käfer- und Insektensammler.

P. Kaspar hat aber auch als Dichter sich versucht. In den Räumen des großen Klostertheaters, in dem einst die Studenten ihre Stücke gaben, spielt zeitweilig eine Liebhabergesellschaft aus Ottobeuren, und für die dichtete der Pater ein historisches Schauspiel „Sylach", das den Gründer des Klosters und seine Stiftung vorführt. Er gab mir die Dichtung freundlich mit, aber ob ich's je zum Lesen bringe, weiß ich nicht. Kostet's doch Mühe, sich durch ein klassisches Theaterstück, um der darin niedergelegten höheren Gedanken willen, hindurchzulesen. Und wenn alle Menschen, die gerne ein Theaterstück ansehen, sich mit dem Lesen begnügen müßten, es würden die Liebhaber der Dramen fast ganz vom Erdboden verschwinden. —

Es ist Abend geworden auf unserer Wanderung und unseren Besuchen im Kloster, und wir kehren zurück, von wo wir ausgingen, zur Kirche, um der Auferstehungsfeierlichkeit des Karsamstags anzuwohnen. Ist diese Feier mit ihrem: „Christus ist erstanden" überall in der katholischen Kirche eine erhebende, so wird sie es in unendlich höherem Maße in den Räumen eines so gewaltigen Gotteshauses, wie das von Ottobeuren. Und als nach der Feier in dem ganz dunkeln Dome der Lehrer auf meine Bitte die größte der zwei Orgeln spielte, während ich unten in den Chorstühlen kniete, da zog's wie ein mächtiger Sturmwind durch meine Seele, und in meine Augen traten Tränen; so hehr, so heilig, so übernatürlich rauschten die gewaltigen Klänge der Orgel durch die Hallen der Kirche.

Der Erbauer der Orgeln ist der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weithin berühmte Orgelbauer Karl Riepp, der Sohn des Mesners an der Wallfahrtskirche zu Eldern bei Ottobeuren. Er hatte sich lange in Frankreich aufgehalten und ausgebildet. —

Der folgende Ostertag ward in klösterlicher Stille zugebracht.

Bei Tisch hatte ich Gelegenheit, die Belesenheit des sonst ziemlich professorenmäßig ledernen Priors zu bewundern.

Es schneite fast den ganzen schönen Tag über. Schnee am Auferstehungstage des Heilandes aber läßt uns keine rechte Osterfreude aufkommen; das Leichentuch der Natur über dem offenen Siegesgrabe stört uns.

Als gegen Abend die Witterung sich etwas aufhellte, begleitete ich den P. Magnus, der einen Kranken auf einem Gehöfte außerhalb des Marktfleckens besuchte, eine Strecke weit — und schlug dann meinen Weg dem Buchwald zu, durch den wir vorgestern Nacht heruntergefahren waren.

Trotzdem der Schnee auf dem Waldboden lag, sang die Drossel ihr Frühlingsabendlied, jenen wunderbaren Sang, der uns die Frühjahrsabende am Waldrande hin so ungemein verschönert. Mir ist dieser Gesang, dem ich jeden Lenz nachgehe, die süßeste Elegie auf den Frühling. Und ganz besonders elegisch stimmte es mich, da ich heute hinabschaute auf das riesige Gotteshaus, wie es in seiner zerfallenden Größe und Ruhe so lebhaft unsere Vergänglichkeit predigte, während aus dem beschneiten Wald das Vöglein der ewig jungen Natur ihre Auferstehung verkündete.

Es war tief Abend, als ich ernst und melancholisch wieder dem stillen Kloster zuschritt. —

Am folgenden Ostermontag hatte mein Freund, der zugleich Ortspfarrer ist, seinen Männerverein drunten im Flecken versammelt und mich gebeten, einige Worte an die wackeren bayerischen Bauern zu richten. Ich tat es und freute mich

der entschieden katholischen Gesinnung dieser Leute, von denen selbst einige als gewandte Volksredner auftraten.[1]

Als Vegetarianer konnte und wollte ich an der geselligen, trinkenden Unterhaltung, die sich an die Reden des Tages anschloß, nicht teilnehmen und ging deswegen allein vor das Dorf hinaus und, da ich in der Ferne den Kirchhof erblickte, diesem zu. Eben begann es wieder zu schneien, als ich über den Gräbern stand.

Ich verglich nun den Lärm, dem ich eben mich entschlagen, und das politische Kämpfen unserer Tage, über das ich gesprochen, mit der Grabesruhe, die mich hier umgab. Ich dachte, wie die Nachkommen und Mitlebenden derer, die hier unten ruhen, drinnen im Dorfe jetzt heiter und lustig sangen und tranken, während die Schneeflocken kalt und still über den Gräbern ihrer Ahnen und Verwandten niederfielen — und ich fand, daß die drunten im Grabe eigentlich glücklicher seien, als wir Lebende, die wir ruhelos durch diese Zeit jagen, bis der Tod auch uns zu den Toten legt. Und es zog ein Stück dieser Totenruhe in meine Seele, und es ward mir ganz wohlig zu Mute auf dem Kirchhof, langsam an den Gräbern hinwandelnd unter den Schneeflocken.

Als ich zum Dorfe zurückkehrte, begegneten mir zahlreiche Landleute, die von der Versammlung in ihre umliegenden Gehöfte heimkehrten. Einer derselben hatte mich kaum wieder erkannt, als er sich anbot, mir noch ein Stück Wegs das Geleite zu geben. Sein schlichtes Bayernherz war voll von den Eindrücken des Nachmittags, die er mir wiedergeben wollte. Ich kam aber eben vom Kirchhof, wollte von Kirchenpolitik nichts mehr hören und lenkte meine Fragen auf den Mann selbst und seine Verhältnisse. Er erzählte mir, daß er Söldner, ein Mittelding zwischen Bauer und Taglöhner, sei und sein bares Geld mit Käsemachen verdiene. Auffallend

[1] Wie mir der heute (1911) amtierende Prior P. Markus Thurnhuber berichtete, erinnern sich alte Männer in Ottobeuren noch meiner Rede.

war mir bei des Mannes Rede, daß derselbe, so oft er einen allgemeinen Satz aussprechen wollte, wo wir im Hochdeutschen das Wörtlein „man" gebrauchen, mit „Du" mich ansprach. Es ist dies nicht das allgemeine „Du", wie in Tyrol und Vorarlberg, sondern nur das erzählende „Du". Der Mann sprach sonst immer „Sie", bis er auf einen Satz kam, der etwas verallgemeinern sollte, z. B. „Du lebst hier zu Lande billig", statt: „man lebt". Mir gefällt diese Redensart ganz gut, und sie hat meine Kenntnis der verschiedenen schwäbischen Dialekte bereichert. —

Am folgenden Morgen wollte ich zeitig schon abreisen, gegen Memmingen, allein mein Freund wollte mich partout noch zu den Schulschwestern, Franziskanerinnen, und in das Spital führen. So mußte ich meinen Plan ändern und die Weiterfahrt, der Heimat zu, auf Mittag festsetzen. Und er hat mich nicht gereut, der Besuch in Schule und Krankenhaus. Zum erstenmal sah ich in meinem Leben Franziskanernonnen und Schwestern des dritten Ordens in der Schule.

Ich bin vor kurzem in einem Institut weltlicher, vom Staate bestellter Lehrerinnen gewesen, und wenn ich sie nach Physiognomien, Auftreten, Kleidung, Ordnung in Schule und Haus mit diesen Franziskanerinnen vergleiche, so finde ich kaum einen Namen, um den Unterschied zu bezeichnen. Es ist, abgesehen von allem andern, in meinen Augen ein großer psychologischer Unsinn, eine Anzahl Mädchen, resp. Fräulein, in ein Haus zusammenzutun, ohne bestimmte Hausordnung, ohne gemeinschaftliches Zusammenleben und ohne die durch religiöse Gelübde übernommenen Pflichten des Gehorsams und der Selbstverleugnung. In Ottobeuren fand ich die Schwestern in einer merkwürdigen Friedlichkeit und Zufriedenheit, die aus Aller Augen strahlte, geschart um ihre Oberin. Diese imponierte mir in ihrem Äußern gar sehr. Sie hatte, was ich bis jetzt fast nur an Frauen fand, die einem klösterlichen Verein vorstanden, jenen Ernst, jene Entschiedenheit, gepaart mit freundlicher Ruhe, die ihnen das

Siegel des männlichen Charakters aufdrückt, und vermöge deren sie zu leiten und zu kommandieren verstehen, wie der tatkräftigste Mann.[1]

Im Spital fungieren die Schwestern des heiligen Vincenz, jene todesmutigen Töchter der christlichen Barmherzigkeit, die selbst den feindlichsten Gewalten und Geistern Bewunderung, Achtung und Schonung abgenötigt haben bis auf den heutigen Tag.

Aber auch meinen Freund Hermann lernte ich hier von seiner praktischen Seelsorgerseite kennen. Für jeden Kranken hatte er ein anderes, treffliches Trostwort, jeden wußte er zu erheitern und zu ermuntern.

Ich ging still und schweigend neben ihm an den Krankenbetten hin und gedachte mit Wehmut all' des Elends und Siechtums, das auf uns armen Menschen ruht. Nur ein gebrechlicher, halb blödsinniger Greis versetzte meine Gedanken in eine andere Richtung. Er war viele, viele Jahre mit einer Drehorgel durch Bayern und Süddeutschland gewandert und arm, wie er ausgezogen, heimgekehrt nach des Lebens spielender Wanderung, um sich langsam zum Tode vorzubereiten.

Wie müssen, dachte ich mir, wachend und träumend die „alten Weisen" seiner Orgel durch den Kopf des greisen Spielmanns ziehen und wie vor seinem absterbenden Geiste vorüberwandeln die lustigen Völker der Jahrmärkte und Kirchweihen, denen er einst aufgespielt, und von denen selbst schon Tausende ausgejubelt und ausgelebt haben!

Ja, fürwahr, es liegt ein Stück Elegie im Leben eines echten Volksmusikanten, ein Beitrag zur Geschichte von Lust und Leid im Menschenleben — wie er mühsam seine Orgel schleppt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und mit ihr die schönsten Volkslieder und Volksweisen; wie er an den Häusern hinzieht und manches trübe Menschenherz auf heitere

[1] Die Oberin lebt und wirkt heute 1911 noch in Ottobeuren. Sie ist, wie auch P. Koneberg, fast so alt wie ich, heißt Paula Schmid und stammt von Mittelneufnach bei Schwabmünchen.

Gedanken bringt durch die einfachen Volkstöne seiner Orgel, und wie sie drinnen im Wirtshause dann springen und walzen, und er selbst mit dem Dichter sagen muß:

Schöne, alte Lieder weiß ich;
In der Kälte, ohne Schuh',
Traurig in die Saiten greif' ich,
Weiß nicht, wo ich Abends ruh'! —

So zieht er jahrelang durchs Land, geht, alt geworden, heim, legt sich zum Sterben nieder und andere Musikanten spielen anderen Menschen „die alten Weisen".

3.

Nach Tisch nahm ich Abschied von den guten Vätern, bei denen es mir so gut gefiel, daß ich versprach wieder einmal zu kommen und fuhr um zwei Uhr des Nachmittags mit den vom „Christian"[1] gelenkten Klosterbraunen durch das waldige Hügelland der alten Reichsstadt Memmingen zu, die zwei Stunden von der alten Abtei entfernt, ihre Vergangenheit noch mehr betrauert als das teilweise wenigstens wieder lebende Benediktinerstift.

Von Memmingen hatte ich bis heute nichts gehört, als die Geschichte vom Memminger Mond, von dem man in meiner Vaterstadt Hasle in meiner Knabenzeit noch sprach.

Man dichtete den alten Reichsstädten meist aus Neid gerne Schwabenstreiche an, um ihren Stolz auf ihre kleinen, aber meist tüchtigen Republiken zu verlachen. So schob man auch den alten Memmingern, die ein hervorragendes Gemeindewesen hatten und im schwäbischen Städtebund eine tapfere Rolle spielten, den Hochmut zu, einen eigenen Mond zu beanspruchen.

Gestalt bekam dieser Schwabenstreich in der Behauptung,

[1] Der Christian Graß war bis zum Tod, 1887, im Klosterdienst und stammte aus Kirchdorf bei Wörishofen.

es sei einst ein Maidle von Memmingen nach Lindau gekommen und habe, als es dort den Vollmond aufgehen sah, staunend ausgerufen: „Gucket, dau (da) ist der Memgemer[1] Mau (Mond)". —

Eine echte und rechte Alemannen- d. i. Schwabenstadt ist Memmingen aus den Zeiten der Völkerwanderung, wo die Sippe eines Alemannen Mammo sich hier niedergelassen hat. Es tritt aber in die Geschichte erst, als die schwäbischen Herzoge aus dem Geschlechte der Welfen seine Herren geworden waren.

Welf IV. trat 1101 von seiner Stadt Memmingen aus den Kreuzzug an. Der letzte Welf schwäbischer Linie erkor die Stadt zu seinem Lieblingssitze und starb hier 1191.

Nach seinem Tod erbten die Hohenstaufen die Stadt, die nach dem Tod des letzten, Konradins von Schwaben, 1268 an das Reich fiel und Reichsstadt wurde.

Sie wurde aber auch, unfern der großen Handels- und Reichsstädte Augsburg und Ulm gelegen und durch gute Straßen mit ihnen verbunden, eine blühende Handelsstadt mit angesehenem Patriziat.

Am blühendsten von den zwölf Zünften war die der Weber, denn der Handel mit Leinwand nach Venedig war besonders schwunghaft.

Im schwäbischen Städtebund des 14. Jahrhunderts spielte das verhältnismäßig kleine Memmingen mit etwa 7000 Einwohnern eine hervorragende Rolle und machte tapfer mit gegen die übermütige und raublustige Ritterschaft.

Wie die meisten Reichsstädte schloß sich Memmingen nach manchen Schwankungen der Reformation an, die der Prediger an St. Martin, Christoph Schappeler aus St. Gallen, seit 1513 in Memmingen wirkend, zuerst gepredigt hatte. Erst zwinglianisch, nahmen die Bürger später das lutherische Bekenntnis an.

[1] Die schwäbische Volkssprache sagt statt Memmingen — Memgema.

Schappeler und der Kürschner Lotzer nebst vielen Bürgern waren in lobenswerter Art auch auf Seite der Bauern im Bauernkrieg, während der Rat der Stadt, wie fast überall, gegen die Bauern war. Schappeler, ein hochgebildeter Mann, mußte flüchten und starb 1531 in seiner Vaterstadt St. Gallen. —

Auf der großen schwäbischen Hochebene gelegen, hatte Memmingen in den vielen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts viel zu leiden und wiederholte Belagerungen auszuhalten.

Im Dreißigjährigen Krieg, dieser Gegenreformation mit Waffengewalt, weilten die größten Männer desselben, Wallenstein und Gustav Adolf, in den Mauern Memmingens. Ja der große General Wallenstein schlug einst drei Monate lang sein Hauptquartier in Memmingen auf, während seine Heerscharen ringsum und weithin im Schwabenland lagen.

Am 9. Juni 1630 war der große Mann und gefürchtete Heerführer von Karlsbad her, wo er gegen seine Gicht die Kur gebraucht, in der Stadt eingezogen mit 600 Pferden, 17 Staatswagen, 24 Kutschen und 60 Packwagen. Sechs Fürsten, 144 Edelleute und seine von Octavio Piccolomini kommandierte Leibgarde waren mit ihm gekommen.

Sein Aufenthalt war für die protestantische Stadt ein Segen. Ein Chronist schreibt: „In dieser Zeit ist Glück und Heyll gewest." Wallenstein brachte viel Geld unter die Bürger und bezahlte alles bar. Er mischte sich weder in städtische noch kirchliche Angelegenheiten, wie er auch den Protestanten auf seinen böhmischen Besitzungen völlige Freiheit ließ.

Die Memminger konnten während seiner Anwesenheit ungeniert selbst die Jahrhundertfeier der Augsburger Konfession begehen.

Er wohnte im heute noch existierenden „Fuggerbau", einem schloßartigen Gebäude, das 1581—91 der Augsburger Handelsherr Jakob Fugger für Handelszwecke hatte errichten lassen.

Warum blieb Wallenstein so lange in Memmingen? Weil in Regensburg die ihm feindlichen Reichsfürsten um den Kaiser versammelt waren und er in der Nähe sein wollte, weil er wußte, daß die Fürsten, voran der Kurfürst Maximilian von Bayern, seine Absetzung verlangten, während er gerne, wenn der Kaiser nicht zu zahm gewesen und ihn gehindert hätte, die ganze Gesellschaft in Regensburg aufgehoben und zu Paaren getrieben haben würde.

Doch Ferdinand II., von den Jesuiten zum Friedensfürst erzogen, wagte keinen solchen Schritt, der ihm die mittelalterliche Kaisermacht wieder verschafft hätte. Er ließ, auch kirchlicherseits tüchtig bearbeitet, weil man in Rom kein mächtiges Kaisertum wollte, den großen Mann Wallenstein fallen und willigte in seine Absetzung.

Mitte September brachten der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrat Freiherr von Questenberg, die bei Wallenstein wohl gelitten waren, diesem seine Absetzung nach Memmingen. Klopfenden Herzens nahten sie dem Gefürchteten. Doch der hatte von seinem Astrologen Seni alles aus den Sternen erfahren und wußte, daß man ihn bald wieder holen würde. Er empfing daher die Gesandten freundlich, ließ sie gar nicht ausreden und sprach: „Aus den Sternen hab' ich Euren Auftrag gewußt, aber wehe tut es mir, daß Ihro Majestät meiner sich so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten."

Am 3. Oktober verließ er Memmingen und wandte sich nach Böhmen.

Wallensteins Entlassung war das Glück Gustav Adolfs, der nun leicht in Deutschland landen und vormarschieren konnte, da der tüchtigste General fort war und seine entlassenen Kriegsvölker vielfach dem Schweden zuzogen.

Als die Not groß geworden und der Schwede unaufhaltsam fortschritt, bat Ferdinand den alten Feldherrn, den Oberbefehl wieder anzunehmen. Er zögerte und erst im Januar 1632 ließ Wallenstein seine Werbetrommeln rühren.

Und als ein Heer beisammen war, übernahm er den Oberbefehl nur unter den weitgehendsten Vollmachten, die ihn zum alleinigen Herrn machten und den Kaiser zu seinem Diener.

Aber das alles wollte er und mußte er wollen, um seinen großen Zweck, das germanische Kaiserreich des Mittelalters, das römische Weltreich deutscher Nation, wieder herzustellen, erreichen zu können.

Weil er das wollte, mußte er fallen durch Meuchelmord, denn ein deutsches Kaiserreich in der Kraft des Mittelalters war vielen Leuten ein Greuel.

Er fiel als Märtyrer für Deutschlands Größe von wälschen Händen, von Offizieren, die man absichtlich in sein Heer eingeschmuggelt hatte.

Hätte Wallenstein seinen Plan durchgesetzt und der Kaiser Ferdinand dem Wallenstein Gehör und Vertrauen geschenkt, wie Wilhelm I. von Preußen dem Bismarck, und hätten die Habsburger Männer gehabt, wie die Hohenzollern den großen Kurfürsten und Friedrich den Großen, dann trügen sie heute noch die Krone Karls des Großen und Deutschland hätte keinen Bismarck, den Wallenstein des 19. Jahrhunderts, gebraucht, um wieder zu einem Kaiser zu kommen.

Da Wallenstein nicht bloß die deutschen Reichsfürsten klein, sondern auch, durch einen Einfall in ihr Land, die Franzosen zahm machen wollte, so hätte, wenn es nach seinem Kopf gegangen wäre, die Geschichte einen andern Weg genommen. Die vielen Kriege des 18. Jahrhunderts, vorab die Raub- und Brandkriege der Franzosen im deutschen Reiche, wären unterblieben und Deutschland wäre kein Bundesstaat, sondern ein monarchisches Kaiserreich.

Memmingen wäre dann auch noch Reichsstadt und hätte nicht 1801, wie viele andere Reichsstädte, mit fliegenden Fahnen ins bayerische Lager übergehen müssen. Die vielen Kriegsjahre der zwei vorhergehenden Jahrhunderte hatten den alten freien Bürgerstolz gebrochen, die religiöse Spal-

tung die Bürgerschaft entzweit, und die Schulden, welche die Kriegszeiten den Reichsstädten gebracht, sie mürbe gemacht, so daß die Bürger gerne in einem größern Staatswesen aufgingen.

Memmingen brachte eine Million Gulden Schulden mit, als es bayerisch wurde. —

Doch, was uns heute noch an der alten Stadt erfreut, ist aus den Zeiten ihrer Reichsunmittelbarkeit.

Wie staunte ich, als der „Christian", hellauf seine Peitsche schwingend, mit mir in die Stadt einfuhr! Hohe, stolze Patrizierhäuser, lange Straßen, alte Türme und Tore, malerische Plätze verrieten überall die einstige, wohlhabende Reichsstadt. Aber in der Einsamkeit und Öde, die über ihnen lag, bekundete sich auch die Verlassenheit derselben vom großen Verkehrsleben. Die Patrizier und mit ihnen die Blüte und der Wohlstand des Mittelalters sind ausgewandert oder ausgestorben, und Memmingen ist eine Bauernstadt in dem veralteten Mantel ehemaliger Herrengröße.

Man mag ein Freund oder ein Gegner der Reformation sein, aber das muß ehrlich jeder, der's kennt, gestehen, daß der Niedergang der Reichsstädte mit der Reformation zusammenfällt.

Was waren vor derselben die vereinigten schwäbischen Reichsstädte für ein gewaltiges Wesen! Wie mächtig stand ihr Bund da dem trotzigen, gewalttätigen Adel gegenüber! Wie viele Dörfer und Schlösser kamen in den Besitz der Städte vom Adel weg, und wie blühten in ihnen Handel und Gewerbe! Die Reformation brachte Spaltung und Verderben in die starke Bundeskette der Städte. Die katholisch gebliebenen mißtrauten den reformierten und umgekehrt. In den einzelnen Städten selbst entstand Unfriede und religiöses Parteiwesen. Viele Patrizierfamilien wanderten aus und bewirkten so den Verfall des Wohlstandes.

Eine weitere Folge der Reformation war der Dreißigjährige Krieg, der die meisten Städte an den Bettelstab brachte.

Das Kaisertum, der feste Rückhalt der Reichsstädte, ging infolge dieses Krieges, in welchem durch politische Ränke aller, auch kirchlicher Art, wie wir eben gesehen, die deutsche Kaisermacht gebrochen wurde, seiner Auflösung zu, und mit seinem gänzlichen Aufhören konnten die Reichsstädte sich der kleinen Landeskronen nicht mehr erwehren.

Es waren goldene Tage in den deutschen Städten, als sie ihre eigenen Herren waren, ein reiches Patriziat neben einem wohlhabenden Bürgerstand besaßen und Republiken bildeten. Und heute, so oft man eine alte Reichsstadt durchwandert, rufen die verwitterten Rathäuser, Türme, Erker und Zinnen uns wehmütig zu:

Wir waren einst im Flore; es war alles grün,
Jetzt sind die Blätter welke und ist die Blüt' dahin.

Zu leugnen ist nicht, daß die veränderten Handelswege auch viel zum Niedergang der schwäbischen und oberrheinischen Städte beitrugen. Sie alle litten unter dem Verfall der großen Königin des adriatischen Meeres — Venedig.

Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger G'schütz,
Der Ulmer Geld
Regieren die Welt —

so ging der Reim durch die süddeutsche Welt des Mittelalters. Und heute? Heute ist Venedig eine Gräberstadt, Augsburg liberal, Nürnberg ohne Trichter, Straßburg „preußisch" und Ulm einsam, wie ein Kirchhof.

Kommt man aber gar in die kleinen schwäbischen Reichsstädte, wie Memmingen, Wangen, Ravensburg, so meint man in einem deutschen Pompeji und Herculanum zu sein, so still und menschenleer ist's allüberall. —

Ich suchte, nachdem mein Quartier für die Nacht im „Falken" in der Nähe des Fuggerbaues bestellt war, zunächst

das feine Renaissance-Rathaus auf, äußerlich noch das stattliche Gebäude der ehemaligen Reichsstadt, innen neumodisch restauriert. Hier sollte, wie Pater Mang mir erzählt, ein prachtvoller Flügelaltar aufbewahrt sein. Dem zulieb war ich auch in die Memminger „Signorie“ eingetreten. Ehrfurchtsvoll schritt ich vor den in seiner Kanzlei amtierenden Bürgermeister, der mit der gemessenen Miene eines reichsstädtischen Schultheißen mich empfing, mein Begehren aber sofort freundlich erfüllte.

Das Altarwerk, eine Schöpfung des Memminger Meisters Bernhard Strigel (1460—1528), gehört nicht zu den besten Sachen aus dieser Zeit, und Strigel steht seinen Zeitgenossen Albrecht Dürer und dem jungen Holbein nach. Aber sorgfältig und farbenprächtig ist seine Arbeit und sicher sehenswert.

Leider steht das Kunstwerk in einem Zimmer auf dem Fußboden und ist so dem Staub und dem Verderben ausgesetzt[1].

Nachdem ich das Altarwerk Strigels bewundert hatte, erbot sich das gefällige Oberhaupt Memmingens, mir auch die Hauptkirche der Stadt, St. Martin, zu zeigen. Es ist diese Kirche allein eine Reise nach Memmingen wert. Sie stammt aus der Blütezeit der Gotik und sah den ganzen hier sehr lebhaften Sturm der Reformationszeit an und in sich vorbeiziehen. Besonders stimmungsvoll ist der Chor mit seinem Netzgewölbe, ein Werk des Ulmer Münsterbaumeisters Böblinger um das Jahr 1500. Die Chorstühle sind eines der bedeutensten Meisterwerke dieser Art und von zwei Memminger Meistern zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführt.

Ringsum sind noch die Pfarr- und Kaplaneihäuser in dunklem Kranze aus der gleichen Zeit, und finster schaute aus dem einen oder andern der Pastor oder Diakonus auf mich herab, als wollte ich das alte katholische Gotteshaus wieder für die römische Kirche mit Beschlag belegen. Und

[1] Es soll jetzt in der städtischen Altertumssammlung, die in den achtziger Jahren angelegt wurde, einen würdigen Platz haben.

in der Tat, etwas haben sie herausgefühlt. Mehr denn einmal, da ich innerhalb und außerhalb der Kirche ging, dachte ich: „Schade, daß dieses herrliche Bauwerk nicht mehr dem katholischen Kultus gehört und von ihm außen restauriert und innen entsprechend geschmückt ist!“

Ich bin der toleranteste Mensch von der Welt, aber die kahlen Wände und die hohlen Räume kann ich den protestantischen Kirchen nicht verzeihen. Man läßt ja kein Privathaus so, wie es der Maurer und der Weißputzer fertig gestellt haben, jene Kirchen aber sehen aus wie halbfertig und verlassen, und ihre Leere zieht eben in ihrer vollen Eigenschaft auch in unser religiöses Gemüt, wenn wir derartige Gotteshäuser betreten.

Die guten Memminger von heute scheinen mir aber ihren Dom auch äußerlich zu vernachlässigen, was ich dem Schultheißen zu bemerken nicht unterließ. Mich staunte der Herr ordentlich an, als ich immer wieder über das schöne Bauwerk redete.

Das hatte er selbst noch nie geahnt und gewußt, was die alten Reichsmemminger ihren Nachkommen für einen Schatz hinterlassen haben, und er, als ich so bewundernd redete, ward stolz und stolzer auf das Monument. Aber es kommt eben selten ein Freund von alten Kirchen und sonstigen Antiquitäten in die verlassene Bayernstadt, und so ist es zu erklären, warum die Memminger ihre Kunstschätze nicht zu beachten gewohnt sind. Denn erst durch das Lob anderer Menschen werden wir stolz, wenn das Gelobte uns gehört.

Der Bürgermeister, Roeck ist sein Name, hat zudem nicht studiert und ist heute noch Teilhaber an einer großen Mühle. Aber ein Bieder- und Ehrenmann schaut aus seinem von kurzem Vollbart umrahmten Gesichte und er soll schon seit Jahren die Stadt in vortrefflicher Art leiten[1].

Wenn die Memminger vielleicht ihre alten Kirchen vom Kunststandpunkt aus nicht so zu schätzen wissen, so haben

[1] Er starb 1884.

sie doch ein großes Verständnis für die Schönheit ihrer fünf Tore und diese bis heute erhalten und damit ihrer Stadt sicherlich nicht den kleinsten Schmuck.

In der Hinsicht verdienen sie alles Lob und mit besten Gesinnungen für Memmingen im Herzen verließ ich die schöne alte Reichsstadt.

Daß einstens mir in ihr eine meiner getreuesten Leserinnen entstehen sollte, habe ich damals nicht geahnt. Es ist dies die Lehrerin Luise Knoll, die letzte ihres Geschlechtes, das drei Jahrhunderte hindurch der Stadt ihre Werk- und Baumeister geliefert hat.

Sie ist, wie selten eine Leserin oder ein Leser, allen meinen Gestalten und Bergen und Tälern im Kinzigtal nachgereist und hat mehr denn einmal ihr Standquartier genommen beim Jörg in den Schneeballen zu Hofstetten. —

Ehe ich mich von dem trefflichen Manne und Bürgermeister dankend verabschiedete, zeigte er mir noch das Haus eines Antiquars, vulgo „Feilträgers". Ich dachte mir, in dem abgelegenen Memmingen müßten noch Altertümer aus der guten Patrizierzeit billig und leicht zu bekommen sein. Und ich ging nicht irre. Ein ganzes Haus hatte der alte, dicke Trödler der ehemaligen Reichsstadt bis zu den Ziegeln hinauf mit alten Bildern, Kisten, Kasten, Uhren, Eisenwaren usw. angefüllt, — vielen Schund, aber auch manch gutes Stück!

Ganze Patrizierfamilien, einst der Stolz und Reichtum der Stadt, hingen hier in vergilbter Leinwand, um Spottpreise feil geboten. Sic transit gloria mundi, so vergeht der Glanz der Welt, dachte ich, als ich diese Memminger Ahnenbilder durchmusterte. Einige Stunden ging ich mit dem Raritätensammler an dem Staub und Moder seiner Habe vorüber, und als ich ihn in der Dämmerung verließ, hatte ich ihm zwei prächtige Kasten aus dem 17. Jahrhundert spottbillig abgekauft, die mich heute noch mit Vergnügen an Memmingen erinnern. Ich bedaure aber auch heute noch, damals

ein armer Teufel gewesen zu sein, sonst hätte ich um wenig Geld viele gute Sachen aus alter Zeit erwerben können.

Wenn ein Vegetarianer reisen will, so sollte er als Hausknecht oder Handwerksbursche durch die Welt ziehen und bei den Bauern auf dem Lande Nachtquartier suchen und Zehrung bei Milch und Brot. In einem anständigen Wirtshaus, auch Hotel genannt, sind vegetarianische Gäste nichts weniger als gerne gesehen. Ich wollte nun einerseits den Memminger Falkenwirt nicht erzürnen und andererseits nicht verdächtig angesehen werden, als ob es mit dem Gast nicht ganz richtig wäre — und darum aß ich Fleisch und trank ein Glas Affentaler.

Wenn man das erstemal nach langer Zeit wieder „einen Wein" trinkt, so kommen einem allerlei Gedanken. Und so simulierte ich darüber nach, woher dieser bekannte badische Wein seinen Namen haben möchte; denn Affen gibt's bekanntlich im Badischen gar keine, eine Anzahl Anhänger von Vogt und Darwin ausgenommen. In der Gegend gar, wo der Affentaler wächst, wohnen die besten Katholiken des Landes, die von der Affentheorie gar nichts wissen wollen. Schon oft fragte ich an seinem Geburtsort selbst nach dem Namen dieses berühmten Rotweines, und nie konnte ich Kunde erhalten. Im „Falken" in Memmingen, unter dem milden Silberlichte des Memminger Mondes, kam mir die Entstehung jenes Namens.

Drunten am schönsten Punkte der Rheinlande liegt der Ort Kapellen und in seiner Nähe ein Berg, auf dem einst Mönche eines benachbarten Klosters eine Kapelle hatten, von der herab das Ave Maria geläutet ward. Der Berg heißt heute noch Aveberg und der Wein, der an seinen Reben wächst, Aveberger. Das Volk aber nennt ihn Affenberger. So heißt der badische Affentaler sicher richtiger Avetaler, weil ehedem ein Aveglöcklein auch aus und in jenem Schwarzwaldtale zum Gebete mahnte.

Ich war von dieser Verwandtschaft des rheinischen und

des badischen Weinnamens, die mir heute zum ersten Male einfiel, fester überzeugt, als davon, ob ich auch wirklich Affentaler vor mir hatte. Und ich meinte, als ich zu Bette ging, ich hätte meine Affentalergedanken vor einem versüßten Seewein gemacht.

Ich schlief schlecht auf den Wein, den ich abends absolut nicht gewohnt bin. Ich stand früher auf als gewohnt und wanderte noch vor dem Frühstück ein wenig in der Nähe des Hauses auf und ab, bis ich den Postillon seinen Wagen richten sah. Jetzt ward gefrühstückt und dem württembergischen Allgäu zugefahren, um in Leutkirch, der württembergischen Oberamtsstadt, die Eisenbahn und mit dieser am Abend die Heimat zu erreichen. Leider hatte der „Postle“ auf seinem Bock keinen Platz für mich, und so mußte ich, ohne mit ihm plaudern zu können, schweigsam und allein in meinem Omnibuskasten der Dinge harren, die da kommen sollten.

Es gibt nicht leicht etwas schwäbisch Gemütlicheres, als so eine einsame Omnibusfahrt in abgelegener Gegend. Wo irgend ein Haus durch einen Schild verkündet, daß man Hunger und Durst befriedigen könne, sei es in einem Dorfe, sei es an einsamer Landstraße, da hält der „Eilwagen“, und der Postillon nimmt einen Sack oder Korb in Empfang oder gibt so etwas ab. Ein Glas Bier hat die Wirtin in der andern Hand stets parat, und sie und der „Postle“ reden ruhig über die in der Stadt besorgten oder zu besorgenden Kommissionen, bis der Humpen geleert ist. In ihrem Gespräch lassen sie sich gar nicht stören durch irgend einen Gedanken an den Reisenden. So geht's von einer Dorfschenke zur andern, bis endlich das Reiseziel, das nächste Amtsstädtchen, erreicht ist.

An einem Wirtshaus, das vereinzelt am Wege stand, hielt mein Rosselenker etwas länger an; er war abgestiegen und hatte sich in das Haus begeben. Ich tat das gleiche und wandelte, nichts denkend, um den Wagen herum. Da fiel mein Blick auf das Wirtshausschild, und ich las: „Gast-

haus und Restauration zur Chaussee". Mitten im bayerisch-schwäbischen Allgäu ein Wirtshaus zur „Chaussee", das kam mir denn doch zu dumm vor, und ich konnte meinen Ärger vor dem Postillon nicht verbergen, worauf dieser schlaue Schwabe treffend antwortete: „Der Wirt und sein Schild passen zusammen. Einer ist so gescheit wie der andere!" Sprach's und knallte lustig weiter ins Land hinein.

Der Mann hat mich damals auf einen Gedanken gebracht, den ich seitdem vielfach bewährt fand, den nämlich, daß bei Wirten auf dem Lande — die Hoteliers der Städte haben ja alle die gleichen Manieren — der Charakter des Schildes sich gar oft ausprägt an dem schildführenden Gastgeber. So sind die Wirte zur Krone, zum Adler, Löwen, Kreuz usw. in der Regel etwas selbstbewußte, stolze Wein- und Biermagnaten. Die Linden-, Rosen-, Blumen-, Baumwirte sind die sanftesten, die Ochsen-, Pflug-, Rößlewirte die derbsten, die Sonnen- und Sternenwirte aber die hitzigsten. Die schärfsten Patrioten sind jene, die ihr Schild führen unter den Namen: „Germania, eisernes Kreuz und deutscher Kaiser", die dümmsten meist jene, welche unter fremden Flaggen die Gäste einladen — zur Chaussee, zur Bellevue usw. —

Wir haben die bayerisch-württembergische Grenze hinter uns, und bald hält meine Eilpost vor dem „Adler" in Aichstetten, um die Pferde zu füttern. Was ist das für eine stolze, behäbige Frau, die Adlerwirtin, und wie sitzt der Großvater, der Adlerwirt von ehedem, in seinen kurzen Lederhosen gravitätisch am Tische und raucht seinen „Ulmerkopf"! Aber hell, reinlich und freundlich ist's überall in der großen Wirtsstube. Man sieht, reiche Bauern gehen hier ein und aus, und manch' lustige Hochzeit spielt sich da ab im Laufe des Jahres.

Aber auch der ganze Ort ist so lieblich gelegen in diesen waldigen Auen, und stiller, behäbiger Friede schaut aus allen Wohnungen. Und doch waren die hiesigen Allgäuer im Bauern-

krieg die wildesten der Gegend, und ihr Pfarrer Florian eines der gefährlichsten Rebellenhäupter. Er war es, der die Untertanen des Truchseß Georg von Waldburg, genannt der Bauernjörg, zur Empörung brachte, während der Truchseß die Bauern im Höhgau und Linzgau zur Ruhe bringen sollte. Sie belagerten, nachdem auch die Haufen vom See und von der Iller zu ihnen gestoßen, selbst das truchsessische Schloß Wolfegg und die Stadt Waldsee, wo des Grafen Frau und Kinder sich befanden.

Der Truchseß kam zum Entsatz, verjagte die Bauern und schlug namentlich den Florian bei Wurzach, wo er mit 7000 Mann nochmals den Reitern Georgs sich entgegengestellt hatte. Der Pfarrer wurde besiegt, die Bauern ergaben sich, und Florian floh und verschwand in der Schweiz. In unserem Jahrhundert aber war selbst einer aus dem Geschlechte des Bauernjörg, dessen Nachkommen heute noch die Grundherrschaft in der Gegend besitzen, Pfarrer in Aichstetten, Graf Ferdinand Joseph, welcher 1833 hier starb.

Bekannt sollen die Aichstetter noch sein im Schwabenland durch ihr Talent und ihre Neigung zum Schauspiel. Sie wären also eine Art Oberammergauer, nur mehr dem heiteren Drama als dem Trauerspiel zugewandt. Wenn man ihr lustiges, heiteres Dorf sieht, kann man dies wohl glauben.

Was mir an den Nachkommen der Truchsesse von Waldburg über alle Maßen gut gefällt, ist ihre Liebe zu den Stammsitzen ihrer Ahnen. Die zwei bedeutendsten, gefürsteten Linien dieses alten Geschlechtes, Waldburg-Wolfegg und Waldburg-Zeil, wohnen heute noch jahraus, jahrein auf den einsamen Bergschlössern ihrer Voreltern, fernab vom Getriebe der modernen Welt. Sie blicken von den Zinnen ihrer Schlösser herab auf ihre Grundherrschaften, wie ehedem ihre Väter in der Ritterzeit, während die Burgen so vieler anderer noch lebender Geschlechter in Trümmern liegen, und ihre Träger in den Städten und Städtchen im Frack und in Glacés einherwandern.

So zeigte sich uns, weithin in die Lande schauend, als wir gen Leutkirch fuhren, auf dem hohen Zeiler Berg der Sitz des Fürsten von Waldburg-Zeil. Das uralte, rätische Geschlecht der Montforte saß einst hier oben. Seitdem aber die Truchsesse von Waldburg von ihnen Herrschaft und Schloß erhalten, wohnten sie erst zeitweilig, dann eine Linie immer auf der luftigen, waldigen Höhe, von der herab eine Aussicht das Auge erfreut, wie kein Kaiser der Welt aus seiner Residenz sie genießt. —

Es ist Mittag, als wir unter dem bekannten Trab der zum Schlusse etwas mehr angepeitschten Postpferde in der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch unsern Einzug halten. Noch vor Tisch will ich mir aber die Stadt besehen. Ich hatte mich schon gefreut, in dem Liutkirchun, wie ich es bei Neugart in seinem St. Galler Urkundenbuch gelesen, eine recht alte interessante Stadt, voll von Antiquitäten und Antiquaren, zu finden, ward aber bitter enttäuscht. Das Leutkirch von heute ist ein auf windiger Hochebene gelegenes freundliches Städtchen, aber von seiner Vergangenheit zeigt sich kaum mehr eine Spur. Fast lauter neue und neuere, nichtssagende Bauten, eine ganz neue gotische Kirche ausgenommen, die mir allein imponierte. Der Dreißigjährige Krieg und spätere Brände haben die alte Reichsstadt von der Erde vertilgt.

Auffallend war mir nur der neue Kirchhof, wo ich statt der üblichen Kreuze eine Art Standarten, wie die römischen Kohorten sie trugen, auf den Gräbern aufgepflanzt fand. Solche Dinger hab' ich in meinem Leben nicht auf Grabhügeln gesehen, und ich meine fast, sie gäben für die guten Leutkircher ein würdiges Seitenstück zum Memminger Mond ab.

Doch zählt die Stadt auch eine wirkliche Berühmtheit in ihrer Geschichte. Der bekannte Verfasser des Malleus Haereticorum, der Hauptschrift gegen die Reformation zur Zeit ihres Entstehens, Dr. Johannes Fabri, nachmals Bischof

von Wien, ist ein Leutkircher Kind. Er wurde hier 1478 als Sohn eines Schmiedmeisters Heigerlin geboren. In jener Zeit war es dumme Mode unter den Gelehrten, ihre deutschen Namen ins Lateinische zu übertragen, und so übersetzte der Student Heigerlin den Handwerksnamen seines Vaters in Fabri (Schmied), da der Heigerlin sich nicht latinisieren ließ.

Seine Studien machte er in Freiburg, wurde dann Dominikaner, um seiner Kenntnisse willen Kanonikus in Konstanz und Basel, Pfarrer in Leutkirch und Lindau und Rat und Gesandter des Kaisers Ferdinand I. Später finden wir ihn als Beichtvater und Generalvikar des Bischofs von Konstanz. Sein Freund war Erasmus von Rotterdam, mit dem er eine Reform in der Kirche wünschte, aber nicht so, wie die Reformation sie brachte.

1529 ward er Propst in Ofen, 1531 Bischof von Wien und Hauptgegner der neuen Lehre, die er in seiner Vaterstadt zurückhielt, so lange er lebte († 1541). Sein Vermögen hinterließ er größtenteils dem Spital in Leutkirch. Nach seinem Tode zog jedoch auch in seiner schwäbischen Heimat die Reformation ein, und so ist Leutkirch heute noch paritätisch und nebenbei herzlich langweilig. —

Von Leutkirch führt eine Zweigbahn über Wolfegg und Waldsee nach Aulendorf an die Hauptlinie Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart. Diese Seitenbahn soll so wenig frequentiert sein, daß vor kurzem ein toter Bauersmann, der einsam in einem Wagen dritter Klasse verschieden war, erst am dritten Tage entdeckt wurde. So erzählt der schwäbische Volksmund als Beleg für den spärlichen Verkehr.

Und doch wäre es schade, wenn dieses schöne, echt deutsche Stück Land der Welt nicht erschlossen worden wäre. Von Leutkirch bis Wolfegg ist's eine herrliche, luftige Hochebene mit weitem Blick auf das waldige Allgäu und die bayerischen und Tyroler Alpen. Von Wolfegg bis Waldsee öffnet sich ein romantisches Waldtal, wie selbst der Schwarzwald nicht viele aufzuweisen hat.

Da kommt gleich vor Leutkirch draußen auf der Hochebene ein klassischer Ort, Kißlegg, ein freundliches Dorf auf rauher, windiger Erdfläche. Und doch haben die Römer den Ort gefunden und ein Standquartier hier aufgeschlagen. Es ist das Cassiliacum dieses größten Volkes der Welt gewesen, das hier, wie alte Funde nachweisen, unter dem Comes von Rätien ein Reitergeschwader und Kohorten der dritten italischen Legion stehen hatte. Diese Legion bestand aus einem bunten Gemisch von Soldaten aus Spanien, Britannien, Südfrankreich, Ungarn und Phrygien.

Wenn heute ein Schwabe aus dieser Gegend nach Königsberg in Garnison käme, würden die Leute in seinem Dorfe die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und die Römer hatten vor zweitausend Jahren ohne Dampfschiffe und Eisenbahnen Soldaten aus Phrygien hier liegen. Wie klein sind wir diesem Weltvolke gegenüber!

Schon Markus Aurelius hatte die dritte Legion in die Provinz Rätien, zu der das jetzige Allgäu gehörte, verlegt, und sie blieb hier bis zum Sturze des Römerreiches. Auf dem Wartturme, den die Römer hier anlegten und Cassiliacum nannten, saß später das Geschlecht derer von Kißlegg, die Lehensleute des Klosters St. Gallen waren. Als sie 1300 ausstarben, kamen Schloß und Herrschaft an das alträtische Geschlecht der Scalamont, Schellenberge, von denen der berühmte Ritter Ulrich von Schellenberg 1487 zu Kißlegg geboren wurde und 1550 daselbst starb. Er hatte in Pavia und Bologna Recht studiert und dort den Doktorgrad sich erworben. Bald jedoch ergriff er in jener kriegerischen Zeit das Waffenhandwerk und machte als Obrist der eidgenössischen Scharen alle Feldzüge Maximilians I. mit. Noch unter Karl V. führte er die Schweizer nach Italien und half 1529 Mailand erobern. Ulrich war noch ein echter, biederer jovialer Ritter in jenen letzten Zeiten des schwindenden Rittertums. Jetzt noch zeugen in Kißlegg zwei Schlösser vom Dasein seines Geschlechtes, das in zwei Linien hier geblüht hat.

Lebhaft erinnerte ich mich heute im Vorbeifahren an einen schönen Sommernachmittag des Jahres 1872, wo ich mit dem Pfarrer Fortunat und dem fürstlichen Rentmeister Schüle von Wolfegg nach Kißlegg kam, um von da ins Allgäu hinabzufahren bis Wangen. Ich hatte den Rentmeister am See kennen gelernt, wohin er jeden Herbst kam, um den Wein aus den fürstlichen Reben zu Meersburg zu holen.

Er war ebenso gescheit, als heiter, lustig und durstig. Sein Talent machte ihn später zum Oberhaupt von Ravensburg und sein Durst brachte ihm einen frühen Tod.

Der lustige Rentmeister war Ehrenbürger von Kißlegg, für das er landwirtschaftlich viel geleistet hatte. Überall wurde er willkommen geheißen. Bis gen Abend saß ich in heiterer Schwabengesellschaft in einer kleinen abgelegenen Laubhütte im Garten eines Bierwirts, wo Rosen und Nelken in ländlicher Stille und Fülle blühten.

Als die Sonne in den Bodensee zu sinken begann und nur noch die Bergspitzen der Alpen vergoldete — bestimmte der Rentmeister ein Bäuerlein, das den Tag über Heu gefahren, mich noch nach Wangen zu führen in den wunderbaren Sommerabend hinein. Eine lieblichere Fahrt auf deutscher Erde habe ich nie gemacht. Dunkle Fichtenwälder, üppiges Weideland, reizende Gehöfte, in stiller Weltabgeschiedenheit versteckt zwischen herrlichen Waldbäumen, wechseln fort und fort. Ich war noch keine Stunde gefahren, als ich den Bauer heimschickte und zu Fuß in den Abend hineinwandelte.

All' das ließ ich heute wieder in mir aufleben.

Auch die Tage von Wolfegg traten lebhaft in meine Erinnerung, als ich vorüberfuhr. Als schlichter Tourist war ich hier heraufgekommen und hatte den Rentmeister aufgesucht. Es gab viel zu sehen in dem Schlosse, das mächtig über Felsgestein und Waldbäume hervorragt, ein gewal-

tiger Bau aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Aber im Erdgeschoß sind noch Teile aus älterer Zeit — vorab eine Gesindestube, das Bild einer alten Ritterkneipe, wie sie im Buche steht, so einladend, daß wir auch einige „Humpen“ in ihr leerten.

Ein großer Rittersaal, eine Gemäldegalerie, eine höchst wertvolle Kupferstichsammlung zeugen vom Reichtum und den konservativen Grundsätzen eines alten Geschlechtes, wie die Truchsesse von Waldburg es sind.

Was mir aber bei weitem am meisten gefiel, das war die patriarchalische Art, in welcher der regierende Fürst Franz mit seinen Beamten verkehrte.

Am Abend saß er, ein stiller, feingebildeter Mann, inmitten seiner Beamten, des Pfarrers und des Kaplans, im Bräustüble seiner großen Brauerei und trank sein Bier mit uns. Neben ihm sein Bruder, der in Frankreich sich zum Invaliden gekämpft hatte.

Ich finde es sonst nicht gut, wenn die „Fürsten“, namentlich die regierenden, sich zu weit herablassen und jedem Bürgermeister und Amtmann die Hände drücken, sich bei jeder Gelegenheit zeigen und zu viel im Volke verkehren. Quotidiana vilescunt — und je rarer man sich macht, umsomehr gewinnt man in gewissen Stellungen an Respekt.

Die Könige im Orient, welche einige tausend Jahre länger als wir in Staatsraison machen, haben den Nimbus ihrer Würde stets und bis heute in der möglichsten Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit des Herrschers gesucht und gefunden. In der heiligen Schrift lesen wir, daß die Großkönige von Babylonien und Assyrien bei Todesstrafe selbst ihren Frauen es verboten hatten, ungerufen „vor das Antlitz des Königs“ zu kommen.

Es lag und liegt in dieser „Etikette“ ein großes Stück politischer Weisheit und nicht bloßer Absolutismus.

Ich war noch nicht lange am Bodensee, als ein alter

Mann, mit dem ich über das unserem Dorfe nahegelegene Schloß Kirchberg sprach, mir erzählte, wie der Großherzog Ludwig bisweilen auf kurze Zeit dort sich aufgehalten und dann durch unser Hagnau gefahren sei. Die Bürger mit dem Vogte und Pfarrer, die Schulkinder und alles, was laufen konnte, bildete lange vor der Ankunft Spalier an der Kreuzstraße im „Oberdorf", sehnsüchtig wartend.

Endlich kam ein Vorreiter und gleich hinter ihm ein Schimmelviergespann mit Staatskarosse, die dicht geschlossene Vorhänge an den Fenstern zeigte. Der Reiter hatte avertiert, daß da der Großherzog drinnen sei. Die Häupter entblößten sich, die Seehasen, alt und jung, riefen: „Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ludwig lebe hoch!" — und fort war der Wagen. Gesehen hatte den Landesvater kein Hagnauer Auge — aber mit tiefstem Respekt vor der „geheimnisvollen Majestät" des Landesvaters gingen die Untertanen in ihre Hütten.

Mir hat dieses auf das Volksempfinden klug berechnete Benehmen des Großherzogs Ludwig mächtig imponiert bis zur Stunde.

Andere Zeiten, andere Sitten! Doch ich frage: War das monarchische Prinzip vor fünfzig Jahren noch tiefer und respektvoller im Volke als heute, wo die Fürsten sich viel und gerne öffentlich sehen lassen und auch recht herablassend sind? Die Antwort kann auch ein unpolitischer Mann geben.

Aber das grenzt ja an Absolutismus, was der republikanische Hansjakob da wieder faselt — wird's jetzt heißen! Ich wollte, offen und ehrlich gesagt, wir hätten etwas mehr Absolutismus in der deutschen Welt, und wenn der nicht bald kommt und mit ihm, wie Luther sagte und wofür er meinte, daß man täglich beten müsse, „ein streng' Regiment" — so kommen wir zum konträrsten Gegenteil von Absolutismus, zur Anarchie. —

Am Fürsten von Wolfegg hat es mir aber gar wohl ge-

fallen, daß er bei seinen Leuten saß. Dies Wolfegg, Dorf und Schloß, ist alles sein Eigentum. Nahezu alle Gebäude des Ortes sind fürstlich und von fürstlichen Beamten und den nötigen Handwerkern bewohnt. Ein solcher Fürst, der zudem jahraus jahrein da residiert, lebt wie ein großer, reicher Hausvater inmitten seiner Familie, und darum paßt es ganz gut, wenn er zu den Gebildeten seines großen Hauses in einen gesellschaftlichen Verkehr tritt und am Abend von der Burg seiner Ahnen niedersteigt und mit seinen Forstleuten und Rentbeamten — seinen Staatsministern — beim Glas Bier sich unterhält. Er profitiert dabei so viel oder noch mehr, als manch' anderer Fürst in der Theaterloge seiner Residenz.

Wenn ich nicht schon nahezu zwei Monate von daheim weg gewesen wäre, hätte ich gerne heute in dem patriarchalischen Wolfegg einen Halt gemacht, aber mein Urlaub war zu Ende, und ich sehnte mich nach meinem Seedörfchen. Es war zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags, als ich am mächtigen Schlosse der Fürsten von Waldburg-Wolfegg vorbeifuhr, hinab ins schluchtige Waldtal — und um sieben Uhr Abends landete mich das Dampfschiff an meinem „Miramare". —

Zwei Jahre später besuchte mich hier P. Mang. Er hatte eine Altertumssammlung im Kloster errichtet und wollte sie aus eigenen Mitteln vergrößern. Worin bestanden aber diese Mittel? In dem Kleingeld, das er seit fast 25 Jahren als Kaplan von Ottobeuren verdient. Damit reiste er in die Schweiz und kaufte Antiquitäten für seine Sammlung. Ich selber schenkte ihm einige Funde aus den Pfahlbauten im Bodensee.

Im gleichen Jahre machte ich noch mit dem Hofmaler Zimmermann von München, einem geborenen Hagnauer, der in seinem Heimatdorf jeweils den Herbst zubrachte, nochmals einen Ausflug nach Ottobeuren. Ich wollte dem Meister die Herrlichkeit des Klosters zeigen.

Er hat gestaunt und bewundert wie ich und von den schneidernden Waisenknaben eine famose Skizze aufgenommen und mir geschenkt.

Den biedern und liebenswürdigen P. Koneberg, der nur vier Tage älter war als ich, sah ich noch öfters am Bodensee, in Rom und in meinen ersten Jahren auch noch in Freiburg.

Er war trotz seiner Größe und Körperfülle ein kranker Mann, mußte 1889 die Pfarrstelle in Ottobeuren aufgeben und eine Stelle als Religionslehrer annehmen an der Studienanstalt von St. Stephan in Augsburg. Hier starb er, eine edle, fromme Seele, ein begabter Jugendschriftsteller, ein eifriger Seelsorger, schon 1891. Er war der Sohn eines Schmieds in Bedernau gewesen.

P. Magnus Bernhard, geboren in Füssen im Allgäu, war ihm schon 1882 in die Ewigkeit vorangegangen.

Der Prior Zillober ist schon 1877 gestorben. Sein 1910 gestorbener Nachfolger war der P. Petrus Baur, ein bayerischer Schwabe aus Mödingen, dem Geburtsort der großen Mystikerin des Mittelalters Margarete Ebnerin, der Freundin Kaiser Ludwigs des Bayern.

P. Kaspar Kuhn wurde 86 Jahre alt und schied 1906. Er war aus Rohrbach im württembergischen Allgäu.

So sind denn alle fortgegangen, die ich in dem herrlichen Stift kennen gelernt und ich werde ihnen, leider ein Spätling, bald nachfolgen. Zu meiner Freude aber höre ich, daß seitdem ich im Kloster gewesen bin, viel getan wurde, um seine sinkende Pracht zu erhalten und zu restaurieren. —

Meinen Vegetarianismus von damals habe ich bis zum Herbst fortgeführt und wieder aufgegeben, um in meinen alten Tagen wieder teilweise und bleibend zu ihm zurückzukehren.

Das Resultat meiner Erfahrungen ist: Wir besser gestellte Menschen essen viel zu viel Fleisch und viel zu wenig

reizlose Kost, und daher kommen die allermeisten unserer Krankheiten.

Aber gar kein Fleisch und gar keinen Alkohol genießen, ist sicher auch nicht der allein richtige Weg zum körperlichen Wohl. Maß halten in allem und nicht in Extreme verfallen, dürfte das allein Richtige sein. —





Umwege.

1875.

1.

Umwege machen gilt sonst im gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht für besonders pfiffig, allein ich behaupte, daß das nur für das Geschäftsleben gelte. Wer reist, um zu reisen, der wird, wenn er etwas lernen und sehen will, Umwege machen mit Absicht und Vorbedacht. Und so ging es mir. Ich reiste auf Umwegen zum Ziele und wieder heim. Mein Ziel aber war folgendes: Seit Jahren bringt der weltbekannte Professor Alban Stolz, mein einstiger Lehrer, seine Ferien in einem idyllischen Dörfchen Vorarlbergs zu. Ihm hatte ich dieses Jahr auf seiner Hinreise, bei welcher er mich am Bodensee besuchte, einen Gegenbesuch versprochen und dabei machte ich Umwege hin und zurück. Und von diesem Besuch und den Umwegen will ich erzählen.

Jede „schöne Geschichte", das weißt Du ja, lieber Leser, muß mit den Worten beginnen: „Es war einmal" — und so war's denn an einem prächtigen Septembersonntag des

Jahres 1875, daß ich mich auf den Weg machte. Und da ich am See wohne, so ging's zu Schiff, aber nicht direkt seeaufwärts Bregenz und dem vorarlberger Lande zu, sondern weil ich es auf Umwege abgesehen hatte, der Schweiz zu, um so „mit der Kirche ums Dorf" nach Vorarlberg zu kommen.

Da ich die Schönheiten des schwäbischen Meeres täglich vom Fenster aus sehe, so kümmerte mich die Aussicht auf Wasser und Berge weniger. Ich setzte mich auf dem Verdeck in eine Ecke und hielt Umschau unter den Passagieren. Es wimmelte von Touristen. Mit Operngucken, Lorgnetten und Brillen wurde der alte Knabe Säntis beguckt, der mit riesiger Gleichgültigkeit herabschaute auf den blauen See. Aus Bädeker und Tschudi wurden die Dörfer und Schlösser am Ufer hin studiert, und in ihrer steten Bewunderung die eifrigen Schauer nur gestört durch den prosaischen Schiffskassierer, der bald diesen, bald jenen erinnerte, daß zum Reisen auch ein Billet gehöre.

Nur zwei Reisende fielen mir besonders auf, die an einem Tische saßen und um Geld spielten. Sie wandten keinen Blick von den Karten, als säßen sie in einem Gefängnis, das jede Aussicht verbietet, und suchten in dieser Einsamkeit Trost im Spiele. Ich bemerkte hier wieder einmal deutlich, wie sehr sich in den Mienen des Menschen das abspiegelt, womit er sich geistig beschäftigt. Während die Gesichter aller derer, die an dem schönen Stück Erde und Wasser sich freuten, heiter und freundlich glänzten, sahen die beiden Spieler ganz ordinär drein, trotzdem es junge, kräftige Männer waren. Einer der Matrosen, die mich alle kennen, sagte mir, die beiden wären Kaufleute aus dem benachbarten Württemberg. Und in der Tat, nur eine in „Soll und Haben" vollständig untergegangene Krämerseele ist fähig, beim lichtesten Sonnenschein und herrlichster Fernsicht auf den Wellen eines prächtigen See's Karten zu spielen. Doch jeder nach seinem Geschmack!

Am Eingang in den Maschinenraum stand schweißtriefend

im blauen Hemde der Maschinist, eben seinem Feuerherde entstiegen, um Luft zu schöpfen. Ruhig mit verschränkten Armen betrachtete er sich die Oberwelt, er, der Unscheinbarste in Haltung und Anzug unter allen denen, die auf dem unten schaffenden Vulkan, wenn auch nicht tanzten, so doch lachten, scherzten und spielten — und doch, dachte ich mir, ist dieser Mann die wichtigste Person auf dem ganzen Schiffe. In seiner Hand steht unser aller Leben; ein Druck von ihm an dem Dampfhahnen, und wenige Minuten später — sind wir Leichen oder kämpfen in den Fluten mit dem Tode. Und gleichwohl beachtete von all den heiteren Menschen keiner den Mann, der in mühsamer, beschwerlicher Arbeit des gefährlichen Dampfes Kraft „bezähmte und bewachte". Ich allein betrachtete ihn unter solchen Erwägungen mit Respekt.

Aber machen wir Menschen, samt und sonders, es viel anders, als die lustigen Passagiere auf dem württembergischen Dampfer Olga an diesem Tage — Gott gegenüber? In unserm Lebensschifflein steuern wir vergnügt durch die Wogen des Weltlebens, ergötzen uns an allem, was die Welt uns durch ihre Vergrößerungsgläser und ihre blauen Brillen zeigt, orientieren uns möglichst genau, wo und wie wir in der Welt stehen, spielen, scherzen und lachen, beschäftigen uns mit Tausenderlei aus Interesse oder Kurzweil — den aber, der jede Sekunde das armselige Fahrzeug unseres Lebens kann stranden machen für immer, beachten wir auf dieser Lustfahrt wenig oder gar nicht.

Kommt Sturm und Gefahr über das Fahrzeug, das jetzt munter auf den Wogen der glatten See sich wiegt, so wird auf einmal der seither verachtete Lenker der Dampfkraft neben dem Steuermann zum Halbgott, auf dessen Hilfe alles rechnet. So in unserm Lebenskahn. Wenn Sturmesfluten über denselben hingehen, dann erst rufen wir: „Herr, rette uns, sonst gehen wir zu Grunde!" Aber so sind wir Menschen! —

Ich ging für einige Zeit auf den „zweiten Platz“, wo die Leute waren, welche die Welt ohne Brillen und Gläser anschauten, sich überhaupt um Gegend nichts kümmerten, weil es ihnen lieber wäre, wenn man den Bodensee trocken legen und mit den Pflügen bearbeiten könnte. Es waren meist schwäbische Bauern, auch Seehasen genannt, welche „über Meer“ fuhren, um in Rorschach zu erfahren, was Korn und Vieh gilt.

Einer von ihnen trat auf mich zu, zog ein großes Goldstück aus der Westentasche und bat mich, ihm zu sagen, was das für eine Münze sei und welchen Wert sie habe. Sie stamme noch, fügte er bei, von seinem Urgroßvater, liege seit Jahr und Tag im Kasten; jetzt wolle er sie in die Stadt nehmen, um zu erfahren, was damit wäre. Es war ein prächtiger Goldgulden, geschlagen auf die Vermählung Josef's II. mit der Infantin Isabella von Parma (1760). Als sie geprägt wurde, hatte Österreich noch die Vorlande, die schönste Perle seiner Krone, und damit die vollste Sympathie des schwäbischen und alemannischen Volkes. Als ein Kleinod hat des Bauern Ahne diese Münze jedenfalls angesehen und als solches wurde sie bewahrt durch Geschlechter hindurch. Heute kennt der schwäbische Bauer nicht einmal mehr die Geschichte dieses Familienstücks, er will's vertauschen um schnödes Silber. Es liegt ein betrübend Stück Geschichte in dieser Erscheinung. Bei der Gleichgültigkeit des Schwaben gegen seine Münze fiel mir eine ungedruckte, aber höchst bezeichnende Anekdote wieder ein.

Einige Jahre, nachdem Napoleon Österreich die Vorlande entrissen und teils an Baden, teils an Württemberg vergabt hatte, kam Kaiser Franz auf einer Reise in die Schweiz durch den Breisgau. Unendlicher Jubel ging bei der Kunde von des Kaisers Ankunft weithin über Berg und Tal, und das Landvolk glaubte nicht anders, als es werde jetzt wieder „kaiserlich“. An alle Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden, strömten die Bauern in lichten Haufen, um den

geliebten Kaiser zu sehen. So auch nach dem Städtchen Kenzingen, unterhalb Freiburg, die Bauern der Umgegend.

Es war ein trüber Herbsttag, der Kaiser kam lange nicht, und die Breisgauer tranken zum Zeitvertreib viel „Neuen", sodaß sie in wachsende Begeisterung gerieten. Endlich trabt das Viergespann an unter dem Sturmesbrausen der Vivats der lustigen Bauern, die vor Freude weinten, den Kaiser wieder zu sehen.

Die badischen Beamten, an ihrer Spitze der kleine Oberamtmann Wetzel, nahten sich dem Wagen, um den zum Diner aussteigenden Monarchen im Namen ihrer Regierung zu begrüßen. Da faßte eine stämmige Bauernfaust den kleinen Amtmann und schob ihn von der Wagentüre weg mit den Worten: „Weg mit Dir, Wetzele, jetzt sind wir nicht mehr badisch, sondern kaiserlich." Und aus tausend Kehlen rief es: „Der Kaiser soll leben, und kaiserlich wollen wir wieder werden!" — und ungestüm drängten sich die begeisterten Bauern um den guten Kaiser Franz, der, Tränen in den Augen, nicht im Stande war, die Leute durch Hinweis auf die Macht der Tatsachen zu beschwichtigen.

Zum Essen begleiteten ihn die Bauern, soweit der Speisesaal sie fassen konnte, und wiederholten, ohne den Kaiser ruhig speisen zu lassen, fort und fort ihren Wunsch, wieder „kaiserlich" zu werden. Als Franz immer nur ausweichend antwortete, trat endlich ein Bauer dicht zum Kaiser hin und sprach: „Wisset Ihr was, Kaiser? Laßt Ihr Euere schmutzigen Wasserpolacken hinter Wien drunten fahren und nehmet Ihr uns wieder, dann habt Ihr auch etwas Rechtes!" Schallender Jubel folgte diesen Worten von Seiten der Bauern, während Kaiser Franz ein herzliches Auflachen nicht zurückhalten konnte.

Nur die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit seiner Krone, welche er ihnen schließlich aussprach, bahnte ihm den Weiterweg gen Freiburg, eher hätten ihn die weinseligen, mit Leib und Seele kaiserlichen Breisgauer nicht entlassen.

So war es noch vor sechzig, ja noch vor zehn Jahren,

und heute verkauft der schwäbische Bauer die letzte Erinnerung ans alte Kaiserhaus, die Goldmünze seines Urgroßvaters, und unter Tausenden der jüngeren Generation wissen nicht zehn, daß ihre Ahnen einst kaiserlich waren und gut kaiserlich. So geht der Gang der Geschichte — sagte ich mir im stillen, als ich dem Bauern seinen Goldgulden zurückgab und dazu die Adresse des Konservators der Altertümer des Vereins für Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen, damit er auf dem Rückwege dort seine Münze besser und würdiger verkaufe, als an einen Goldarbeiter in Rorschach. —

In Rorschach, wo ich noch nie an einem Sonntage war, sah ich am Hafen statt der üblichen Korn- und Viehhändler heute viel buntes Schweizervolk. Eine Blechmusik zog durch die Straßen und brachte, trotzdem mehr Blech als Musik tönte, lustiges Leben in das helle Gewoge. An den Straßenecken luden Plakate zum Besuch einer Blumenausstellung ein, und da ich eine Stunde Zeit hatte bis zur Weiterfahrt nach St. Gallen, so beschloß ich, die schönen Kinder Floras auch zu besehen. Die Ausstellung war klein, aber fein, die Aussteller meistens jedoch Badener oder Württemberger; der praktische Schweizer findet nicht Zeit und Platz genug, um viel in ausstellungsmäßiger Blumenkultur zu machen.

Es kam mir hier ein ähnlicher Gedanke, wie auf dem Schiffe, der nämlich, daß wir so wenig an Gott denken, trotzdem jeder Schritt uns an ihn erinnert. So bewunderten die Beschauer der Blumen deren Farbe, Gestalt oder Arrangement, spendeten Lob dem ausstellenden Gärtner, von dem aber, dessen Wunderkraft so laut aus diesen Blumen sprach, redete kein Mensch. —

Rorschach liegt äußerst lieblich am See und an einem steilen Ausläufer der Appenzeller Berge hin, und ist, obwohl keine Stadt, doch belebter als viele andere Städte und Städtchen Deutschlands und der Schweiz.

Was wäre Rorschach erst für eine hervorragende Stadt geworden, wenn der Plan, den vor vier Jahrhunderten Abt

Ulrich IV. von St. Gallen auszuführen begann, zur Vollendung gekommen wäre?

Ulrich Rösch, Sohn eines Bäckers aus Wangen im Allgäu, hatte sich vom Küchenjungen im Kloster bis zum Abt heraufgearbeitet und war einer der tüchtigsten Prälaten des alten Stiftes geworden, das in ihm den zweiten Begründer erhielt, da er alles aufbot, um den vergangenen Ruhm und das Ansehen der Abtei wieder zu heben. Mit der übermächtig gewordenen Bürgerschaft der Stadt, die sich um die Gründung des heiligen Gallus gebildet hatte, immer im Streit um Rechte und Pflichten, faßte Ulrich 1484 den kühnen Gedanken, das Kloster von St. Gallen wegzuziehen und in Rorschach anzusiedeln. Mit großer Beredsamkeit hatte er seinen Konventualen die Nachteile auseinandergesetzt, die der Abtei aus dem bisherigen Zusammenleben mit der Stadt schon erwachsen seien, und die Vorteile einer Übersiedelung nach Rorschach hervorgehoben, „ein fry, unüberloffen, still und lustig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Notdurft mit ringen kosten und guter Zufuhr zu Wasser und zu Land erhaltlich sygend und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Überfall deckten".

Konvent, Kaiser und Papst stimmten bei, und Ulrich begann den Bau von Kirche, Kloster, Hafen und Ökonomiegebäuden. Die Bürger von St. Gallen sahen grollend die Bauten sich erheben und mit ihnen die benachbarten, immer streitlustigen Appenzeller, mit denen die Äbte von St. Gallen bislang in ewigem Hader gelegen waren. Beide hetzten auch unter den Gotteshausleuten, den Leibeigenen des Klosters. Es kam zum offenen Aufstand gegen Ulrich und sein Werk. Am 2. Juli 1488 zogen zwölfhundert Appenzeller, dreihundertfünfzig St. Galler, sechshundert Rheintäler und fünfhundertfünfzig Gotteshausleute nach Rorschach, um der Herrengewalt des Abtes einen „ysenen rigel fürzustoßen". Sie plünderten, was zu plündern war, und zerstörten die

nahezu vollendeten Bauwerke von Grund aus. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um die Sühne der Gewalttat, und als die Frevler endlich mit Hilfe der Eidgenossenschaft sich beugen und den Abt entschädigen mußten, war diesem alle Lust vergangen, auf's neue zu bauen, und die Stiftung des heiligen Gallus blieb, wo sie war.

Hätte Ulrich seinen Herzenswunsch ausführen können, so wäre heute sicher Rorschach, was St. Gallen ist, und dieses eine Totenstadt. —

Eine Stunde später, nachdem ich Rorschach verlassen, schritt ich über den Klosterhof in St. Gallen.

Es hat sich ein riesiges Stück Kulturgeschichte abgespielt innerhalb dieser Räume. Jahrhundertelang war das Kloster des heiligen Gallus eine Kulturstätte ersten Ranges. Tausende von Mönchen lebten und wirkten hier und gingen vorüber, unter ihnen glänzende Sterne der Wissenschaft; Könige und Kaiser, Päpste und Bischöfe zogen hier ein und aus, und die höchsten Würdenträger des heiligen römischen Reichs deutscher Nation holten hier ihre Bildung.

Ja, wir dürfen kühn behaupten, es gab eine Zeit, in der von St. Gallen und der ihm benachbarten Insel Reichenau aus mehr Wissenschaft und Bildung in die Welt ging, als heute von sämtlichen Universitäten Deutschlands und der Schweiz zusammen. Doch unsere Zeit hat das alles vergessen — sie hat nur die Phrasen vom finstern Mittelalter und von den dummen, faulen Mönchen behalten.

Ich hätte gerne die schon oft gesehene Kirche feinsten Barockstyles, die mitten auf dem Klosterplatze steht, umgeben von dem Kranze der ehemaligen Mönchswohnungen, auch heute wieder betreten, aber alle Türen waren verschlossen. Die Sitte, die Kirchen des Tages über abzuschließen, fand ich unbegreiflicherweise schon wiederholt in der Schweiz, selbst auf den vereinsamtesten Dörfern. Mir gefällt dies, offen gesagt, gar nicht; denn in katholischen Kirchen sollte dem Gläubigen zu jeder Tageszeit der Zutritt gestattet sein zur

Anbetung seines Gottes im Tabernakel. Die Furcht vor Diebstahl oder Verunehrung durch Andersgläubige ist nicht stichhaltig; denn in Deutschland sind die Menschen auch nicht besser und nicht schlechter, als in der Schweiz, und doch wissen die stets geöffneten Gotteshäuser höchst selten zu erzählen von Sakrilegien dieser Art.

Still und verödet lag der sonst belebte Klosterhof heute vor mir, wie die Stadt selbst. In den Straßen war es menschenleer und alles in die Berge hinaufgestiegen. Und doch war es vor wenig Stunden noch anders und hatte in den Räumen der Klosterkirche ein lebhafter Kampf hin und her gewogt — ein Wahlkampf nämlich. Wie in der Schweiz üblich, hatte das katholische Volk von St. Gallen und Umgegend diesen Morgen in der Abteikirche abgestimmt über die Revision der Verfassung im kulturkämpferischen Sinne — während zu gleicher Zeit die Protestanten in der St. Lorenzkirche ihre Stimmen niederlegten. So schilderte es mir mein Begleiter, ein Dienstmann, der mir durch die Stadt hindurch mein Handgepäck tragen sollte hinauf nach der Vorstadt St. Georgen, wo ich bei meinem werten Freunde, dem Domkapitular und Regens des Priesterseminars, Dr. Eberle Absteigequartier nehmen wollte.

Ich weiß nicht, bildet die freie Verfassung der Schweiz auch den gemeinen Mann zum gereiften Politiker, oder war mein Dienstmann ein Unikum. Er sprach über Politik mit der Gewandtheit eines Diplomaten und dem Verständnis eines alten Staatsrates. Ohne mir im geringsten zu verraten, wie er selbst gestimmt habe, kalkulierte er aus der Stille in der Stadt auf eine Niederlage der Radikalen, die sich denn auch zwei Stunden später herausstellte. In welch echt patriotischer Weise er die Stimmabgabe auffaßte, geht aus folgender Mitteilung hervor: Ein alter Mann, erzählte er, sei in der Kirche zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, da er nicht schreiben könne, ihm seinen schon geschriebenen Stimmzettel zu geben, damit er ihn zur Urne trage. Darauf

sei er aber nicht eingegangen, sondern habe den Alten beiseite genommen, ihm die Sache erklärt und ihn dann aufgefordert, ihm jetzt zu diktieren, wo er „ja" und wo er „nein" hinschreiben solle. „Denn bei einer solchen Wahl," schloß er, „muß es rechtschaffen hergehen."

Der Mann hat das Zeug zu altrömischer Bürgertugend, und mir kam bei diesem armen Helvetier der Gedanke, wie schade ist es, daß nicht jeder Mensch vom Schicksal auf den Platz gestellt wird, den er ausfüllen könnte. Des Dienstmanns Rede verriet durchweg den klaren Kopf, der für etwas Besseres bestimmt wäre, als Karren zu schieben und Gepäckstücke zu transportieren. So steht mancher höchst mittelmäßige Mensch und gerade nicht musterhafte Charakter in Amt und Würden auf den Höhen der Gesellschaft, während Talent und Ehrlichkeit oft in den untersten Volksklassen mit Not und Armut ringen — doch

Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Ich weiß es nicht! —

Der Weg nach St. Georgen hinauf ist steil und mühsam, aber kurz und lohnend; denn er gewährt mit jedem Schritt schönern Überblick über die in einem engen Talwinkel überaus malerisch gelegene Stadt des heiligen Gallus, die übrigens in ihrer eigentlichen Bürgerschaft schon längst der Lehre des irischen Glaubensboten den Rücken gekehrt hat.

Wenn irgendwo nicht das religiöse Bedürfnis, sondern der politische Vorteil der Grund des Abfalls vom Glauben war, so war dies bei der Stadt St. Gallen und den Hörigen der Abtei der Fall. Den Abt als Landesherrn wegzubringen und der materiellen Verpflichtungen gegen das Stift los zu werden, das war die Hauptabsicht bei den St. Galler Bürgern und den Appenzeller und Rheintaler Bauern. Ihr Abfall und Aufstand brachte dem glaubenseifrigen Abte Franz von Gaisberg, einem Konstanzer Patriziersohn, vollends den Tod,

zu dem er, früher ein kräftiger Mann, auf einer Romreise sich den Keim geholt, weil er unterwegs aus Versehen Gift bekommen hatte, das für einen Andern bestimmt war. Er starb am 21. März 1529 auf seinem Schlosse zu Rorschach, das seine aufständischen Untertanen kurz zuvor mit Gewalt genommen hatten.

Kaum eine andere Abtei hatte schon vor der Reformation und vor dem Bauernaufstand so vielen Streit mit ihren Untertanen, wie St. Gallen, namentlich mit den Appenzellern, die unter den in jenen Zeiten überhaupt kriegslustigen Eidgenossen die kriegslustigsten waren. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Klosterleute unter dem Schild der Glaubensneuerung gegen die alte Herrschaft losschlugen.

Es ist aber eine geschichtlich sicher nicht zu leugnende Tatsache, daß die Reformation auch die kriegerische Kraft und Einheit des Schweizervolkes gebrochen hat. Was war das im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert für ein kriegsgewaltiges Volk, diese Eidgenossen! Wie zitterten vor ihnen die Erzherzöge Österreichs und ihre Ritter! Wie schlugen sie mit ihren „Morgensternen" die exerzierten Reisigen und Landsknechte nieder. Was waren das für Schlachten bei Sempach, Murten, St. Jakob usw.!? Aber seit die Reformation die Eidgenossenschaft religiös getrennt hat, schweigt die Geschichte von ihrem Kriegsruhm. Bürgerkrieg trat an Stelle der Einheit, und auf der alten Helvetierfahne steht die Parole: „Neutralität".

Ich will dabei nicht sagen, es sei ein Unglück für die Schweiz, daß sie nicht mehr das Volk „in Waffen" ist wie früher, sondern nur auf eine feststehende Tatsache hinweisen. Jedenfalls sind die Schweizer mit ihrer Neutralität, unter der Handel und Industrie gedeihen, besser daran, als manch andere Länder und Völker, bei denen die Kasernen blühen. —

Ich habe auf Reisen etwas vom „ewigen Juden", indem ich nirgends lange Rast und Ruhe habe, sondern nach kurzem Einblick rasch weiter eile, um möglichst bald wieder

andere Leute und andere Gegenden zu sehen. So ging's mir auch im Priesterseminar der Diözese St. Gallen, trotzdem mein Gastfreund, ein Mann voll der feinsten Liebenswürdigkeit — und von ähnlichem Humor, wie ich — mich gerne länger bei sich behalten hätte und Küche und Keller so sehr alles aufboten, daß ich in meinen noch streng vegetarianischen Grundsätzen zu wanken begann. Doch trieb mich nicht die Furcht, in dieser Versuchung zu fallen, am andern Morgen wieder fort, sondern lediglich mein unruhiger Geist.

Ich stieg in der Frühe nochmals in die Stadt hinab, um dem Herrn Bischof meine Aufwartung zu machen. Bischof Greith, aus dessen Zügen viel Geist und ernstes Wohlwollen gleichmäßig stark sprechen, gehört heute unstreitig zu den hervorragendsten Würdenträgern der katholischen Kirche deutscher Zunge. Sein Name als Schriftsteller war längst schon weit getragen, ehe er den keineswegs leichten Krummstab der St. Galler Diözese übernahm. Vor zwei Jahren war ich schon einmal mit dem Konvertiten Reinhold Baumstark in der bischöflichen Residenz gewesen, und der Bischof hatte diesem die hl. Firmung erteilt.

Trotz seiner 69 Jahre fand ich ihn heute äußerst rüstig und namentlich sehr erfreut über den gestrigen Sieg des konservativen Volkes, der ihm selbst große, drohende Sorge abnahm.

Im Vorbeigehen wollte ich des Bischofs alten, d. i. ehemaligen Kanzler und jetzigen Domherrn und Pfarrektor Linden einladen, mit mir ein paar Tage in die Berge zu gehen und seine Amtssorgen abzuschütteln.

Vor wenigen Monaten, als ich auf der Kuranstalt Waid war, kam ich, wie schon erwähnt, gar oft nach St. Gallen hinein mit zwei Kurgenossen, einem Schauspieler aus Leipzig und einem Fruchthändler aus Chemnitz. Durch Eis und Schnee wanderten wir durchs dichtbevölkerte „Tablat" der Bischofsstadt zu. In ein Wirtshaus sollten und wollten wir nicht als Vegetarianer, und meine Begleiter setzten sich in eine

Konditorei und aßen Kuchen, während ich mich ins Pfarrhaus begab, wo Linden und die alte „Therese" mich auslachten, daß ich auf der Waid sei.

Wenn ich gar einige Äpfel aus der Tasche zog und um ein Glas Wasser dazu bat, so war des Spottes kein Ende. Beide staunten, daß ich heute noch nicht viel „gescheiter" geworden und noch Vegetarianer sei. Vergeblich predigte ich dem Pfarrektor die Folgen seines Stubensitzens und konnte ihn nicht bewegen, auch nur bis St. Georgen mich zu begleiten. Zudem schützte er eine heute noch stattfindende wichtige Sitzung als Domherr und bischöflicher Rat vor, die auch meinen Quartiergeber, der die gleiche Würde trägt, verhindert hatten, mich weiter zu begleiten, als bis an die Grenze des Kantons Appenzell.

Am Bärenweiher, wo der Bär, das Wappentier von Appenzell, dem „Ruthenbündel" von St. Gallen den Abschied gibt, trennten wir uns — er hinab gegen St. Gallen zu einer — Sitzung und ich hinauf in die Berge, am schönsten Herbsttag, der sich denken läßt. Ich bin sonst nicht frei von Ehrgeiz, aber heute, als Freund Eberle von mir wegging, dachte ich: „O selig, o selig, kein Domherr zu sein!" — und ich hätte mit keinem dieser Herren in Würde und Bürde tauschen mögen.

Der Tod hat indes längst beiden die Last des Lebens abgenommen, dem Pfarrektor und nachmaligen Domdekan Linden in noch verhältnismäßig jungen Jahren. —

Über einen der schönsten Aussichtspunkte der Schweiz, über den Gäbris, gedachte ich bis zum Abend noch nach Gais zu kommen; darum ging's munter bergauf mit den längsten Schritten eines Sechsfüßigen. Bald war der Bergrücken „Vögelisegg" erreicht und zur ruhigen Ausschau kurze Rast und Mittag gemacht. Der ganze Bodensee, der Thurgau, ein großer Teil Schwabens lagen von der Wirtsstube aus zu meinen Füßen, und im Hintergrund erhoben sich die riesigen Ketten der Appenzeller und Vorarlberger Ge-

birgsstöcke. Lange schaute ich in diese schöne Welt und warf heitern Herzens alle Sorgen des Lebens in sie hinein.

Von der Waid war ich im vergangenen Winter öfters mit meinen vorhin genannten Begleitern durch Schnee und Eis nach Vögelisegg gewandert, und wir haben bei Milch und Brot heitere Stunden da verlebt.

An der nördlichen Seite der Vögelisegg schlugen die Appenzeller am 15. Mai 1403 ihre erste Befreiungsschlacht gegen Abt und Stadt St. Gallen und die mit ihnen vereinigten schwäbischen Reichsstädte. Als die Verbündeten den Berg hinabflohen, riefen ihnen die Appenzeller gutmütig zu: „Flühend, liebe Fründ', flühend!“ (Fliehet, liebe Freunde, fliehet!), und den auf dem Schlachtfeld verwundet zurückgebliebenen Hauptmann der St. Galler führten zwei Appenzeller ritterlich und höflich bis nahe an die Stadt, wo seine Frau ihn abholte. Die Städte Lindau, Konstanz und Buchhorn (Friedrichshafen) verloren ihre Banner.

Der kriegslustigste, aber auch streitlustigste Stamm des alten Schweizervolkes waren, wie schon gesagt, unstreitig die Appenzeller. Ihre eigenen Herren, die Äbte von St. Gallen, hatten sie das Kriegshandwerk gelehrt. Lange und viel bluteten diese Bauern in den Fehden der Äbte namentlich gegen die Bischöfe von Konstanz. Unter dem ritterlichen Abte Ulrich von Eppenstein, dem Freund und Anhänger Kaiser Heinrichs IV., litten sie am meisten. Dreimal siegte Ulrich mit seinen Appenzellern gegen des Kaisers Feinde und eroberte selbst die Feste Hohentwiel. Allein der Übermacht unterlagen sie schließlich, und der Heerführer des Herzogs von Zähringen, Adelgolz von Werra, durchzog, alles niederbrennend, das Appenzeller Land. Noch über zwei Jahrhunderte kämpften sie treu zur Seite ihrer Äbte. Aber die steten Kriegszüge hatten ihren Freiheitssinn geweckt, sie kündeten schließlich den Prälaten ihres Stifts ihr strenges Regiment auf und wurden die gefürchtetsten Kriegsleute.

Wo es zu kriegen gab, waren die Appenzeller dabei,

und die Herzöge von Österreich, die schwäbischen Ritter und Städte haben von ihnen mehr denn eine Niederlage zu verzeichnen. Ja, sie wurden so streitlustig, daß die Eidgenossen sie 1411 nur unter der Bedingung in ihren Bund aufnahmen, daß sie versprachen, ohne Bundeswillen keinen Krieg anzufangen. Noch in den letzten Jahren vor der Reformation machten die Appenzeller sechs Feldzüge mit nach Italien und fochten 1515 in der blutigen Schlacht von Marignano.

Eines ist dem Appenzellervolk bis heute geblieben, eine wilde Rauflust, wenn auch oft nur zum Scherz und zur Übung in ihren „Alpstubenten", droben auf den Bergen, gar oft aber auch im Ernst bei Tänzen und in Wirtshäusern, weswegen bis in die neueste Zeit Tanz, Kegel- und Kartenspiel selten oder gar nicht gestattet waren, um blutige Raufereien zu verhüten. —

Gleich hinter Vögelisegg, in einer kleinen Bergmulde, liegt das Dorf Speicher, einer der Hauptorte des protestantischen Kantons Appenzell-Außerrhoden, durch seine freundlichen, ja selbst eleganten Häuser mehr einem modernen Städtchen, als einem Dorfe im Hochgebirge ähnlich. Viele Fabriken für Stickereien und lebhafter Handel mit diesen Produkten weithin sind die Ursache dieser Eleganz.

Der Handelsgeist steckt schon lange in den Bürgern von Speicher, denn bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren sie im Besitze großer Plantagen in Südkarolina. 1777 kehrte einer dieser nach Südkarolina Ausgewanderten nach achtjähriger Abwesenheit zurück, getrieben von der Liebe zu seiner in der Heimat zurückgelassenen Frau. Er kam am Abende des gleichen Tages heim, an welchem am Morgen die Frau, ihn seit Jahren für tot glaubend, einem andern war angetraut worden.

Östlich von Speicher liegt unweit auf der Höhe Trogen, der Vorort von Appenzell-Außerrhoden, wo alljährlich am letzten Sonntag im April die „Landsgemeinde" abgehalten wird. Sie ist die oberste Gewalt im Lande nach alt aleman-

nischer Art und besteht aus allen männlichen „Landsleuten", die das achtzehnte Jahr erreicht und den Religionsunterricht erhalten haben. Mit Musik und Trommelschlag rücken die Bürger und Bauern bewaffnet an und sammeln sich auf einem freien Platz, worauf die Regierungsbeamten der letzten Periode auftreten, Rechenschaft geben und den Staatshaushalt vorlegen. Alsdann werden die Neuwahlen sämtlicher Beamten vorgenommen, Gesetzesvorschläge beraten und verworfen oder zum Beschluß erhoben — alles an einem Tage und unter freiem Himmel.

Ebenso wird's im katholischen Appenzell-Innerrhoden zu Appenzell gehalten.

Das heiße ich „Selfgovernment" im vollsten Sinne des Wortes! Einfacher, billiger und praktischer kann sich ein Volk nicht selbst regieren, als auf diese Art. Es ist die Erfüllung eines Ideals, wie ich es allen Völkern der Erde wünschen möchte.

Daß die Landsgemeinde einzig und allein auch über Krieg und Frieden bestimmt, versteht sich bei dieser Verfassung von selbst. Zu Beamten, selbst zum Landammann (Präsidenten der Republik), werden Männer gewählt ohne jegliche Rücksicht auf wissenschaftliche Vorbildung. Man sieht vorzüglich auf Rechtschaffenheit, auf Volkstümlichkeit und Naturanlagen, d. h. gesunden Menschenverstand. Ob der Mann hohe Schulen besucht hat oder gar „Doktor" ist, kümmert die Appenzeller blutwenig. Der Bauer, der Zimmermann oder der Glaser wird gerade so gerne oder noch lieber zum Landammann oder Großrat gewählt. Advokaten, sogenannte Fürsprecher, braucht der Bauer ebenfalls sehr wenig, weil er von den Landsgemeinden her die Gesetze genau kennt und auch die Türen, wo er Recht suchen muß.

Das gefällt mir über alle Maßen wohl. Einmal, daß das Volk, welches alles erhalten muß, den Hauptausschlag bei allem gibt, und dann, daß man nicht auf „studierte" Beamte sieht.

Die Schweiz wird nicht überall so volkstümlich regiert wie in Appenzell, ja in manchen „fortgeschrittenen" Kantonen geht es in manchen Dingen kaum freisinniger her wie in Rußland. Aber eines haben alle Schweizer, das Referendum aller Gesetze ans Volk und freie Wahl der Beamten. Das Referendum allein hat, wie ich eben berührt, die Kirche in der Diözese St. Gallen von einem schweren, drohenden Schlag gerettet. Und wenn auch in andern Ländern die Kulturkampfgesetze ähnlich vom Volk approbiert werden müßten, würden sie glänzend verworfen werden.

Daß in der Schweiz einem Mann, ohne „studiert" zu haben, alle Staatsämter offen stehen, ist ebenso vernünftig als freisinnig. In Deutschland muß es einer nicht bloß schwarz auf weiß besitzen mit Brief und Siegel, wie viele Jahre er auf den Schulbänken gesessen und was alles er sich „eingeochst" und wie viele Examina er gemacht hat — sondern er muß auch seinen richtigen Impfschein haben, wenn er in die Kaste der sogenannten Staatsdiener will aufgenommen werden, um dann womöglich mit bureaukratischem Selbstbewußtsein auf das dumme Volk herabzuschauen, das ihn bezahlt.

Der geneigte Leser merkt wohl, daß ich eine starke Portion Demokratie in mir habe, und er hat recht. —

Wie die römischen Soldaten am Tage des Triumphzuges durch die Stadt das Recht hatten, Spottlieder auf den Triumphator, ihren siegreichen Heerführer, zu singen, so machten früher die Appenzeller am Tage nach der Landsgemeinde dieselbe in komischer Weise nach durch den sogenannten „Narrenrat", der, ebenfalls unter freiem Himmel auf Bergeshöhe gehalten, in drolligen Witzspielen und Nachsprechungen die eigentliche Landsgemeinde nachäffte.

Es lag in dieser Sitte ein tiefer Zug echter Volksfreiheit, während das anderwärts, wo Servilismus und politische Borniertheit herrschen, eine Beamtenbeleidigung, d. i. ein Majestätsverbrechen wäre. —

2.

Wir sind indes eine große Strecke gegen den Gäbris zu gerückt, d. h. ich habe schweißtriefend einen Teil der Höhe erstiegen. Schon lange liegen Vögelisegg, Speicher und Trogen unter mir, und nur einzelne Gehöfte, am Berg hinauf zerstreut, begegnen dem Wanderer. Trotzdem kommt selbst unter diesen einsam gelegenen Häusern von Zeit zu Zeit ein Wirtshaus, eine Erscheinung, die mir, und ich bin schon in verschiedenen Gegenden gereist, noch in keinem Lande so häufig begegnete wie in der Schweiz. Ich weiß nicht, rührt dies vom größeren Durst oder vom regeren politischen Leben her, welch' letzteres ja gerne zur „Kannegießerei" führt.

Die Sonne ging schon dem Abend zu, als ich nach mühsamer Steigung endlich die Spitze des Gäbris erreichte und gleich auf einem der Bänke vor dem Rasthause mich niederließ, um das von ihren letzten Strahlen beleuchtete, zauberhaft schöne Stück Erde vor und unter mir in stummer Bewunderung zu betrachten.

Schwabenland und Bodensee hatte ich von Vögelisegg aus bereits gesehen, aber der Gäbris bietet einen Blick in die Gebirgswelt, wie sie nur der Rigi bei gutem Wetter noch majestätischer, aber nicht so nahe beisammen darstellt. Was lag da nach Ost und Süd für eine riesige Kette gigantischer Berge vor meinem Auge! Wie ragten, vom reinsten Sonnenlichte beglänzt, ihre scharf gezeichneten Spitzen in den blauen Äther! Dort im Osten das Medelserjoch, die Ganisfluh, der Ramspitz, die Mittagsspitze, das Jochlicht, die schwarze Wand, der Eigner, die Scesaplana, die rote Wand, der Falknis — im Süden die Gebirgsreihen des Alpsteins mit dem Säntis — und fern gegen Westen die hohe Alp, die Petersalp, der Glärnisch, Titlis, Rotstock, Mythen, Pilatus und Rigi. Das war ein gewaltiges: „Preiset den Herrn, alle seine Werke!"

Wie müssen wir armselige Menschlein da nicht erinnert werden an die Worte des Psalmisten: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?" — der Mensch, dieses Atom jenen Kolossen, und die Vergänglichkeit jenem seit Jahrtausenden stehenden Gestein gegenüber?

Lange, lange staunte ich diese stille Gottesmacht vor meinem Blicke an. Vom Tale herauf tönten fortwährend Flintenschüsse und verhallten in den nächsten Bergen. So verhallt, dachte ich, das Leben von Tausenden zu den Füßen dieser Bergriesen, während diese selbst, allen Wettern trotzend, unwandelbar durch die Jahrhunderte weiter gehen. Und leise Schauer über unsere menschliche Hinfälligkeit zogen durch meine Seele.

In meiner Nähe hatte sich indeß eine ältere Dame mit einem jungen Mädchen niedergelassen, und beide bewunderten laut die herrliche Aussicht. Das Dämchen, holden, aber nichts weniger als geistreichen Angesichts, griff zur Feder, um in dem auf einem Tische liegenden Fremdenbuch ihrem staunenden Gefühle in einem Verse Ausdruck zu geben. Schon hatte sie die erste Zeile gefunden und las sie ihrer Begleiterin vor:

„Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" —

aber hier stockte die poetische Ader, sie konnte selbst nicht mit Hilfe der Alten einen passenden Reim finden. Laut las sie nun fortwährend vor sich hin: „Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" während mir sogleich einfiel: „Die Kühe fressen Gras und Klee." Endlich gab sie die Hoffnung auf und meinte, wenn sie länger hier oben wäre, würde sie gewiß „eine poetische Ader bekommen". Mir, als dem schweigsamen Zuhörer ihrer Exklamationen, kam das Fräulein im Angesichte dieser wahrhaft großartigen Natur doppelt einfältig vor, und ich glaube, wenn sie bis zum jüngsten Tage hier oben säße, würde sie es nie zu einem ordentlichen Verse bringen, so billig denkend schaute sie in die Welt. —

Schon zog der Vollmond über die Scesaplana herauf,

und ohne abzuwarten, ob sein mildes Licht die Dichterin aufs neue begeistere, stieg ich, nicht ohne dem Rasthauswirt Prysig etwas zu verdienen gegeben zu haben, den Berg hinab, um in dem tief unten im Tale, aber unfern gelegenen Orte Gais eine Nachtherberge zu suchen.

Ich fand sie in dem renommiertesten Hotel dieses kleinen, aber weithin genannten Kurorts, im Ochsen. Trotz des herrlichen Herbstwetters war ich heute der einzige Fremde in den großen Räumen des äußerst komfortabel eingerichteten Gasthauses. Einsam saß ich in dem großen Speisesaale — da trat noch ein Gast ein, setzte sich mit der Zeitung in der Hand dicht neben mich, aber seine Blicke schweiften öfters hinter dem Blatte hervor über meine lange schwarze Gestalt. Ich blieb beharrlich stumm und still und verzehrte mit dem Gleichmute eines Engländers mein Nachtmahl.

„Schönes Reisewetter heute," begann mein Nachbar, und nun ward auch mein Schweigen gelöst; wenige Minuten später, und wir waren in eifrigem theologischen Dispute begriffen; denn mein Widerpart war der protestantische Pfarrer des Ortes, der Dekan der protestantischen Gemeinden der äußeren Rhoden.

Ich bin sonst ein abgesagter Feind von religiösem Gezänk, namentlich in Wirtshäusern, aber heute war das nicht zu vermeiden. Denn von was sollten ein protestantischer Pfarrer und ein Erzultramontaner anders reden, als von ihren Gegensätzen? Übrigens verlief, wie es sich bei anständigen Leuten von selbst versteht, unser Gespräch durchaus friedlich, trotzdem jeder seinen Standpunkt aufs entschiedenste zu behaupten suchte.

Der Dekan teilte mir mit, daß in dem kleinen Kanton, der nur 19 Pfarreien zählt, unter den Pfarrern drei verschiedene kirchliche Richtungen vertreten seien: Reformer (Protestantenvereinler), Pietisten und Anhänger einer Mittelpartei, welcher, wie billig, der Dekan — Heim ist sein Name — angehört. Die Reformer leugnen offen auf der Kanzel die

Gottheit Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt; daß sie im Volke nicht gut wirken können, mußte der Herr selbst gestehen.

Was wir alles über Infallibilität, Syllabus, Jesuiten und Zölibat räsonierten und disputierten, gehört nicht hierher. Soviel aber muß ich doch als Resultat mitteilen, daß ich mich gut dabei unterhielt und wir uns in der freundlichsten Weise verabschiedeten. Der Dekan hatte von einem Ultramontanen einen ganz andern Begriff gehabt. —

Am nächsten Morgen hatte ich auf dem Wege nach Appenzell Gelegenheit, Gais näher zu sehen, ein freundliches Dorf, dessen schönste Häuser um einen großen Platz sich gruppieren, den Kurplatz, wo ein Orchester im Sommer die Gäste unterhält. Ich für meinen Teil würde in einer so großartigen Gegend, in die der Säntis und Kamor wie zwei gute Bekannte hereinschauen, und wo ringsum liebliche Natur ist, auf jeden Kunstgenuß verzichten. Ja, es käme mir die beste Musik wie armselige Kratzerei vor.

In Gais brachte nach dem Sturze Napoleons I. Hortense, die Mutter des dritten Napoleon, einige Zeit in der Verbannung zu, und wurde der damalige Landammann von Appenzell, ein schlichter Bürger, von der schönen Frau so begeistert, daß er die Exkönigin von Holland allen Ernstes heiraten wollte. Sie gab ihm aber einen so zierlichen Korb, daß der Mann nicht böse wurde und ihr doch treu ergeben blieb.

Der Weg nach dem kaum zwei Stunden entfernten Appenzell führt durch ein liebliches Wiesental immer mehr dem Fuße des Säntis zu. Unterwegs steht einsam ein Schulhaus. Durch die geöffneten Fenster drang weithin vernehmbar die Stimme des Lehrers, der eben die Kinder aus der biblischen Geschichte über Noe und seine Söhne in äußerst praktischer Weise durch Fragen examinierte. Von Noe wurde sehr zart behauptet, er sei „im Zustande des Weines" in seiner Hütte gelegen. Noe hat also den ersten „Zustand"

gehabt. Mich mutete es ganz eigen an, gegenüber von Urgebirgen, die jedenfalls zur Zeit Noe's schon, sei's über oder unter dem Wasser, eine Rolle spielten, die Geschichte dieses Patriarchen so delikat behandelt zu hören. —

Echt volkstümlich haben die beiden Kantone Appenzell keine einzige Stadt, und so ist auch Appenzell nur ein Dorf mit hölzernen, schwarzbraunen Häusern in einem für dieses Gebirgsplateau ziemlich üppigen Tale, umkränzt von schönen Hügeln und der hohen Bergkette des Alpsteins. Am freundlichsten liegt die Pfarrkirche auf einer kleinen Anhöhe an der Sitter, aber der schöne, altgotische Bau war auch hier wieder verschlossen — zu meinem großen Ärger. Auf dem anliegenden Kirchhofe las ich die Grabsteine vergangener Landammänner und Bannerherren von Appenzell und lenkte dann meine Schritte durch das Dorf hinaus dem Kapuzinerkloster zu.

Eine meiner frühesten Kindeserinnerungen sind die Kapuziner meiner Heimat. Was war das für eine Freude, einen Kapuziner in den Straßen oder an der Klosterpforte zu sehen! Längst sind sie aus jener Gegend verschwunden, um, wie ich heute hoffe, wieder zu kommen; aber wo immer ich ein Kapuzinerkloster treffe, trete ich ein und erfrische jene Eindrücke meiner Knabenzeit. Bald saß ich bei zwei Patres im Refektorium und später im Garten. Ich habe schon ein und das andere schön gelegene Kapuzinerkloster gesehen, aber lieblicher als das von Appenzell schien mir nur jenes von Salzburg. Hohenkasten und Kamor, die grandiosen Steinkolosse, erheben sich gerade dem Kloster gegenüber aus ringsum frisch grünem Alpenland.

Ich bewunderte die Entsagung der Ordensleute; denn in einem so reizend gelegenen Kloster hielte ich's gar nicht aus. Wo die Natur so mächtig lockt zum freien Zug auf Berg und Höhe, da muß die Seele viel mehr Heimweh bekommen nach der Welt. Freilich kommen die Kapuziner auch hinaus — zum Betteln und zur Aushilfe in der Seelsorge; aber das

hat seine gemessene Zeit und ist kein Wandeln über Berg und Tal nach Lust und Laune, wie ich es liebe.

Während ich laut diesen meinen weltlichen Gedanken bei den beiden Kapuzinern den Lauf ließ, rief sie das Glöcklein der Kirche zum Chorgebet, und ich schied. In der Kirche kniete ich dann noch eine Weile, hörte das Gebet der Mönche und dachte an meine eigene religiöse Armseligkeit diesen Männern gegenüber. Und doch, wenn ich ehrlich sein soll, war's mir diesmal wohl, als ich ungehemmt und frei in die Welt hinaustrat und die „Klosterluft" hinter mir hatte.

Was mich, wäre ich einmal mit Klostergeist erfüllt, mitbestimmen könnte, Kapuziner zu werden, das wäre der große Bart und die prächtige Kutte. Es ist in der Tat eine malerische Erscheinung, so ein echter, alter Kapuziner mit langem Silberbarte und Sandalen. Sicher hat ihre Gewandung viel dazu beigetragen, daß sie beim Volke so gerne gesehen und so beliebt sind. —

Noch besuchte ich in Appenzell den Platz, wo die Landsgemeinde abgehalten wird. Wohl kein Freistaat der Erde hat so leicht sich demokratisch zu regieren, wie Appenzell-Innerrhoden, da er nur drei Quadratmeilen groß ist und 10 000 Seelen zählt. Da läßt sich bequem alles Volk versammeln, um die Staatsangelegenheiten zu ordnen. Außerrhoden hat vier Quadratmeilen, aber 40 000 Seelen und ist nächst Malta der bevölkertste Fleck der Erde in Europa; aber alle Berge und Täler sind da auch förmlich übersäet mit Häusern und Gehöften.

Was dem Appenzellervolk fast ganz abgeht, ist die alte Nationaltracht. Sie ist völlig verschwunden in dem protestantischen Außerrhoden, und in Innerrhoden nur noch Sitte bei den Sennen und Alpknechten und den Frauen und Mädchen außerhalb des Stadtdorfes Appenzell. Zu meiner Freude sah ich im Wirtshaus zum Hecht eine Bäuerin in kurzem, rotem Rocke, einem gestickten Mieder, einer kleinen roten Kappe und einem Hemde mit weiten, bis an die Ell-

bogen reichenden Ärmeln. Die Sennen Innerrhodens tragen Zwilch- oder Lederhosen, ein rotes Brusttuch (Weste) und durch den in Messing eingelegten Namen glänzende Hosenträger.

Es ist nach meiner Ansicht nie ein gutes Zeichen, wenn das Landvolk seine alte Tracht ablegt und die „neue Mode" annimmt. In der Regel werden mit dem alten „Häs" auch die alte Gläubigkeit und die gute, alte Sitte aus- und dafür die neumodischen Ansichten und Grundsätze angezogen. So weit mir bekannt, sind die Leute in katholischen Gegenden überall da, wo sie ihre alte Tracht noch haben, entschiedener katholisch, als dort, wo man sich „städtisch" kleidet und die Großmutter auslacht, weil sie noch beim Alten bleibt. —

Nur wenige Stunden blieb ich in der „Hauptstadt" Innerrhodens. Der Omnibus sollte mich nach Gais zurückbringen, und von dort wollte ich noch bis zum Abend zu Fuß ins Rheintal hinabsteigen. Vor dem kleinen Posthause in Appenzell war heute, wie im Sommer wohl täglich, reges Leben. Fremde aller Art, die aus den Bergen kamen, umstanden die Wagen, welche im nebenanstehenden Hofe des Posthauses ihrer Passagiere harrten. Doch deren waren zu viele, und mancher, der zu spät gekommen, mußte auf den nächsten Postabgang verwiesen werden. Unter den Abgewiesenen befand sich auch ein badischer Minister, Dr. Turban, der eben mit einem riesigen Bergführer vom Säntis herabgekommen war. Der Herr hat in seinem Lande das Portefeuille, dem auch das Verkehrswesen untersteht, und mit Extrapost hätte man daheim den Minister befördert. Hier fand er keinen Platz mehr in dem bescheidenen Postomnibus. Mit einem Anflug von Schadenfreude sah ich wie ein König vom Imperial herab auf den platzlosen Staatsmann. Ich kenne übrigens den Mann zufällig etwas näher und glaube, daß er das herbe Geschick gleichmütiger getragen hat, als manch' anderer seinesgleichen.

Ich sitze sonst gerne auf der Höhe eines Postwagens;

man sieht Land und Leute von oben herab am besten, und der Postillon weiß auch Auskunft zu geben. Heute aber war es kein Vergnügen; die Straße warf dicken Staub auf, der in lästigen Wolken über uns sich lagerte. Drum war ich froh, als ich in Gais dem Wagen entrinnen und in den sonnigen Abend hinein auf der breiten Landstraße ins Rheintal zu Fuß gehen konnte und gehen mußte.

Der Weg von Gais nach Altstätten, das schon im Rheintal liegt, ist auf zwei Schweizerstunden berechnet, was ganz gemütlich drei deutsche beträgt. Diese Länge ist eine Eigentümlichkeit der Schweizerstunden, die nicht zu den angenehmsten Überraschungen eines Fußreisenden gehört. Aber eine Annehmlichkeit haben die Schweizerstraßen außer der Vortrefflichkeit ihrer Anlage doch, das ist das Fehlen der Bettler und Landstreicher. Ich bin schon wochenlang in der Schweiz belebte Straßen gegangen, ohne nur einmal angebettelt worden zu sein, und was das Merkwürdige dabei ist, man sieht auch äußerst selten einen Landjäger. Keine Polizei und doch keine Bettler, ist ja ein wahres Ideal von Ordnung und Wohlstand!

In Deutschland trifft man auf Landstraßen sehr häufig Gendarmen und noch häufiger Vagabunden, die infolge der Freizügigkeit und der übergroßen Liberalität im Paßwesen ein in jeder Hinsicht „freies Leben" führen im Reiche der Gottesfurcht, während man den Jesuiten den „Paß gegeben hat."

Schon dunkelte es, als ich dem Appenzeller Land Adieu sagte und von der Hochebene herab ins Rheintal rasch bergab stieg. Doch ehe wir „das Appenzell" verlassen, noch eine Sprachprobe der Appenzeller Mundart, zugleich ein Stück Mutterwitz, der den Appenzellern reichlich zu Gebote steht:

Es suocht an Bur a Milachchuoh[1],
Der Nochber will em helfe,

[1] Milchkuh.

Er hedem[1] gad de Stall ufthuo:
Do les us onder zwölfe;
Es stoht d'r aber äni doh,
Wen d' Milach wit, so chauf si no.

Of das he chauft der Baur d' Chuoh,
Ond net si met[2] i d'Hötte,
Er denkt, er hei kän Onschick tuo,
Und böndt si do a d'Chette;
Doch melche her ond melche hee,
Das Chüehli hed kä Milach gee.

Do goht er halt zum Nochber hee,
Ond thuot si monter chlage;
Der Nochber sät[3]: Wos wit du meh?
Du chast mi jo verchlage.
Hend i nüd gsät bim Schicke[4] scho,
Wen d' Milach wit, so chauf si no? —

Es war fast Nacht, als ich in den Marktflecken Altstätten, der mehr einer ansehnlichen, mittelalterlichen Stadt gleicht, einschritt und am Eingang einen Mann um die beste Herberge fragte. Er meinte, sonst gelte die Post für den besten Gasthof, aber für Geistliche sei er nichts, denn der Wirt sei ein Radikaler und die Radikalen kämen dort hin; er rate mir den „Freihof" an. Wenn irgendwo, so huldige ich im Besuch von Gasthäusern auf Reisen dem Grundsatze: „Ubi bene, ibi patria" und ist mir das gute Bier eines liberalen Wirtes lieber, als das schlechte eines ultramontanen. Gleichwohl hätte ich dem wohlmeinenden Schweizer heute gefolgt, wenn es noch nicht so spät gewesen und die „Post" im Weitergehen mir nicht zuerst begegnet wäre. So kehrte ich bei dem „Radikalen" ein, aber die Herberge und alles was dazu gehört, war herzlich schlecht in jeder Hinsicht, so daß es mich am Abende noch reute, nicht länger nach dem „Freihof" gesucht zu haben. Doch eine Nacht hält man's

[1] hat ihm. [2] nimmt sie mit. [3] sagt. [4] Handeln.

schließlich überall aus, und schon der erste Bahnzug das Rheintal hinauf nahm mich mit bis Buchs, wo die Linie nach Feldkirch abzweigt.

Über zwei Stunden sollte ich bis zur nächsten Fahrgelegenheit in Buchs warten. Während ich verdrießlich am Bahnhof auf und ab ging, fragte ich einen Grenzjäger, ob in der Nähe nichts zu sehen wäre, um mir die Wartezeit zu verkürzen. Da wies er auf ein altes Schloß hin und sagte: „Dort liegt Schloß und Stadt Werdenberg; etwas Wüsteres als diese Stadt können Sie nicht sehen, und die Tour dorthin und zurück bequem machen bis zur Abfahrt des Zuges." Eine halbe Stunde später, und ich stand vor der interessantesten Stadt — ich möchte fast sagen — der Welt. Ich kann die unter dem Namen einer Stadt figurierende Häuserreihe am Fuß eines alten, styllosen Schlosses nicht anders bezeichnen, als wenn ich sage: „Mir kam es vor, als wären Menschen und Häuser eines im Mittelalter verschütteten Landstädtchens eben aus der Tiefe der Erde herausgegraben worden, so schauten beide drein."

Uralte, hohe, bemalte Holzhäuser mit spärlichen, kleinen rundscheibigen Fenstern, hohen Stiegen und finsteren Arkadengängen an den zerbröckelten Mauern hin. Und die Menschen, alt, hager, klein und häßlich, schauten einen an, als ob sie eben erst ans Tageslicht getreten wären und zum erstenmal einen Fremden sähen. An einzelnen Wohnungen sind noch an dem verwitterten Getäfel allerlei Inschriften zu lesen, z. B.:

Wenn du den armen gutes thust,
So wird dir's gott erweisen
Und dafür ewig dich am baum des lebens preisen.

Auf einem kleinen Hügel erhebt sich über diesen finsteren Gehäusen die Burg der Grafen Werdenberg in noch bewohnbarem Zustande.

Wohl selten verirrt sich jetzt ein Wanderer hierher. Aber einst war hier reges Ritterleben und wilde Kämpfe tobten

in dieser Gegend. Die Grafen von Werdenberg, ein Zweig des großen rätischen Geschlechtes der Montforte, waren gewaltige Ritter. Schon des Stammvaters Sohn, Hugo II. von Werdenberg, trug seinen Namen als Krieger weithin. Er kämpfte mit großer Auszeichnung an der Seite seines alten Freundes, Rudolf von Habsburg, gegen Ottokar von Böhmen. Der Kaiser machte ihn zum Landvogt von Schwaben und belohnte ihn mit der Grafschaft Heiligenberg.

Ein ebenso wackerer Haudegen war sein Sohn Hugo III., wegen seiner kleinen Gestalt Hüglin genannt; er schlug 1288 die gegen ihn verbündeten Vettern, die Grafen von Montfort, nahm den Bischof von Chur, Friedrich von Montfort, gefangen, und setzte ihn auf sein Schloß Werdenberg. Als der Bischof nach zweijähriger Gefangenschaft, am 3. Juni 1290, einen Fluchtversuch machte, indem er sich mit einem Seile am Schlosse herunterlassen wollte, brach dieses, und der Bischof fiel tot. —

Schon im folgenden Jahre verheerte der wilde Hüglin aufs fürchterlichste das Land Appenzell und das Sankt-Gallische im Kampfe gegen Abt Wilhelm von Montfort. Aber auch den Herzögen von Österreich leistete er namhafte Dienste, siegte bei Göllheim zu gunsten Albrechts über Adolf von Nassau und war am 1. Mai 1308, weil durch den Reußfluß vom Könige getrennt, hilfloser Zeuge der Ermordung König Albrechts durch dessen Neffen Johann von Schwaben.

Die Nachkommen Hüglin's erbten seine Kriegs- und Fehdelust. Sie kamen aber durch fortgesetzte Kriege und Schädigungen, namentlich als sie selbst gegen die Herzöge von Österreich ins Feld zogen, so weit herab, daß sie ein Jahrhundert später alle ihre Stammgüter im Rheintal teils dem Herzog Leopold von Österreich, teils ihrem Vetter Wilhelm von Montfort-Tettnang verpfänden mußten. Nur die Landvogtei in Schwaben und das Schloß und die Grafschaft Heiligenberg blieb ihnen.

Graf Rudolf von Werdenberg, zunächst auf die Güter im Rheintal verwiesen, ertrug diesen Verlust nicht ruhig. Geld hatte er keines, um die Güter einzulösen, wohl aber eine gewaltige Kriegslust und heroische Tapferkeit. Mit dem Schwerte wollte er sein Erbe wieder erobern und verband sich deshalb mit den stets kriegslustigen und mit den Herzögen von Österreich in beständiger Fehde lebenden Appenzellern. Am 27. Oktober 1404 leistete Rudolf in Appenzell den Bundesschwur und ward sofort zum Feldhauptmann erwählt. Mit 400 Appenzellern erfocht er am 17. Juni 1405 eine wahre Heldenschlacht am Stoß bei Gais gegen die zehnfache Anzahl von Österreichern. Die Folge dieses glänzenden Sieges war die Erstürmung aller von Österreich besetzten Burgen des Rheintales, auch Werdenbergs, durch die Appenzeller, die ihrem Feldhauptmann sein Eigentum so wieder zur Verfügung stellten.

Rudolf und sein Bruder Hugo, beide ohne Söhne, waren die letzten des Werdenbergschen Stammes im Rheintal; eine Seitenlinie blühte noch auf Heiligenberg bis 1534, in welchem Jahre auch sie im Mannsstamme ausstarb. In Nachkommen weiblicher Linie existiert das Geschlecht noch in den Fürstenhäusern von Fürstenberg, Hohenzollern und Lichnowsky. Das Stammschloß Werdenberg aber ist vereinsamt, ein Schweizer Bürger ist Herr der stillen Burg, die ich, so ich Fürst von Fürstenberg wäre, schon längst um meiner Ahnen willen gekauft hätte.

So mächtig, wie bei Schloß und Stadt Werdenberg, wird man kaum anderswo an vergangene Jahrhunderte erinnert werden, und mir erging es in diesen toten Räumen nach den Worten des Dichters:

Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust. —

Kurz vor Mittag setzte mich der Bahnzug in Feldkirch ab, der höchst malerisch am Eingang des Illtales

zwischen hohen Bergen, Wäldern und Schluchten gelegenen Hauptstadt von Vorarlberg. Eben hatte ich noch das Fürstentum Liechtenstein, den kleinsten, aber glücklichsten souveränen Staat des alten deutschen Reiches, passiert. Ich sage glücklichsten, weil die Untertanen keine Steuern zahlen; denn der Landesfürst trägt alle Staatsausgaben allein. Trotzdem regiert er konstitutionell, und einige liberale Staatsbürger bilden die Volksvertretung — mit Opposition, wenn der Fürst „ultramontane Neuerungen" einführen will. Ein Beweis, was ein katholischer Fürst sich heutzutage alles gefallen läßt. Die Pfarrer des Landes, so erzählte man mir in Feldkirch, haben mit den Liberalen ein Abkommen getroffen, wonach jene sich verpflichten, sie im Regiment nicht zu stören, so lange sie es gnädig machen. —

Auch Feldkirch, wie fast das ganze Vorarlberger Land, war einst im Besitz der Grafen von Montfort. Der Zweig „mit der schwarzen Fahne" saß auf der heute noch erhaltenen, hochgelegenen Schattenburg.

Seit 1390 ist die Stadt österreichisch, und zu den Lieblingsstädten des Kaisers Max I. gehörte nicht ohne Grund Feldkirch.

Mein erster Besuch nach dem Essen im Gasthaus zur Post galt einem in diesem Buche schon genannten Mann, dem ehemaligen Pfarrer von Hausen im Tal, Hagg.

Er wurde bald nach unserem Zusammentreffen im Donautal Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt Feldkirch, einer der schönsten Gebirgsstädte der an schönen Städten reichen österreichischen Monarchie.

Er war hocherfreut, der treffliche Mann, mich hier begrüßen zu können und bei einer Flasche vortrefflichen Tyrolerweins feierten wir unser Wiedersehen.

Dann zeigte er mir die restaurierte schöne, gotische Pfarrkirche, die fast zu schön geworden ist durch allzuviel Gold und Farbe.

Wir schieden dann für immer. Denn als ich anno 87

im Februar von Rom her wieder durch Feldkirch kam, hatte ich keine Zeit ihn zu besuchen. Bald hernach kam Hagg als Domherr nach Brixen, wo er zugleich Generalsuperior der barmherzigen Schwestern wurde. Als solcher starb er 1899. —

Und nun ging's zu den — Jesuiten.

Das Jesuitenkolleg in Feldkirch zog mich besonders an, weil ich schon viel von diesem Erziehungsinstitute gehört, es aber noch nie gesehen hatte.

Schon der äußere Anblick dieses Hauses ist ein ebenso großartiger als angenehmer; gar hell und freundlich liegt diese „Verfinsterungsanstalt" an den rauschenden Wassern der Ill.

Im Innern war es still; die Zöglinge alle in Ferien oder draußen auf dem Landgute „Carina". Im Sprechzimmer saßen ein Herr und eine Dame im Gespräche mit einem Pater. Der Herr kam mir sofort vor wie ein höherer Staatsbeamter, der seinen Sohn in der Jesuitenschule habe oder dahin bringen wolle. Es war, wie ich bald erfahren sollte, Herr Regierungsrat Nikolaus Benziger, einer der Chefs des Hauses Benziger von Einsiedeln, jenes Hauses, das zu den vielen glücklichen Großverlagen gehört, die reich geworden sind durch Verkaufen von Büchern. Der Bücherhandel muß demnach rentabler sein, als das Bücherschreiben.

Das gäbe auch einmal eine Preisfrage für einen Schriftstellerverein: „Warum sind die Schriftsteller meist arme Teufel und die Verleger reiche Leute?" Ich könnte sie aber nicht lösen diese Frage, weil bisher alle meine verschiedenen Verleger mir nachgesagt haben, ich täte sie arm schreiben.

Und auf der anderen Seite beklagen sich die Leser, daß meine Bücher so teuer seien. Also meine Leser verlieren ihr gutes Geld, die Verleger profitieren nichts und ich bleibe arm, wie eine Kirchenmaus. Eine solche Schriftstellerei ist demnach allgemein schädlich und gehört eigentlich polizeilich verboten.

Doch das Weimarer Literaturblatt hat jüngst gemeint, dem Schriftsteller Hansjakob fehle nur noch der Entdecker, der Impresario, der seinen „schriftstellerischen Ruhm verkünde". Wenn er kommt, könnte dem eben geschilderten Übel abgeholfen werden, aber wir werden's nicht erleben, was für mich jedenfalls kein Unglück ist. Ich wüßte nicht, was mit dem vielen Geld anfangen, und St. Paulus sagt: „Die da reich werden wollen, geraten in die Fallstricke des Teufels." Jetzt bin ich nichts weniger, als geizig. Wer weiß, ob der Geizteufel nicht käme, wenn ich mehr Geld hätte? Beispiele ähnlicher Art sind mir genug bekannt.

Es hängt also wohl die Armseligkeit meiner Schriftstellerei schließlich mit meinem Seelenheil zusammen, und ich kann Gott danken, wenn der „Impresario" nie kommt, der zum Geiz am Ende noch den „Größenwahn" brächte. —

Bald kam ein Pater und führte mich in alle Räume der Anstalt, die in zwei große Abteilungen zerfällt. In der einen sind die Zöglinge bürgerlichen Standes und in der andern die Adeligen. Da sämtliche Zöglinge zunächst für die Rückkehr ins Weltleben erzogen werden, so finde ich diese Scheidung durchaus vernünftig; denn der zukünftige Standes- und Grundherr, der Herzog, Baron und Graf muß vielfach anders gebildet werden, als der Kaufmann, Fabrikant, Beamte. Und so sehr ich sonst persönlich demokratisch angehaucht bin, so verkenne ich doch keineswegs, daß es verschiedene Stände und eine gewisse Scheidung dieser Stände geben muß.

Ich bin natürlich, schon aus Respekt vor mir selber, durchaus nicht der Ansicht, daß der Mensch erst mit dem Baron anfange, mir ist im Gegenteil durchschnittlich der Bauer lieber als der Baron; aber ich spreche deshalb diesem nicht das Recht ab, es um sein Geld etwas nobler zu geben und feinere Manieren zu lernen und zu führen, als anderer Leute Kinder. Wenn also der adelige Jesuitenzögling reiten und fechten lernt und besser essen will, als der bürgerliche, und dafür auch mehr bezahlt, als der letztere, wer will darin etwas

Unrechtes finden? Dafür sind die Jesuiten viel zu praktisch, als daß sie darauf nicht eingehen sollten.

Praktisch ist auch alles eingerichtet, und überall sind Zeichen des von der Religion getragenen Studiums. Unermeßlich ist das Gute, das die Jesuiten hier an Glaube und Kirchentreue durch ihre stets nach Hunderten zählenden Zöglinge aus allen Teilen der Welt und aus fast allen Ständen in die weitesten Kreise hin wirken — namentlich in unseren Tagen.

Ich hatte auch Gelegenheit, den eben im Hause weilenden Provinzial — ich meine er hieß P. Hoevel — zu sprechen; einen noch jungen Mann, der mich ungemein überraschte. Selten habe ich einen feingeistigeren Manneskopf gesehen, als diesen Jesuitenprovinzial; und dabei offenbarte er eine äußerst ansprechende Noblesse in allen Zügen, sodaß es mich gar nicht wundert, daß der Mann schon Provinzial ist. Die Jesuiten kennen eben ihre Leute.

Ich habe die Stadt und ihre Umgebung schon vor fünf Jahren einmal gesehen, war aber nicht zu den Jesuiten gekommen. Drum hielt ich mich nicht mehr länger auf und fuhr am Nachmittag fürbaß in das Illtal hinauf, um am Abend noch an meinem eigentlichen Reiseziel — bei Alban Stolz einzutreffen.

3.

Das Illtal von Feldkirch bis Bludenz hin — so weit sah ich es — verdient alle auszeichnenden Namen eines reizenden Tales: romantisch, malerisch, felsig und wie sie sonst heißen die schönen Eigenschaften, die mir alle einfielen während der kurzen Fahrt von Feldkirch bis Straßenhaus, der aus zwei Häusern bestehenden letzten Station vor Bludenz. Droben auf steiler Höhe winkte zu mir das Pfarrdorf Thüringerberg herab, der alljährliche Herbstaufenthalt von Alban Stolz.

Bis zum Fuße des Berges, wo das Dorf Ludesch liegt, mußte ich mein Reisegepäck selbst tragen, eine Aufgabe, die mir trotz meiner riesigen Konstitution stets sehr schwer wird. In Ludesch fuhr eben ein armer Mann mit einem Knaben mit Laub aus dem Walde, und der gab mir seinen Sohn als Träger und Führer mit auf den nächsten steilen Waldweg nach Thüringerberg. Bald war ich mit dem zwölfjährigen Knaben in vertraulichem Gespräche, und er erzählte mir, daß er schon zwei Jahre im „Schwabenland" gedient und dort beim Strohschneiden einen Finger eingebüßt habe.

Jedes Frühjahr, um Josephi, kommen in Scharen die „Oberländer Kinder", schulpflichtige Knaben und Mädchen, nach Oberschwaben und an das rechte, obere Bodenseeufer, um sich bei den Bauern als Hirtenjungen oder Kindsmädchen für den Sommer zu verdingen. In Ravensburg ist dann großer Markt, wo die Kinder von den Bauern gemustert und gedungen werden. Es ist dies eine Art Sklavenmarkt, nur mit dem Unterschied, daß der junge Sklave die Wahl hat, dem oder jenem Bauern sich zu verdingen, und daß der schwäbische Bauer ihn fast ausnahmslos nobel behandelt.

So ein Knabe erhält für den Sommer 20 bis 30 Mark und das doppelte „Häs", d. h. ein neues Sonntags- und ein Werktagsgewand von Kopf bis zu Fuß, und wird gegen daheim vortrefflich gespeist. Kommt der Herbst, so wandern die Kinder wohlgenährt und reichlich mit Kleidungsstücken beladen, blankes Geld in der Tasche und einen Strauß auf dem Hut, wieder heim. In Friedrichshafen oder Lindau sieht man sie dann in lichten Haufen über den See fahren. Denn während des Winters müssen sie wieder in die Schule, und wenn der Bauer sie auch manchmal gerne behielte, sie lassen sich nicht halten, sie wollen heim zu Vater und Mutter, bis der Frühling naht.

Sie sind meist aus Vorarlberg und Graubünden, wo die Armut jener Gebirgsbewohner sie hinaustreibt. Den ganzen Sommer über besuchen sie keine Schule, nur im Winter

zu Hause, und doch sind diese Kinder, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, im Lesen und Schreiben besser unterrichtet, als unsere badischen und schwäbischen Schulkinder. Sie nehmen, weil ihr Gehirn den ganzen Sommer hin ausgeruht und nur im Buche der Natur gelesen hat, im Winter die Lehrgegenstände viel rascher auf.

Jedes arme Kind in jenen Gegenden sehnt sich darnach, einmal zehn Jahre alt zu sein, um ins Schwabenland ziehen zu können, wo es Geld, neue Kleider und gut Essen und Trinken gibt. Mit Neid sehen ihre Mitschüler die Wanderer jeweils gehen und kommen. Vielleicht liegt in der Volksseele auch noch eine Ahnung davon, daß im 10. Jahrhundert Schwaben, die vor den Ungarn geflohen waren, sich im Vorarlbergischen, besonders im Bregenzer Wald niedergelassen haben. —

Unter stetem Gerede über „das Schwabenland" und seine Fleischtöpfe und seine „braven Bauern" hatte ich mit dem Ludescher Knaben die Höhe erstiegen und Thüringerberg und sein Wirtshaus erreicht. Mein Kleiner, den ich, um ihn zu versuchen, um seinen Lohn fragte, forderte über alle Maßen anspruchslos zehn Neukreuzer (18 Pfennig) für eine Stunde mühsamen Bergsteigens und retour. Und als ich ihm das Vierfache gab und dazu noch einen Schoppen bei der Wirtin bestellte, nahm er trotz alles Zuredens den letztern als „zu viel" nicht an und eilte unter tausend Dank den Berg hinab. Die Wirtin und ich sahen mit Hochachtung dem genügsamen Knaben nach.

Nachdem ich unter den Entschuldigungen der freundlichen Wirtsfrau, weil sie kein rechtes Gastzimmer habe, mir festes Quartier genommen hatte, suchte ich den Alban Stolz im nahegelegenen Pfarrhause auf. Ich traf den berühmten Mann eben beim Nachtmahl, an dem ich unter den Vorwürfen des Pfarrers Loderer, eines dicken vom Wohlwollen strotzenden Mannes, über mein Wirtshausquartier wohl oder übel teilnehmen mußte.

Der Professor hatte auch seine Vorleserin und Sekretärin bei sich, eine Gräfin Galli, eine stille, feinsinnige Dame mit einer ungemein sympathischen Stimme.

Alban Stolz ist ohne Zweifel der bekannteste und gelesenste unter den jetzt lebenden katholischen Schriftstellern. Seine Schriften werden vom Gebildeten wie vom Bauersmann gleich gerne gelesen und haben, was die Hauptsache ist, am meisten praktischen Nutzen. Zahlreich sind die Bekehrungen, die Alban Stolz durch seine Schriften bewirkte, zahllos die Summe des Trostes und der Erbauung, die er in die Herzen vieler Tausenden von Katholiken und Protestanten getragen, aber nicht gering auch die Summen, die er durch seine Schriften verdient und unter tausenderlei Formen wieder verschenkt hat.

Der gefeierte Schriftsteller ist ein kleiner, unansehnlicher, schmächtiger Mann; sein ganzer, großer Geist liegt ausgeprägt in dem großen, stillsinnenden, scharf beobachtenden Auge. Stolz straft den Satz, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, Lüge. Es gibt überhaupt kein verlogeneres Sprichwort als dieses, da in der Regel das Gegenteil davon wahr ist.

Von feinen Manieren und Komplimenten will Stolz nichts wissen, er ist ihnen feind. Er selbst erscheint für den ersten Anblick äußerst trocken und steif, und doch wohnt in ihm ein überreiches Gemüt, das in vielen Stellen seiner Schriften aufs glänzendste hervortritt, namentlich in Schilderungen von Natur und Menschenleben. Wie sehr ihn die stille Schönheit der Natur anzieht, zeigt die Wahl von Thüringerberg zu seinem Ferienaufenthalt. Hoch in einer majestätischen Gebirgswelt gelegen, gerade der Scesaplana gegenüber, läßt sich kaum ein herrlicherer Aufenthalt denken. Als der spätere, jetzt schon verstorbene Bischof von St. Pölten, Feßler, ein Vorarlberger, noch Weihbischof in Feldkirch war, begleitete Stolz ihn einst auf einer Firmungsreise und damals hat er sein Thüringerberg gefunden, wo er von Pfarrer

und Gemeinde alljährlich mit Sehnsucht erwartet und mit großer Freude empfangen wird.

Stolz selbst liebt die Leute dieser Gemeinde so, daß er ihnen jeweils auf Neujahr einen Neujahrsbrief zukommen läßt, welchen dann der Pfarrer von der Kanzel verliest. Niemand aber ist glücklicher, so lange der „Herr Professor" da ist, als der brave Pfarrer selbst, eine liebe, reine Seele.

Seit einigen Monaten kann Stolz infolge eines Augenleidens nicht mehr lesen und schreiben, er ist aber trotzdem heiter, wie ehedem, und diktiert täglich stundenlang an neuen Schriften. Überhaupt ist der sonst ernste Schriftsteller eine wesentlich froh angelegte Natur, er liebt gerne einen Spaß und hat gerne heitere Menschen um sich.

Erst spät verabschiedete ich mich im Pfarrhause. Der „Professor" war schon frühe auf sein Zimmer gegangen, und der Pfarrer und ich hatten noch einige Zeit geplaudert. Im Wirtshaus warteten die guten Leute auf mich, Mann und Frau und die Großmutter, die mit ihrem breiten sammeten Stirnband noch munter am Ofen saß und Gemüse richtete für den morgigen Sonntag. Im Gerede mit diesen treuherzigen Leuten verging abermals eine Stunde, und ganz spät legte ich mich im kleinen Kämmerlein auf mein Lager, das aus einem Laubsack mit Decke bestand. Ich habe seit Jahren nicht mehr so gut geschlafen, wie auf dieser ungewohnten Unterlage; doch weiß ich nicht, kam diese gute Ruhe allein von dem frischen Laube her oder zum Teil auch von dem guten Tyroler, den der Wirt, zugleich Bürgermeister der Gemeinde, und ich noch spät, gegen allen Vegetarianismus, reichlich getrunken hatten.

Ein neuer Genuß wartete meiner am Morgen. Der „Herr Professor" hielt heute die Predigt, und predigen hatte ich unsern Alban noch nie gehört; darum war ich sehr gespannt. Es fehlen Stolz alle äußerlichen Momente eines großen Redners: Stimme, Aktion, Figur. Er trägt kaum etwas lebhafter vor, als in seiner üblichen trockenen Ge-

sprächsweise; aber der Inhalt ist dermaßen vom Geiste eines heiligmäßigen Mannes durchdrungen und so originell und inhaltsreich, daß Stolz einer der besten Prediger ist, die ich je gehört habe. Mit mehr rhetorischem Feuerwerke und brillanter werden viele Hunderte predigen, aber zu Herzen gehender und praktischer als Stolz keiner. Ich sang auf des Pfarrers Wunsch nach der Predigt das Amt. —

Am Nachmittag kam mein unruhiger Geist über mich, und ich beschloß wieder weiter zu ziehen und zwar abermals auf Umwegen. Statt direkt über Feldkirch und Bregenz dem Bodensee zu, wollte ich das Walsertal hinauf, oben über den Gebirgspaß in den Bregenzerwald hinab und durch diesen hindurch zu Fuß gen Bregenz.

Thüringerberg liegt gerade über dem Eingang in das Walsertal, das, wie es richtig einer im Spaß definiert hat, „ein großer, von vielen kleinen Tobeln gekreuzter Tobel" ist. Es ist eine lange Bergschlucht, durchzogen von dem wilden Lutzbach, der unten allen Raum einnimmt, sodaß die enge Straße oder richtiger der Saumpfad oben am Berge hingeht und alle Dörfer des Tales an Berghalden angebaut sind. In unzähligen Querschluchten ziehen von den riesigen Alpstöcken herab die Bergwasser der Lutz zu, die von oben unsichtbar in der Tiefe dahinrollt.

Bis zur ersten Station St. Gerold, wo ich übernachten wollte, begleiteten mich der Professor und der Pfarrer. St. Gerold, in wildschluchtiger Waldgegend gelegen, ist eine uralte Propstei des Stiftes Einsiedeln. Ihren Namen trägt sie von dem Sachsenherzoge Gerold, der, ein Verwandter Kaiser Otto's I., um die Mitte des zehnten Jahrhunderts Weib und Kind verließ und mit einem Esel soweit zog, bis der letztere an einer Eiche im Walsertal niederfiel.

Hier blieb Gerold als Einsiedler, in der Eiche Wohnung nehmend. Graf Otto von Jagdberg, aus dem Geschlechte Montfort, entdeckte einst, mit seinen Hunden einen Bären verfolgend, den fremden Gast und schenkte ihm ein Stück

Waldung, wo Gerold nun eine Hütte baute. Gegen Ende seines Lebens (978) zog Gerold nach Einsiedeln, wo seine Söhne Kuno und Ulrich, die den Vater gesucht und in der Einöde gefunden hatten, nach seinem Rate als Mönche lebten, vergabte sein Besitztum diesem Kloster, kehrte in seine Zelle zurück und beschloß sein Leben in der Wildnis. Nach seinem Tode bezogen die Söhne des Vaters Einsiedelei bis zu ihrem Tode.

So erzählt die Sage, die Geschichte erzählt anders. Nach ihr nahm ein rätischer Edelmann Adam aus dem vorarlberger Geschlechte der Herren von Sax (auch Hohensax) an einer Verschwörung Teil gegen Kaiser Otto I. Er wurde dafür zum Tode und zum Verlust seiner Güter verurteilt.

Um ersterem zu entgehen, verbarg er sich unter dem Namen Gerold unweit seiner Güter in einer Einöde, während seine Söhne Ulrich und Kuno im Kloster Einsiedeln Aufnahme fanden, wo sie als Mönche starben.

Auf des Einsiedler Abtes Eberhard Verwendung begnadigte Kaiser Otto am Neujahrstag 949 zu Frankfurt den Adam und setzte ihn wieder in seine Güter ein. Er blieb aber in seiner Einöde und hinterließ bei seinem Tode 978 seine Güter dem Kloster Einsiedeln, dem er sie vorher schon verschrieben hatte.

Dieses errichtete an dem Ort, da Gerold geweilt, eine Propstei zu Ehren der Büßerin Maria Magdalena und nannte sie Frisen. Im Jahre 1340 wurde sie in St. Gerold umgetauft.

Das Volk der Berge ringsum, das den frommen Einsiedler schon bei Lebzeiten verehrte, wallfahrtete nach seinem Tod an sein Grab. Im Stifte Einsiedeln wie in der Propstei wird alljährlich am 19. April sein Fest gefeiert schon seit dem 14. Jahrhundert. Und bis heute herrscht in Einsiedeln der Brauch, daß an seinem Festtage alle an der Tafel Speisenden aus dem ehernen Näpflein trinken, das dem Heiligen einst als Trinkgefäß gedient hat.

1662 wurde das Grab des hl. Mannes geöffnet. Man

fand aber nur den Schädel und die stärkern Gebeine. Das Haupt wurde kostbar gefaßt und in der Kirche auf dem Geroldsaltar aufgestellt, wo es heute noch verehrt wird. Die übrigen Reliquien kamen nach den Klöstern Einsiedeln, Muri und Rheinau. —

Im 17. Jahrhundert erlangten die Äbte von Einsiedeln durch Kauf von dem Kloster Weingarten in Schwaben, das im Vorarlberger Land reich begütert war, die Landeshoheit über die kleine Herrschaft St. Gerold.

Aber wie Weingarten wurde St. Gerold im Jahre 1803 dem Prinzen von Nassau-Oranien durch den Reichsdeputationshauptbeschluß zudiktiert. Die Güter wurden eingezogen, die Geistlichen im Stift pensioniert und nur ein Pfarrer blieb da.

1804 wurden Land und Leute österreichisch, von 1806 bis 1814 durch den Frieden von Preßburg bayerisch, durch den Wiener Kongreß aber wieder österreichisch.

1840 kaufte das Stift Einsiedeln die ehemalige Propstei und die noch vorhandenen Güter und Rechte dem österreichischen Staat für 8000 Gulden ab, und seitdem sitzt wieder ein Propst, der seit 1856 zugleich Pfarrer der 1779 errichteten Pfarrei St. Gerold[1] ist, mit einem Vikar in St. Gerold.

Da Einsiedeln bis zur Reformationszeit ein adeliges Stift war, waren auch die Pröpste in der Einöde von St. Gerold adelige Herren, die vielfach von da aus Äbte von Einsiedeln wurden.

Im 15. Jahrhundert war unter ihnen auch ein Gerold von Hohensax Propst, während sein Bruder Abt in Einsiedeln war.

Viel Vergnügen haben die Herren in dieser Einsamkeit sicherlich nicht gehabt. Und doch zog sich ein resignierter

---

[1] Bis dahin waren die Leute um St. Gerold nach Thüringen, der Mutterpfarrei von Thüringerberg, die unten am Eingang in das Walsertal gelegen ist, eingepfarrt.

Abt von Einsiedeln einmal dahin. Er hieß Adam Heer und verbrachte den Rest seines Lebens bis zu seinem Tode, 25 Jahre (1585—1610), in dieser Einöde.

Nach der Reformation waren fast ausnahmsweise Mönche bürgerlicher Herkunft Pröpste in St. Gerold, wie auch die Äbte im Mutterkloster.

Der heutige Propst ist ein richtiger Schwabe aus Binsdorf Oberamts Sulz in Württemberg und heißt Pirmin Stehle. Er amtet hier schon seit 1863, ein origineller und jovialer Mann.

Seinen Vikar sah ich nicht, wohl aber den Laienbruder Benedikt, ein biederer, gar freundlicher Schweizermann.

Diese Mönche leben so in der Einsamkeit, daß man sich nicht wundern muß, wie selbst die Tiere des Waldes mit ihnen vertraut werden und deshalb neben dem großen Klosterhund ein Reh und ein Dachs freilaufend den Klosterhof beleben. Der Dachs, sonst ja ein bissiges, unheimliches Tier, läuft wie ein Hund im Hause umher und läßt sich auch wie ein solcher traktieren. Bruder Benedikt ist aber auch eine so milde Seele, daß ich glaube, er könnte schadlos „über Schlangen und Basilisken" hinschreiten.

Nach einer Erfrischung in dem sehr kühlen Refektorium verabschiedeten sich Professor Stolz und der Pfarrer Loderer von mir — auf Nimmerwiedersehen in diesem Leben.

Ich habe weder Alban Stolz noch den Pfarrer Loderer je mehr gesehen. Mit Stolz korrespondierte ich später noch einige Male und werde es ihm nie vergessen, daß er mir anno 1878, als alles, was sich für „gut katholisch" hielt, auf mir herumschlug wegen meiner Landtagsrede, einen tröstlichen Brief geschrieben hat.

Er war eben kein politischer Katholik und ein heiligmäßiger Mann, die Heiligen haben aber noch nie ihre Mitmenschen lieblos beurteilt.

Stolz starb, kaum ein Jahr bevor ich nach Freiburg kam.

Mit dem Propst besah ich nach dem Weggang beider

die ziemlich verwahrloste ehemals gotische und später verbarockisierte Kirche und die zerfallenden Propsteigebäude.

Der ganze Kauf von St. Gerold war, wie mir der Propst sagte, kein rentables Geschäft und hat dem Stift Einsiedeln nur Zubußen auferlegt[1]. —

Mit dem Wetter hatte ich bis in die letzten Tage meiner Reise Glück; ein Morgen erhob sich schöner und prächtiger als der andere, so auch beim Aufbruch von St. Gerold in der Frühe des folgenden Tages. Der freundliche Propst gab mir das Geleite bis zur nächsten Pfarre Blons. Bruder Benedikt aber und der Klosterhund sollten mich begleiten bis Damüls, wo die Wasserscheide erreicht ist und es durch das Damülsertal hinabgeht zum Bregenzerwald.

In Blons, das in einer halben Stunde erreicht ist, wo das Tal sich erweitert und wo, ehe er nach St. Gerold kam, der P. Pirmin Pfarrer gewesen ist, trafen wir auch einen Einsiedler Mönch als Pastor. Die wenigen kaum 300 Seelen gehörten ehedem auch zur Pfarrei Thüringen. Aber schon 1689 wurde eine Pfarrei errichtet mit einem Einkommen von 200 Gulden und dem Kloster Einsiedeln übergeben. Seitdem sind Benediktiner von da Pfarrer in Blons.

Der heutige Pfarrer von Blons, P. Gerold Bucher von Kleinwangen im Kanton Luzern, ist der Typus eines glücklichen Menschen. Aus allen seinen Gesichtszügen leuchtet die Zufriedenheit und um seinen Mund spielt ein ewiges Lächeln.

Überhaupt glaube ich, daß in der ganzen katholischen Kirche nirgends so heitere und so zufriedene Priester bei solcher Armut wohnen, wie die Pfarrer samt und sonders im großen Walsertale. Bei 300 bis 500 Gulden Gesamt-

---

[1] Wenige Jahre nach meiner Anwesenheit wurden Kirche und Propstei restauriert und soll im 20. Jahrhundert alles mit elektrischem Licht versehen worden sein; sicher ein Werk des 1905 verstorbenen Abtes Kolumban, der ein Elektrotechniker ersten Ranges gewesen ist.

einkommen, bei gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, bei ausgedehnten Alpenpfarreien, aus lauter bis in die höchsten Berge hinauf zerstreuten Hütten bestehend — genügsam, gastfreundlich, heiter und zufrieden sein, das heiße ich heldenhaft.

Das Pfarrhaus in Blons ist, wie die weiterhin im Tale gelegenen von Sonntag und Fontanella, gleich einem niedlichen Schwalbennest an den Berg hingelehnt, während drinnen der Pfarrer und seine Schwester singen, beide sehr musikalisch und liederreich. Sie sangen auch mir ein Lied, das tief in meine Seele drang, ein Nachklang des tiefen Friedens und des stillen Glückes in dieser Waldeinsamkeit.

Mit dem erneuten Glauben, daß es noch durchaus glückliche Menschen auf der Erde gebe, verließ ich nach kurzer Rast dieses Haus. Der Propst, der einzig sorgenfreie Pfarrer des Tales, ging zurück, und der Herr von Blons schloß sich unserm Zuge an das Tal hinauf.

P. Gerold ist seit 1871 in dieser Einöde und blieb bis 1897, nachdem er 1893 seine liebe, stille Schwester hatte begraben müssen. Er ist — ein Mann in meinem Alter — heute, 1911, als Beichtiger im Kloster Seedorf im Kanton Uri angestellt und wird dort seine Tage beschließen. —

Bald wurde der Weg belebter, Saumrosse zogen daher, den Käs von den Alpen zu Tal tragend. Die meisten Alpen werden heute verlassen, und in langen Zügen begegneten uns stattliche Kühe und Hirten, die seit Mai auf den Bergen zugebracht hatten und jetzt wieder in die Dörfer heimkehrten.

Vor einem Hause am Wege saßen zwei Kinder und stickten, eine fast allgemeine Beschäftigung der weiblichen Jugend dieses Tales. Ich sah der mühsamen und augenverderbenden Arbeit einige Zeit zu, während der Pfarrer von Blons mir mitteilte, daß eines der Kinder täglich fünfzehn Neukreuzer, das ist 25 Pfennig, verdiene! Draußen aber in Bludenz und Feldkirch, sitzen ihre reichen Arbeitgeber, und schreien von Volkswohl und schimpfen über Pfaffenjoch. —

Dort drüben auf der andern Seite des Berges unter der „roten Wand“ schaute hochgelegen mit seinem heitern Kirchlein das Dorf Raggal herüber, das Schilda des Walsertales. Den Schildbürgern dieses Alpendorfes sagt man im Tale allerlei Streiche nach, so z. B., daß der „Galer“ (dies der Gesamtname), wenn er mit einem Pack beladen auf einen Wagen steige, während der Fahrt den Pack stets auf dem Rücken behalte, um dem Pferde die Last zu erleichtern. Diesen Herbst hatte ein Galer noch sein Spätgras stehen, als die andern schon einheimsten. Auf Befragen gab der Galer zur Antwort: „Er warte, bis die andern fertig seien, dann habe er die Sonne allein, um sein Gras zu dörren, und käme rascher mit der Arbeit zu Ende.“ —

Es war fast Mittagszeit, als wir nach mehr als einstündigem Marsch durch prächtiges Hochgebirgsland den Mittelpunkt des Walsertales, die Pfarrei Sonntag, den malerischsten Ort des Tales, erreicht hatten. Doch ehe wir in dem bescheidenen Wirtshaus unser Mahl, in Käs und Wein bestehend, verzehren, ein Wort über die Bewohner des Tales, die Walser.

Die Walser sind eine deutsche Kolonie, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus Oberwallis in diese alträtische Gegend einwanderte. Sie waren absolut freie Leute mit eigenem Recht — Walserrecht — in welcher Eigenschaft sie auch von den Herren der Umgegend, den Grafen von Montfort, belassen und bestätigt wurden. Die Walser zahlten niemanden Steuern oder Abgaben. Doch im Laufe der Zeit war diese Freiheit eine Last, da sie bei ihren eigenen Händeln nirgends von außen Schutz und Recht erwarten konnten. Deshalb begaben sie sich 1526 freiwillig in die Unterwürfigkeit der Grafen von Sulz, welche Herren der an das Tal anstoßenden Herrschaft Blumenegg geworden waren, zu der auch das Gebiet des Gotteshauses St. Gerold gehörte und mit der dieses seine weltlichen Gebieter wechselte.

Ob die Walser noch die hellen Haare und die blauen

Augen der germanischen Rasse haben, untersuchte ich um so weniger, als es mir ein Unsinn scheint, darnach noch heutzutage die Germanen zu unterscheiden. Die heutigen Walser wurden mir geschildert als aufgeweckt, witzig (den Galer ausgenommen) und ungemein schlau, welch' letztere Eigenschaft ich in Blicken und Reden selbst lesen konnte. Die Schlagfertigkeit in der Gegenrede, wenn der Walser gefoppt werden will, ist sprichwörtlich in dem Ausdruck „Walserreden" für Spottreden.

Der Walser ist sehr religiös und hängt streng an den kirchlichen Gebräuchen. Das Aussehen der Leute fand ich bei starkem Körperbau vielfach blaß und ungesund, was ich der Unsitte beider Geschlechter, stark zu rauchen, zuschreibe. Nur auf dem „Meßgang", das heißt Kirchweg, wird nicht geraucht, sonst rauchen Mann und Weib, Buben und Mädchen fast immer und überall. Ich sah zwischen Sonntag und Fontanella in einer Hütte ein Weib am Kochherd stehen, in der einen Hand den Kochlöffel, in der andern die Pfeife haltend.

Am lustigsten ist die Kleidung der Walser. Beim Manne: schwarzlederne, kurze Hosen, Strümpfe von Schafwolle, weit ausgeschnittene Schuhe, lange Tuchweste und Spenser, ein runder Filzhut, unter dem das Haar ziemlich lange hervorschaut. Die Jungen fangen übrigens an, dieses „ehrliche Häs", wie die Alten sagen, abzulegen und sich „lutherisch" d. i. neumodisch zu kleiden. Die Frauen und Mädchen sind der alten Tracht treuer. Diese ist im obern Walsertal die bunteste Zusammenstellung der Welt. In allen Farben prangt der Festschmuck der Oberwalserin, wie die Alpenflora ihrer Heimat. Die tonangebende Farbe ist jedoch die rote. Rot sind Mieder, Rock und Strümpfe. Das Mieder ist am Rocke angenäht, kann aber über der Brust nicht geschlossen werden; dazu dient ein Pappendeckel, der, mit vielfarbigem Seidenstoff überzogen, mit gelben Bändchen am Mieder befestigt wird. Auf dem Haupte der Älplerinnen sitzt die runde Pelzhaube, Brämkappe, oder eine Wollmütze,

schwer und der Kuppel einer romanischen Kirche nicht unähnlich. Im Sommer tragen die Frauen eine weiße, gefältelte Spitzenhaube, Nudelkappe, die ich aber, trotzdem die Wirtin in Fontanella sie mir zu Ehren aufsetzte, ebenso wenig beschreiben kann, als die Berge im Mond.[1] —

Die Glocken, von denen das Walserrätsel sagt: „Es stäid ättes (steht etwas) uf de Mure und rueft alle Bure“ — läuteten eben hoch vom Berge herab zwölf Uhr, als wir unser Hotel verließen. Dort oben stand auch das Pfarrhaus, wo schon vorher der Herr von Blons hatte Einkehr halten wollen. Ich hatte dem aber absolut widersprochen, da ich mir ein Gewissen daraus gemacht hätte, einem Walserpfarrer, der selbst nichts hat, noch als Gast ins Haus zu fallen.

Wir ließen deshalb den Herrn Pfarrer Martin Matt zu uns herabbitten, während wir unten warteten. Bald kam seine kräftige, gedrungene Gestalt in Kniehosen mit raschen Schritten auf uns zu. Seine ersten Worte waren ein Tadel, daß wir nicht bei ihm Mittag gemacht hätten. Er schloß sich uns aber alsbald für den Weiterweg an.

Immer steiler wird der Weg von Sonntag herauf gegen das Dorf Fontanella, das seinen Namen einer längst vergessenen Heilquelle verdankt und auf die rätisch-romanische Bevölkerung hinweist, die vor den Wallisern hier gewohnt hat. Immer mühsamer ward aber der Weg besonders für mich, den langen Schwaben, während meine Begleiter leicht die gewohnte Steigung überwanden, vorab der Pfarrer von Sonntag in seinen kurzen Hosen und Schnallenschuhen. Ich habe diese Tracht, wie sie im vorigen Jahrhundert durchweg beim Landklerus Sitte war, noch an keinem jüngeren Geistlichen gesehen, als an genanntem Pfarrer von Sonntag, fand sie aber an ihm so kleidsam, ich möchte sagen so elegant, daß ich ihn nicht genug darum anschauen konnte.

---

[1] Heute soll die originelle Tracht am Verschwinden sein, aber auch das Rauchen der Weibsleute hat fast ganz aufgehört.

In Fontanella, das wir gegen zwei Uhr erreicht hatten, liegt das Pfarrhaus unweit der Straße. Ich schritt hinauf, stellte mich dem Pfarrer Lorenz Duelli unter seiner Haustüre vor und bat ihn zu uns ins Dorfwirtshaus hinabzukommen, was er gerne zusagte.

Bevor ich schied, kam noch die Schwester des Pfarrers und schalt, daß wir von ihrer Gastfreundschaft keinen Gebrauch machten. Das meinte sie, sei ihr noch nie vorgekommen.

Die Rast im Wirtshause von Fontanella war mir doppelt willkommen, weil die Höhe des Faschinapasses noch lange nicht erstiegen war und bis dahin noch ein Weg von fast zwei Stunden stark bergauf zurückzulegen war. Zugleich wollte ich hier die Sohlen meiner dünnen Sonntagsstiefel nageln lassen, um noch anständig und nicht wie ein Vagabund in den Bregenzerwald hinab zu kommen.

Da erbot sich der junge, lebhafte Pfarrer von Fontanella hiezu — denn, sagte er, ich bin gelernter Schuhmacher. Und in der Tat bestätigten mir alle Anwesenden diese überraschende Mitteilung. Noch überraschender aber ist die Art und Weise, wie er zu dem Entschlusse kam, dem Schusterhandwerk zu entsagen. Als sein heutiger Nachbarspfarrer von Sonntag die erste heilige Messe las, stand ein junger Schustergeselle in der Kirche und schaute lebhaft der Feier zu, so lebhaft, daß er von Stunde an beschloß, auch Priester zu werden. Trotz mannigfacher Hindernisse führte er es aus und ist heute der Nachbarspfarrer des damaligen Neupriesters.

Man muß vor jedem Menschen Respekt haben, der von unten sich heraufarbeitet und es zu etwas bringt. Diese Achtung wird aber umso größer sein, je mehr der Betreffende Anstrengungen machen mußte, um sich emporzubringen. Niemand wird jedoch heute in dem Pfarrer von Fontanella einen ehemaligen Schusterjungen ahnen. Geist, Bildung und Energie sprechen aus allen Zügen dieses tüchtigen Alpenpfarrers. Wir dürfen ihn kecklich so nennen; denn seine Pfarrei besteht aus lauter Bergen, vierzehn Alpen, die er

alljährlich in mühsamer, stundenlanger Steigung zu besuchen und einzusegnen hat.

Sobald die Walser mit ihren Kühen für den Sommer über auf die Alpen gezogen sind, kommt auch der Pfarrer nach und segnet die Weiden und Alphütten, während die Bewohner der Alpe um ein großes Feldkreuz versammelt den Rosenkranz beten. Eine merkwürdige Erscheinung bei dieser Benediktion erzählte mir der Pfarrer von Fontanella. Er wird nämlich auf den Alpen gastiert, da er auf jede einzelne für hin und zurück eine Tagreise verwenden muß. Die Gastierung besteht nun in der Regel aus einem Gebäck von Mehl und Schmalz; Milch aber, die den vom Bergsteigen Ermüdeten am meisten erquickte, geben die Leute nur sehr ungerne her. „Leichter", sagte mir der Herr, „will ich auf den Alpen Gold bekommen, als Milch" — und doch ist diese das nächste, einzige Produkt der Alpenwirtschaft. Sorgfältig tragen die Älpler ihre Milch ins Senntum, das heißt in die Alphütte, wo der Käs gemacht wird, um, wenn der Sommer vorüber ist, möglichst viel Milch abgegeben zu haben.

Noch fiel mir im Wirtshause in Fontanella auf, daß der Pfarrer und die Wirtin sich mit „Du" anredeten. Es soll dies überall hier zu Land Sitte sein und ich muß sagen, daß mir das ganz gut gefällt. Es klang dieses Du in Fontanella auf der einen Seite so ehrerbietig und kindlich, wie auf der andern Seite überlegen und väterlich. Wir Deutsche reden ja mit Gott, dem Allerhöchsten, nicht anders, und der Römer, dessen Kaiser göttliche Ehre genossen, gab diesen keinen andern Titel in der Anrede. Wenn die Franzosen und Engländer gar die kleinen Kinder mit „Sie" traktieren, so ist das alles eher, als natürlich.

Als ich den guten Tyrolerwein bezahlen wollte, hatte dieses schon hinter meinem Rücken der Pfarrer getan und ließ mich die Sache nicht mehr korrigieren, weil ich ihm nicht in seinem Hause Gelegenheit gegeben hätte, mich zu bewirten. So freigebig sind diese armen Pfarrer!

Ohne den Pfarrer von Sonntag, der wieder heimzukehren genötigt war, setzte sich unsere Karawane um die dritte Stunde des Nachmittags in Bewegung, um den Faschinapaß und die Isgavelsalpe zu erreichen, von wo ich noch hinab in den Bregenzerwald steigen wollte.

Voran ging der schnellfüßige Fontaneller, hinter ihm der Herr von Blons, und zuletzt kamen Bruder Benedikt und meine Wenigkeit, während der Klosterhund von St. Gerold uns umkreiste. Über wilde Schluchten und ausgetrocknete Alpenbäche führte der beschwerliche Weg hinauf zu Paß und Alpe, welch' letztere die Auszeichnung besitzt, eine kleine, armselige Kapelle zu haben, die gar einsam von der Höhe ins Tal hinabschaut.

Unmittelbar hinter der Isgavelsalpe liegt das Dorf Damüls, durch eine kleine Schlucht von ihr getrennt. Damüls ist das letzte der Walserdörfer, aber auch das hochgelegenste. Hier war bis 1806 ein freies Bauerngericht, dessen Rechtsgrundsätze heute noch zum Teil im Volksmunde leben. So z. B. der Satz: „Was man nicht heben (halten) kann, muß man fahren lassen". Als einst ein Bauer auf Schadenersatz klagte, weil sein Knecht ihm einen Kübel Schmalz den Berg habe hinabrollen und so zu Grunde gehen lassen, sprach nach obiger Sentenz das Gericht den Angeklagten frei. Darauf schimpfte der Kläger das Kollegium tüchtig aus und, zur Verantwortung gezogen, entschuldigte er sich mit dem gleichen Rechtssatze: weil er das Schimpfen nicht habe heben können, habe er es fahren lassen. —

Auf der Isgavelsalpe war anfangs kein Mensch zu bestimmen, mich noch so spät in den Bregenzerwald zu begleiten und in der Nacht zurückzukehren, und schon war der überaus freundliche Pfarrer von Fontanella unterwegs, um in Damüls einen Führer für mich zu holen, als ein Alpknecht seiner Pfarrei ihm begegnete, der mich der Verlegenheit überhob, unter Umständen in einer Alphütte Nachtlager nehmen zu müssen.

Ich schied nun rasch von meinen lieben Begleitern[1], die, wie der ewig lächelnde Herr von Blons und der unvergleichlich gute Bruder Benedikt, mir fünf bis sechs Stunden von ihrem Heim weg das Geleite gegeben hatten — und im Schnellschritt ging's bergab mit meinem Führer, einem kräftigen, untersetzten Manne anfangs der dreißiger Jahre. Seine Heimat ist Fontanella, sein Beruf im Sommer Alpknecht, im Winter Holzhacker — sein Vater längst tot, begraben unter einer Lawine, sein Bruder drunten bei Wien als Kaiserjäger und seine Schwester die Frau des Mannes, dessen Kühe er auf Isgavels melkt. Das alles hatte er mir gar bald erzählt, zu meiner Freude stets „Du" mit mir redend und immer rascher über Schluchten, Bäche, durch Wälder und Weiden voraneilend.

Am meisten freute es mich, als er, seine Lebensskizze schließend, sagte: „Ja, Du kannst Dir gar nicht denken, was man in diesen Bergle mitmacht." Vor uns stand die riesenhafte Felswand der Ganisfluh und links über ihr die Mittagsspitze, ringsum gigantisches Gestein, und doch spricht mein Fontaneller von „Bergle".

Von ihm erfahre ich auch, daß das Walsertal alljährlich fünf Mann zu den Kaiserjägern stellt, während die übrigen Tauglichen unter die „Landwehrbuben" kommen. Man kann hier sehen, wie sehr es in der Welt auf den Sprachgebrauch ankommt. Im Walsertale nennt man die Soldaten der Landwehr allgemein „Landwehrbuben" — in Deutschland

---

[1] Von den guten Menschen, die ich im Walsertale kennen lernte, sind heute, 1911, alle tot bis auf den Pfarrer von Blons, der, wie schon erwähnt, in Seedorf, Kanton Uri lebt. Der Pfarrer von Sonntag starb als solcher 1899 in Meiningen bei Feldkirch und der Pfarrer Duelli 1906 als Pfarrer in Schwarzach. Der Bruder Benedikt beschloß sein Leben 1892 in Einsiedeln und ebenda auch der Propst Pirmin 1908. Auch der Pfarrer Loderer starb schon 1887 als Benefiziat in Ranggen in Vorarlberg. Das alles berichtete mir der heutige Propst P. Andreas Lautenschlager, ein Schweizer aus Sirnach im Thurgau.

wäre einer seines Lebens nicht mehr sicher, wenn er sich dieses Ausdruckes bediente.

Von seinen Mitbürgern, den ehrsamen Bewohnern von Fontanella, betonte mein Führer als deren Hauptmerkmal: „Sie sind fürchterlich grob.“ Und in der Tat hatte auch der Pfarrer mir einen Zug erzählt, der meines Begleiters Ansicht zu bestätigen scheint. Auf eine Mahnung des Pfarrers an einen Bauern, seine Kinder besser in Zucht zu nehmen, antwortete dieser: „Das geht Dich nichts an, ich ziehe meine Kogen, wie ich will!“ Das ist gewiß schon etwas mehr als „Natur in stiller Größe“. —

Es war tiefe Nacht, als wir endlich hinabkamen in das Tal des Bregenzerwaldes und in dem Dorfe Au Einkehr hielten. Wenn ich mir den Weg nach der Isgavelsalp dachte und meinen Begleiter ansah, der zurück mußte, um seine Kühe noch zu melken, so überkam mich Mitleid mit dem Burschen. Nicht für tausend Mark hätte ich ihn begleitet, und er war hocherfreut, als ich ihm zwei Gulden gab und einen labenden Trunk, und zog unter vielen Dankesworten lustig in die Nacht hinein und bergauf. Aber auch ich war herzlich froh, heute keinen Schritt mehr machen zu müssen, und diese Freude trübte mir keinen Augenblick die Mitteilung eines Bauern im Wirtshause, daß der Wirt das Nervenfieber habe und totkrank darniederliege.

Ich war glücklich, nicht in Gesellschaft von Damen angekommen zu sein, sonst hätte das Wort Nervenfieber mich gezwungen, noch eine andere Herberge aufzusuchen.

In Au ging jedoch mein Reiseglück zu Ende, denn am Morgen regnete es in vollen Strömen; Regenwetter aber in waldiger Gebirgsgegend ist zweifellos das langweiligste auf Erden. Dorf und Kirche von Au mußten aber trotzdem besehen werden, ehe ich, statt zu Fuß weiter zu gehen, mit Extrawagen zum Wald hinausfahren wollte.

Au ist ein prächtiges Walddorf. Ringsum hohes Gebirge und helles Alpengrün, und an den Ufern der Aach hin

niedliche Alpenhütten. In der Kirche, die so freundlich ist, wie die Kirchen des Walsertales, kniete einsam ein Priester mit dem Rosenkranz in der Hand — es war der blinde Pfarrer des Dorfes, der trotz seiner Erblindung noch seine Pfarrei versieht und dabei ebenso arm ist, wie seine Nachbarn im Walsertale. Des Wirts Mutter hatte mir vorher von ihrem Pfarrer erzählt, darum betrachtete ich den unglücklichen Mann mit tiefster Teilnahme und Verehrung und nicht ohne stillen Vorwurf für mich — Gott gegenüber.

Es muß einem Blinden unangenehm sein, wenn fremde Leute ihn besuchen, da er ja dann doppelt schwer sein Unglück fühlt; deshalb unterließ ich es auch, den blinden Pfarrer im Gebete zu stören und mich ihm vorzustellen.

Eben zogen die jungen Wäldler jubelnd aus der Schule heim, als ich aus der Kirche trat. Ihr Jubel und das stille Gebet des blinden Pfarrers bildeten einen Kontrast, der tief in meiner Seele wiederklang. Allerliebst aber waren die kleinen Wäldlermädchen doch in ihren niederen, runden Pelzmützen und ihren blauen, langen Regenmänteln aus Zwilch, die wie ein Talar sie umschlangen. „Schmelen" nennt die Volkssprache der Bregenz-Wäldler die jungen Mädchen, was offenbar mit schmal, schlank zusammenhängt. Denn die Bewohner des Bregenzer Waldes sind echte Schwaben, die bei den Einfällen der Ungarn im zehnten Jahrhundert ihre Heimat verließen und in diesen Urwäldern sichere Niederlassungen suchten gegen die Raubhorden Pannoniens.

Mit Ungeduld erwartete ich die längst bestellte „Extrapost" — die denn gegen Mittag vorfuhr und mich im raschen Trabe zweier kräftiger Pferde durch das enge, felsige Waldtal nach Bezau, dem Hauptorte des Waldes, führte.

In eine graue, härene Decke eingewickelt, saß der Fuhrmann, den ich für den Knecht des Posthalters hielt, auf dem Bock der Kalesche; er belehrte mich aber von da aus bald, daß er der Posthalter selber und ein gebildeter Mann sei. Kein Wunder, denn er war Oberjäger bei den Kaiserjägern ge-

wesen und 1866 als kaiserlicher Oberleutnant bei den Landesschützen am Stilfser Joche Wache gestanden. Für ausgezeichnete Bravour in den Schlachten von 1859 hat der tapfere Mann die große goldene Medaille mit einer darauf ruhenden Pension von hundert Gulden erhalten. Später bekam er den armseligen Postdienst in Au übertragen, und sofort wurde die Prämie eingestellt. Alles Bitten bis hinauf zum Kriegsminister konnte dem Braven seine hundert Gulden nicht wiederbringen. —

Außer den bodenlos schlechten Wegen ist alles reizend schön in diesem Walde: dunkle Wälder, hohe Berge, kahle Felsen, grüne Matten, rauschende Bäche, schmucke Häuser, gute Wirtschaften und gemütliche Menschen. Nur heute überzog der strömende Regen das malerisch wechselnde Landschaftsbild mit einem trüben Schleier, der sich auch über meine Reiselust zog und mich in Bezau bestimmte, von meinem Oberleutnantegefährt herab und auf den bereitstehenden Omnibus zu steigen, der mich vollends zum Wald hinaus führen sollte.

Am Kapuzinerkloster hielt der Stellwagen, um einen Pater aufzunehmen. Während dieser einstieg, sah ich aus dem gegenüberliegenden Hause eine junge Dame scharf auf mich herabschauen, der ich auf dem Imperial beim Postillon saß. Ich schaute hin und sie her — und plötzlich hatten wir uns erkannt — die Dame war der jugendlich schöne Cisterzienserpater Gregor aus dem Kloster Mehrerau, den ich in seinem weißen Habit mit schwarzem Skapulier für eine — Dame gehalten hatte.

Jetzt war's mit der Weiterreise fertig — ich stieg vom Omnibus herab, um dem unerwartet getroffenen Freunde seinen Willen zu erfüllen und zugleich aufs neue bestärkt zu werden in einer merkwürdigen Tatsache. Seit Jahren nämlich kommen P. Gregor und ich alljährlich zusammen, und jedesmal regnet es. Darum hat er von mir längst den Namen „Jonas" erhalten, weil er, so oft er das Schiff besteigt, um über See zu fahren zum Haus am See — Regen

mitbringt. Jetzt war ich im Reinen, warum heute mein Wetterglück mich verlassen — Jonas befand sich in meiner Nähe.

Daß ich alsbald die Gelegenheit wahrnahm, die Kapuziner zu besuchen, versteht sich nach dem, was ich oben gesagt habe, von selbst. Hier traf ich auch den Bezirksrichter von Bezau, bei dem Jonas zu Besuche war, und siehe da — auch er war ein alter Bekannter. Als Theologiestudent hatte ich einst, anno 1861, den Gebhardsberg bei Bregenz bestiegen und dort viel Natur, aber auch viel Bier gekneipt. Damals machte ich oben die Bekanntschaft eines jungen Beamten aus Bregenz, in dessen Gesellschaft ich in die Stadt hinabstieg — heute fand ich ihn wieder als altersgrauen Bezirksrichter von Bezau.

Der Herr erweckte in mir eigene Erinnerungen. Was war in meinem Leben seit jenen vierzehn Jahren alles vorgegangen? Wie anders schaue ich heute Welt und Menschenleben an, als damals! Wie tief ist so manch' jugendliches Ideal von damals hinabgesunken in den Grund menschlicher Armseligkeit, und wie ist in mir und um mich alles anders geworden! Wie würdest du heute, so fragte ich mich, dein Leben einrichten, wenn das Schicksal dich abermals in jene Zeit zurück versetzte und dich auf die Zinnen des Gebhardsberges stellte?!

Es ist eben der alte, stets unerfüllte Wunsch jeder Menschenseele, nochmals jung zu werden, zu wissen, was man alt weiß und erfahren hat, um darnach ein neues Leben — ohne die vielen Torheiten — einzurichten. Und was liegt diesem Wunsche, der so tausendfach wiederklingt in allen Menschenseelen, anderes zugrunde, als jener hienieden ungestillte, stets ahnende und nie ruhende Drang unseres Herzens nach ungestörtem Frieden — nach Glückseligkeit? —

Bei den Kapuzinern und ihrem Tyrolerwein blieb ich nun bis gegen Abend. Dann zog ich ins Gasthaus zur Post zum Übernachten und unterhielt mich mit der jungen Post-

halterin. Sie erzählte mir unter anderm, daß in Bezau eine eigentümliche Zeitung erscheine, das „Bregenzerwälderblatt", eigentümlich durch seinen Redakteur und seinen Hauptkorrespondenten; der erstere ist nämlich ein ehrsamer Schlossermeister und der andere ein einfacher Bauer. Nach Aussage der Frau Posthalter, die mir dieses Journalistengeheimnis verriet, sind die beiden ehrliche Leute und lügen deshalb die Leser jedenfalls unendlich weniger an, als viele Publizisten von Fach und Studium.

Wenn diese Journalisten von Bezau ihr Zeitungsgeschäft so gut besorgen, wie die Posthalterin ihr Post- und Telegraphenamt, so gehören sie jedenfalls zu den besseren ihrer publizistischen Kollegen. Denn diese, eine schlichte Bauersfrau, amtierte in ihrem Bureau ganz meisterhaft, sodaß es eine Freude war, dieser Wäldlerin zuzusehen, wie sie am Telegraphenamt stand und in den Weltverkehr mit kundiger Hand eingriff, es nebenbei aber auch nicht in der Wirtsstube ihren Gästen an guter Bewirtung fehlen ließ.

Weder die geistig regsame Wirtin, noch die Blättle schreibenden Bauern nahmen mich wunder. Denn die erstere stammt aus geistig hellem Geschlechte. Ihr Onkel war der 1872 verstorbene Propst Jodok Stülz von St. Florian in Oberösterreich. Er war gebürtig aus Bezau und Sohn eines Kleinbauern und Zimmermanns. 1848 saß der tüchtige Mann auch im Frankfurter Parlament. Sein Bildnis hängt im Wirtshaus zu Bezau.

Und was den Bauernzeitungsschreiber betrifft, so ist er nicht der erste seines Standes im Bregenzer Wald, der zur Feder greift. Vor ihm hat schon der Kleinbauer Franz Michael Felder, der 1869 gestorben, sich als Schriftsteller im großen Styl bewährt. Er wurde 1839 geboren zu Schoppernau, eine kleine Stunde oberhalb Au. Er gilt zwar bei seinen urkatholischen Landsleuten, wie mir schon die Wirtin in Au erzählte, als Freigeist. Was ich seitdem von ihm gelesen, bestätigt mir das keineswegs. Felder, dessen Selbstbiographie

mir als sein Bestes gilt, war freisinnig, aber nicht freigeistig. Er hatte aber für seine mangelnde Schulbildung viel zu viel gelesen, was er nicht alles verdauen konnte.[1] —

Möglichst früh suchte ich am andern Tag der Nähe des regenbringenden Jonas zu enteilen und saß deshalb schon um vier Uhr morgens im kalten Omnibus, und als es Tag war, hatte ich den Bregenzerwald hinter mir, aber nicht den Regen. Womöglich noch trüber als am gestrigen Tage sah die Welt aus; der Regen fiel ganz sündflutlich auf Land und Leute nieder, und ich war recht froh, als die Eisenbahn mich noch vor Mittag in Bregenz absetzte.

War ich doch wieder am See und somit sicher, heute noch heimzukommen und den Ärger ob des schlechten Reisewetters los zu werden. Die zwei Stunden, welche ich noch in Bregenz bis zur Abfahrt des Schiffes zubringen mußte, hätten meinen Unmut gesteigert, wenn nicht zwei Vagabunden mich aufgeheitert hätten. Zwei Maurersgesellen, die „Blauen" gemacht und sich beizeiten vollgetrunken hatten, taumelten vor mir auf der Straße hin, auf der ich langweilig und im Regen auf- und abschritt, und sangen mit lauter Stimme:

Und a so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind nicht von gestern, wir sind nicht von heut.
Und so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind ja, wir sind ja die ornd'tliche Leut.

Das war echter Vagabundenhumor, wie ich ihn selten gehört, und mich freuten die zwei Lumpen bei dem wüsten Wetter doppelt als ein Beweis, daß auch der Leichtsinn manchmal eine liebenswürdige Seite und damit seine zeitweilige Entschuldigung hat. Ich beneidete die beiden Kerle — nicht

---

[1] In neuester Zeit kommt Felder bei seinen Landsleuten zu Ehren. 1910 hat sich in Bregenz ein Franz Michael Felder-Verein gebildet, der die Herausgabe seiner Werke und die Förderung von Lesegesellschaften in Vorarlberg sich zum Ziele gesetzt hat.

um ihre „Zöpfe", wohl aber um ihren Galgenhumor, mit dem sie, Lumpen in Lumpen, sich „die ordentlichen Leute" par excellence nannten.

Sie hielten mich in guter Stimmung, bis die Zeit der Abfahrt kam. Unter bayerischer Flagge fuhr ich bis Friedrichshafen. Noch eine Stunde später, und ich war mit einem badischen Dampfer wieder daheim, und zu Ende waren meine Umwege.





Aus dem Leben eines Reichstags-kandidaten.

1877.

1.

Wenn man einem Übel nicht entgehen kann, muß man es sich wenigstens möglichst angenehm zu machen suchen. Kein Mensch entgeht heutzutage, in dem größten Teil der alten Welt wenigstens, der Politik, dem Politisieren und seinen Folgen. Von den Reichstagen und Ständekammern bis in die Boudoirs der Damen und in die Butiken der Schneider und Schuster und von den Diplomaten ersten Ranges bis zu den Schulknaben herab wird in unseren Tagen politisiert. Ja, ich glaube, daß im neuen Deutschen Reiche, wo ich Land, Leute und — die Spatzen genau kenne, selbst die letzteren auf den Dächern politische Versammlungen halten. Und als ich vor Jahren einmal — oder wenn ich recht rechne, zweimal — im Gefängnisse bei einsamen Spinnlein saß, da machte ich die Beobachtung, daß selbst

Die Spinne an der Wand
Denkt an das Vaterland.

Drum, warum sollen wir nicht auch einmal politisieren zur Kurzweil und lachend Politik treiben?

Unsere Leser alle kennen das liebliche deutsche Ländchen Baden, den Garten Deutschlands, aus dem übrigens viele Tausende schon in betrübten, armseligen Zeiten ausgewandert sind, um sich in der neuen Welt ein Heim zu suchen. Es ist leider noch nicht sprachlich festgestellt, ob man sagt die Badener oder die Badenser — aber diese Badener und badischen Badenser sind meist aufgeweckte Leute, lustig und heiter wie ihre Flüsse, Berge und Täler. In politischen Dingen waren sie all' Zeit ihres Bestandes obenan und haben bekanntlich anno 48 am stärksten von ganz Germanien in — Politik gemacht. Seitdem ist das Ländchen nicht bloß der ökonomische, sondern auch der politische Garten, das Frühbeet und Treibhaus des politischen Lebens für Deutschland geworden. Es sind manche „Blümlein wundersam" in diesem politischen Garten aufgegangen. Die einen nennen sie Maiblumen, die andern Teufelskraut; die Früchte drohen für die letztere Bezeichnung als die richtige zu sprechen.

Nun, in diesem zweifachen deutschen Garten war ich, zum zweiten Male, im gleichen Wahlbezirk Kandidat bei den Reichstagswahlen im Jänner 1877, und aus diesem zweiten Kandidatenleben will ich etwas zum besten geben zu jedermanns „Lust und Lehr'".

Wenn der Straßburger Münsterturm an einem schönen Sommertag über den Vater Rhein, der sich zu seinen Füßen hinzieht, hinüberschaut, so sieht er eines der schönsten Stücke des badischen Landes. Zunächst jenseits des altdeutschen Stromes liegt in der Ebene das reichgesegnete Hanauerland mit stolzen, überaus wohlhäbigen Bauern, durch ihre malerische Tracht bislang weithin bekannt. Schaut die alte Turmspitze noch weiter, so zeigt sich am Ausgang des lieblichen Kinzigtales, in dem die weltbekannte Schwarzwaldbahn ihren An-

fang nimmt, die duftige Stadt Offenburg, ein uralter Sitz freien Bürgersinnes und liberaler Loyalität. Um sie lagern in weitem Bogen stattliche Dörfer, meist „von Ultramontanismus umnachtet". Über das Ganze erheben sich im Hintergrunde die gewaltigen Bergmassen des Kinzig- und Renchtales, bis in die kleinsten Talengen hinein und auf die steilsten Bergrücken hinauf nutzbar gemacht von mühsam tagwerkender Bevölkerung. Das ist der Wahlbezirk, in welchem man den deutschen Reichsbürgern anno 1877 zum zweiten Male zumutete, mich als ihren Vertreter nach Berlin zu senden.

Schon seit Jahren haben die lichtlosen, katholischen Dörfer um Offenburg mich als ihren Abgeordneten in die badische Kammer geschickt, und deshalb war man auf den Gedanken gekommen, mich den dortigen Bauern vom Rhein bis zu den höchsten Spitzen des Renchtales auch für Berlin vorzuschlagen.

Ich bin nun zwar ein kranker Mann, viel kränker als der, welchen die Russen kurieren wollen, und doch nahm ich eine Kandidatur nochmals an, weil ich gerne einmal einen Reichstag in Berlin mitgemacht hätte, um davon erzählen zu können. Und dieses Erzählen hätte mir armem, diätenlosen Reichstagsabgeordneten die „Diäten" ersetzen müssen.

Ich lebe ja nur von „Erinnerungen" bei meinen Fahrten und Wanderungen, und schon dachte ich mir, wie ich „Erinnerungen eines Reichstagsabgeordneten" schreiben würde. Allein

Der Kandidat denkt,
Und der Hanauer Bauer lenkt.

Wie ich trotz meiner Anstrengung abermals durchfiel, das soll eben unsere Humoreske des näheren vermelden.

Wie bei den alten Römern die Kandidaten zu einem Staatsamte in der weißen Toga (toga candida), im langen weißen Gewande, umhergingen, um jedem Bürger die Hand zu drücken und sich zu empfehlen, so wollte auch ich

am 4. Jänner des Jahres 1877, aber in schwarzem Gewande, vom Bodensee ausziehen, um mich meinen Wählern zu präsentieren.

Doch schon gleich von Anfang zeigte sich des Geschickes ungünstige Hand, geschrieben auf den Wellen des Bodensees. Der alte Seegott Bodan tobte so heftig an dem kleinen Landungssteg meines Seedörfchens, daß das Dampfschiff nicht anhalten konnte und ich meine Abreise um einen Tag verschieben mußte.

Erst später kam mir's, warum der Gott des schwäbischen Meeres seinen Dreizack so schwer in die Gewässer schlug. Er wollte mich abhalten von meiner Kandidatenreise und mich retten vor der Blamage des Durchfalls. Wir sind nämlich gute Freunde, der Seegott und meine Wenigkeit. Unsere Freundschaft datiert seit den bald zehn Jahren, welche ich an seinen Ufern verlebe. Schon oft, da ich an seinen Gestaden einsam wandelte oder im Kahn auf seinen stillen Wellen mich wiegte, hat mir der alte Bodan erzählt von den vergangenen Zeiten, und ich habe manches, was mir auf dem Herzen lag, in seine stillen, schweigsamen Wellen begraben.

So weiß ich, daß der schwäbische Neptun in politischen Dingen äußerst konservativ ist. Er ist gar nicht gut zu sprechen auf unsere moderne Kultur und den zeitüblichen Fortschritt. Er lobt sich jene Tage, da noch die Pfahlbaumännlein an seinen Ufern spielten, über seinen Wassern wohnten und dem schützenden Wassergott ihre Opfer brachten. Damals war er noch der Löwe des Tages, und die Alpsteine ringsum schauten respektvoll in seine Fluten.

Auch als die heiligen Glaubensboten Pirmin und Gallus aus seinen Wassern die Kelten, Römer und Alemannen an seinen Gestaden tauften, fühlte er sich hochgeehrt. Heute durchfurcht wider seinen und seiner Wellen Willen, Richtung und Tendenz die Dampfkraft sein altehrwürdig Angesicht, und von manch neudeutschen Seebauern kann man

hören: „Wenn nur der Bodensee eine riesige Wiese wäre, da gäb's Futter!“ Sie wünschen seinen Untergang, die pietätlosen Menschen der Neuzeit, und deshalb ist er, der alte Blaubart, kein Freund der jetzigen Weltanschauung, und da er in vieler Hinsicht recht hat, so harmonieren wir beide seit langem. Als ich aber Reichstagskandidat war, wurde ich stolz, vergaß der mahnenden Stimme meines wogenden Freundes und fuhr ihm zum Trotz am 5. Jänner gen Konstanz, um von dort mit der Eisenbahn auf das Schlachtfeld meiner Wahltätigkeit zu gelangen.

Bekanntlich haben die Boten des Deutschen Reiches freie Fahrt nach der Reichshauptstadt, wo sie dann aus eigener Tasche den Berlinern schweres Geld lassen müssen, damit sie lernen das Wort erfassen, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist. Je mehr die Herren reden, umsomehr kostet's sie Geld, weil sie länger in Berlin bleiben und leben müssen: also ist wenig Reden ihr Profit. Aber die freie Fahrt versüßt doch vieles. Wenn so ein Volksvertreter in die erste Wagenklasse steigen, dem kontrollierenden Schaffner seine Freikarte als Reichsbote vorweisen kann und das Bahnpersonal dann staunend aufschaut zu der politischen Größe, so ist das auch was wert, und mit leichterem Herzen, gehoben von seiner Stellung, reist man Berlin zu.

Leider sah mir am genannten Tage kein Mensch an, daß ich Reichstagskandidat sei, noch viel weniger war ich fahrtfrei. Und so stieg ich denn in aller Bescheidenheit in ein Coupé zweiter Klasse und fuhr landabwärts.

Land und Leute der Gegenden, die ich zu durchziehen hatte, sind mir über und über bekannt vom liberalen Seehasen durch den noch liberaleren Bewohner der Baar und des nordöstlichen Schwarzwaldes bis hinab zu dem konservativen, gläubigen Volke des Kinzigtales und der Rheingegend. Deshalb suchte ich im Wagen selbst meine Unterhaltung und hatte sie gar bald gefunden.

Mir gegenüber saß ein Mann in der Tracht des wohl-

häbigen, einfachen Bürgers. In seinen Augen lag ungemein viel Klugheit und Welterfahrung. Er kam mir vor, als hätte ich ihn im Leben schon gesehen, und da er mir gleich sehr freundlich begegnete, so fragte ich ihn alsbald, ob wir uns nicht schon irgendwo getroffen hätten. Und richtig, es war so. Ich hatte ihn vor zehn Jahren einmal in seinem Dorf besuchen wollen, weil mir der Pfarrer, mein längst toter Freund Ludwig Kästle, bei dem ich zu Gast war, von dem originellen Mann erzählt hatte.

Später traf ich ihn in Gesellschaft in Karlsruhe und habe einige Worte mit ihm gewechselt. Heute sollte ich ihn aber näher kennen lernen.

Ich bin schon mit allerlei Menschen auf Reisen zusammengekommen und habe schon manch hochinteressante Persönlichkeit kennen gelernt, einen Mann der Art aber, wie er heute mir in der Person des Holzhändlers Josef Himmelsbach von Oberweier bei Lahr in den Weg gekommen, noch nie. Man freut sich in der Regel, gebildete, geistreiche, irgendwie berühmte Männer zu sehen oder sie anhören zu können. Hier hatte ich einmal einen sogenannten ungebildeten Menschen vor mir, aber so voll des gesunden, naturwüchsigen Menschenverstandes, daß die Funken dieses unscheinbaren Geistes aus allen seinen Kraftsätzen förmlich herausflogen und mir neuerdings bewiesen, wie unsere sogenannte Bildung nicht nötig ist, um einen von Natur rechtmäßig qualifizierten Menschen zum ganzen, vollen Mann zu machen.

Mein interessanter Reisegefährte, der Sohn des Vogts auf dem Haghof in der Gemeinde Geroldseck, auf der Wasserscheide zwischen Kinzig- und Schuttertal, hat nur notdürftig schreiben und lesen, aber sehr gut rechnen gelernt in seiner Dorfschule.

Er war der jüngste Sohn des alten Vogts und wäre drum Erbe des elterlichen Hofes geworden. Aber er sollte zu diesem Zweck nach dem Willen des Vaters eine reiche

Bauerntochter aus dem Schuttertal heiraten und das wollte er nicht.

Er hatte sein Herz schon vergeben an ein schönes, gescheites, aber armes Mädchen in Prinzbach, wohin Geroldseck eingepfarrt ist. Und die wollte er und keine andere.

Drüben in Oberweier kaufte er sich ein kleines Gut, groß genug, um zwei Kühe zu erhalten, und da er übrige Zeit hatte, arbeitete er in den stattlichen Waldungen ringsum als Holzmacher, um sich ein Stück Geld zu verdienen. Seine Katharine brachte ihm dann oft das Essen in den Wald.

Langsam arbeitete er sich mit Hilfe des väterlichen Vermögens vom Haghof zum Holzhändler herauf. Und heute, da wir uns treffen, ist er einer der größten Holzhändler des Deutschen Reiches mit wahrhaft internationalem Verkehr und dazu noch Besitzer einer Zigarrenfabrik, und das alles durch sich selbst und aus sich selbst geworden. Wie er das gemacht, darüber nur folgendes treffliche Wort von ihm: „Was man in der Welt und im Handel und Wandel wissen, wie man in einem Geschäfte spekulieren muß, das steht in keinem Buch, das kann man nicht studieren, das muß man aus den Windeln mitbringen. Wenn man das studieren könnte, so würden die studiertesten Herren nicht die dümmsten Streiche machen."

Rastlos ist der reiche Mann tätig, auf und ab in Deutschland, Frankreich und Österreich. Wenige Stunden Nachtruhe genügen ihm, um den ganzen Tag über durch Wälder und Felder zu eilen. Ein Mittagsschläfchen gönnt er sich nie aus einem höchst originellen Grunde. Er meint, wenn man nach Tisch schlafe, so mache man in der Regel ein sehr dummes Gesicht beim Aufwachen. Ein Geschäftsmann dürfe aber untertags nie dumm dreinschauen, und deshalb unterlasse er diesen Schlaf.

Auf Politik gibt er gar nichts und hält das Politisieren für das ungeschickteste, was man treiben könne. Mir ging bei diesen Worten ein „Stich durchs Herz", weil ich trotz

meiner Kandidatenreise fühlte, wie recht der schlichte Bürger hatte. Je aufgeregter die Zeiten in politischen Dingen seien, um so besser, sagt unser Geschäftsmann, wären industrielle und kaufmännische Spekulationen zu machen, weil die Menschen in diesen Zeiten den Kopf am häufigsten verlören, und ruhig denkende Leute ihren Geschäftsgeist am besten könnten walten lassen. Er wünscht keinen Krieg; aber Kriegszeiten seien für den rührigen und entschlossenen Mann zum Einkaufen die günstigsten. „Da stehen die Leute ratlos an den Straßenecken, lesen die angeschlagenen Kriegsdepeschen und haben allen Geschäftsbetrieb und Unternehmungsgeist verloren, und da kauft man am billigsten ein."

Wir sehen, der unstudierte Mann kennt Zeit und Menschen und weiß darnach zu handeln. Aber man könnte aus diesen Worten leicht zur Ansicht kommen, daß wir hier einen reinen „Geschäfts- und Profitmacher" vor uns hätten, eine Art Gründer. Dem ist nicht so. Unser Holzhändler ist entschiedener Katholik und ein kreuzbraver Mann.

In seinem Dorfe hatten sie bislang ein altes, zerfallenes Kirchlein. Eben jetzt erhebt sich aber an Stelle dieses armseligen Gotteshauses eine gotische Kirche. Wer unermüdlich tätig war bei diesem Kirchenbau und einen großen Teil der gesamten Kosten allein trägt, ist unser Holzhändler, der alljährlich auch eine Wallfahrt macht nach Maria Zell bei Hasle.

Und was den Kulturkampf betrifft, so illustrierte er mir die jetzige Lage desselben in einem Bilde, das nicht besser gedacht werden könnte: „Die liberalen Herren, groß und klein, sind mit ihren Gesetzen gegen die katholische Kirche eine hohe Leiter hinaufgestiegen. Höher und immer höher ging das Steigen. Jetzt auf einmal sind oben die Sprossen der Leiter ausgegangen; vergebens langen die Herren noch weiter: es geht nimmer. Die Leiter heruntersteigen wollen sie auch noch nicht, und so hängen sie ratlos oben, und unten steht das Volk und sieht die Herren zappeln."

Unter diesen und ähnlichen zahllosen, trefflichen Reden des verständigen Mannes hatten wir die eigentliche Schwarzwaldbahn erreicht, und durch die Felsen, vorüber an den Waldesschluchten, Hütten und Dörfchen ging's hinab ins mildfreundliche Kinzigtal. Jetzt wandte ich meine Blicke und Gedanken der Außenwelt zu, und unser Reden verstummte.

Aber ehe ich Abschied nehme von dem genialen Volksmann aus Oberweier, Abschied für immer, denn wir sahen uns nie mehr, will ich noch eins sagen.

Sein Geschäft erweiterte sich immer mehr, je größer seine zahlreichen Söhne wurden und ihm im Geschäft mithalfen.

Und heute, im 20. Jahrhundert, ist die Firma der Gebrüder Himmelsbach mit dem Zentralsitz in Freiburg eine Weltfirma, die ihre Eisenbahnschwellen und ihre Telegraphen-, Telephon- und Elektrizitätsstangen in alle Welt liefert.

Der Generalstabschef der Firma ist einer der jüngern Söhne, Georg, ein Urbild von Energie und gesundem Menschenverstand. Auf ihn, der sich geistig nur langsam entwickelte, wie alle tiefern Talente, hielt der Vater in der ersten Knabenzeit am wenigsten.

Eines Tages in den sechziger Jahren, der Knabe war etwa 12 Jahre alt, mußte er dem Vater, der auch seine Landwirtschaft erweitert hatte, helfen beim z'Ackerfahren (Pflügen). Da, während der Junge auf dem Pferd saß und der Pflug, hinter dem der Vater stand, durch die Furchen ging, fragte der Alte: „Georg! Wenn ein Tannenbaum 30 Kubikschuh mißt und der Kubikschuh 15 Kreuzer kostet, wie viele Gulden kostet der ganze Baum?" Da der Sohn die Rechnung nicht gleich praktisch löste, warf ihm der Vater eine Handvoll Ackererde auf den Kopf. Und so ging es fort, bis der Kleine des Vaters praktische Art zu rechnen begriff und die Aufgaben richtig löste.

Am Nachmittag schickte er ihn als Holzsteigerer mit guten Unterweisungen in den benachbarten Friesenheimer Wald und

zur großen Zufriedenheit des Vaters steigerte der Knabe über 400 Stämme.

Fortan schickte ihn der Vater zu allen Steigerungen der Umgegend und freute sich mehr und mehr seiner Klugheit.

Und jetzt ist, wie gesagt, der Georg der geistige Leiter der Firma und hat selbst Fabriken für Teerprodukte, die er zur Imprägnierung der Eisenbahnschwellen braucht, in Frankreich und Belgien um billiges Geld erworben und eingerichtet und kauft Waldungen mit Tausenden von Morgen in Rußland, Galizien, Deutschland und Frankreich.

Wenn ich aber seinen Söhnen einen Rat geben dürfte und sie ihn befolgen würden, so müßten sie ihrem Vater vor dem kleinen Häuschen in Oberweier, in welchem er seinen Familienstand anfing, eine Statue aus Erz errichten. Denn die Gründer von Weltfirmen sind in meinen Augen mehr wert, als die Gründer von Weltreichen. Die ersteren verdanken ihr Dasein stiller, friedlicher Arbeit, die Weltreiche aber sind entstanden durch Blut und Eisen. —

Am Ausgange der Schwarzwaldbahn aus den wildesten Bergen, da, wo sie eben erst ins Tal herabgestiegen, liegt mein Heimatstädtchen. Ringsum erinnert jedes Stück Landes, jeder Wald und jede Wiese, jedes Bächlein und jede Windung des Flusses an die Tage meiner Kindheit. Ihnen allen sandte ich jetzt meine Grüße zu, und in stillem Denken überzog meine Seele die Vergänglichkeit unseres Lebens. Da lagen die hohen Tannenwälder, die ich als Knabe durchzogen, Vogelnester suchend oder nach jungen Eichhörnchen spähend; hier breiteten sich die grünen Matten aus, auf denen ich als Hirtenknabe einst fungiert, Äpfel bratend und Kartoffelsuppe kochend, auch Mäuse fangend zum Zeitvertreib.

Dort, jenseits des Flusses, schauen noch die alten Strohhütten mir wohlbekannter Bauernfamilien herüber. Väter und Mütter, bei denen ich einst als Knabe aus- und einging, glücklich ob der geschenkten Nüsse, der getrunkenen süßen

Milch oder des genossenen Honigs, sind längst dahin, die Kinder sind an ihre Stelle gerückt. Ich selbst bin ins Mannesalter getreten, und weit, weit hinter mir liegt jene selige, dreifach selige Kindeszeit mit ihren bescheidenen Wünschen und ihrem stillen Lebensglück.

Alles, alles ist gleich geblieben! so rief's heute in mir; Berg und Tal, Wald und Feld, Flur und Natur — nur du, einst mitten unter ihnen ein heiterer Knabe, du bist alt und ernst geworden und ziehst an den Matten und Auen, auf denen friedlich du „gehütet", schuldlos du gegangen, vorüber heute — das Herz voll von den Kämpfen des Lebens, voll von den Kämpfen einer ruhelosen Zeit, voll von den bittersten Erfahrungen! Und wer war glücklicher, der Reichstagskandidat von heute — oder das Hirtenbüblein von damals, das abends seine Tiere vors väterliche Haus trieb von diesen Matten weg und über und über zufrieden war, wenn Vater oder Mutter, vor dem Hause stehend, es lobten, weil die Kühe voll geweidet waren!? —

Unnennbares Heimweh nach jener goldenen Zeit wachte in mir auf, da ich in Dampfeseile an den Tälern und Bergen der Heimat vorüberzog, bis ich diese heute selbst erreichte und ausstieg, um einen halben Tag im elterlichen Hause zu verbringen, aus dem Vater und Mutter leider schon lange fortgegangen sind in die Ewigkeit.

Ich komme nicht oft in meine Heimat. So oft ich aber komme, so ist der Aufenthalt mir fast stets ein wehmütiger. Alles, Land und Leute, stimmt mich melancholisch, weil alles unwillkürlich anklingt an die vergangene, glückselige Jugendzeit. Da sind die Gefährten der fröhlichen Knabenzeit, alt geworden mit mir; da sind die Gräber der Eltern auf dem stillen Kirchhof am Walde; und die Gräber so vieler, die ich gekannt im Leben; da sind die Straßen und Gassen, durch die der lustige Knabe und der wilde „Student" gezogen, bei Sonnenschein und Mondlicht. Aber andere Menschen schauen aus den Fenstern:

Andere Menschen aller Orten,
Bin in der Heimat fremd geworden.

So wandle ich, wenn auch anscheinend heiter, doch im Innern tief bewegt, unter Freunden und Bekannten durch die Straßen und Fluren. —

Der ganze Zug meiner Seele neigt überhaupt weit mehr zur Elegie als zum Humor. Und doch lesen so viele Menschen aus meinen Büchern einen „unverwüstlichen Humor" heraus und erbauen sich an meiner Heiterkeit. Aber es ist viel größeren Geistern so gegangen, wie mir, und ich nenne in dieser mir so sympathischen Richtung unseren unübertroffenen Eichendorff. Er hat diese Seelenstimmung seiner sonst so heiteren, frohen Natur einmal wunderbar schön wiedergegeben in dem Gedichte, das er „Wehmut" überschrieben:

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut.
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Und ein andermal singt er:

Sage mir, mein Herz, was willst du?
Unstet schweift dein bunter Will';
Manches andre Herz wohl stillst du,
Nur du selbst wirst niemals still.

Eben wenn ich munter singe,
Um die Angst mir zu zerstreu'n,
Ruh und Frieden Manchem bringe,
Daß sich Viele still erfreu'n:

Faßt mich erst recht tief Verlangen
Nach viel and'rer bess'rer Lust,
Die die Töne nicht erlangen —
Ach, wer sprengt die müde Brust!

Doch ich wollte ja eine Humoreske schreiben, und nun bin ich mitten in die Elegie hineingekommen. Aber untersuchen wir einmal, was denn ein Humorist eigentlich für ein Ding ist.

Es gibt in bezug auf Weltanschauung dreierlei Menschen. Die einen stehen über der Welt, die anderen hängen in der Mitte; sie sind halb Welt-, halb Himmelskinder und die dritten stehen voll und ganz in der Welt. In die zweite Klasse fallen die Humoristen. Der wahre, erhabene Mensch, religiös Heiliger, philosophisch Weiser genannt, steht über der Welt und ihrem Getriebe, er hat die Wertlosigkeit und Armseligkeit des Lebens erkannt und seinen Willen an dieser Erkenntnis entzündet. Die rechte Weltanschauung ist bei diesen seltenen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Es gibt aber sehr viele denkende Menschen, die im Geiste dasselbe erkennen, wie die echten Weisen und Heiligen, daß nämlich die Welt keine Befriedigung bietet und wir hienieden nie finden, was unsere Seele sucht. Aber dies ihr Erkennen hält den Willen nicht gefangen; im nächsten Augenblick werfen sie sich wieder begierdevoll der theoretisch verschmähten Welt in die Arme. Sie können sich auf der Höhe, auf welcher der Weise und der Heilige stehen, nicht dauernd halten. Und das sind die Humoristen. Die dritte Klasse sind die gedankenlosen Weltmenschen, die zufrieden in den Tag und in die Welt hineinleben, solange die Geschäfte nicht stocken, das Braunbier geratet, Brot und Fleisch nicht zu hohe Preise bekommen

und auch die Stücke im Theater noch „gut gegeben" werden. Sie sind die Optimisten, die billigen Denker, während die Humoristen ausgesprochenem Pessimismus huldigen.

Ganz vortrefflich hat ein neuerer, wenig gekannter Philosoph, Mainländer, diese drei Klassen der Menschheit geschildert. Sein Buch „Philosophie der Erlösung" ist sonst ein wunderlich Ding, aber was er über die Menschen und namentlich über die Humoristen vom philosophischen Standpunkt aus sagt, ist ganz vortrefflich. Hören wir ihn: „Der gewöhnliche Mensch geht ganz im Leben auf; er zerbricht sich nicht den Kopf über die Welt, er fragt sich weder: woher komme ich? noch wohin gehe ich? Er hat seine irdischen Ziele immer fest im Auge. Der Weise, auf der anderen Seite, lebt in einer engen Sphäre, die er selbst um sich gezogen hat, und ist klar über sich und die Welt geworden. Jeder von beiden ruht fest auf sich selbst. Nicht so der Humorist. Er hat den Frieden des Weisen gekostet; er hat die Seligkeit eines erhabenen Zustandes empfunden; er ist Gast gewesen an der Tafel der Götter; er hat gelebt in einem Äther von durchsichtiger Klarheit. Und dennoch zieht ihn eine unwiderstehliche Gewalt zurück in die Welt. Er entflieht ihr, weil er nur ein einziges Streben, das Streben nach der Ruhe des Grabes billigen kann, und alles andere als Torheit verwerfen muß. Aber immer und immer wieder locken ihn die Sirenen zurück in den Strudel, und er tanzt und hüpft im Weltleben, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Herzen."

„Man kann ihn das Kind eines Engels und einer Tochter der Welt nennen. Er gehört zwei Welten an, weil ihm die Kraft fehlt, einer von ihnen zu entsagen. Im Festsaale der Götter stört seine reine Freude ein Ruf von unten, und wirft er sich unten der Lust in die Arme, so vergällt ihm die Sehnsucht nach oben den reinen Genuß. So wird sein Dämon hin- und hergeworfen und fühlt sich wie zerrissen. Die Grundstimmung des Humoristen ist Unlust."

„Aber, was in ihm nicht weicht und wankt, was felsenfest steht, was er ergriffen hat und nicht mehr losläßt, das ist die Erkenntnis, daß der Tod dem Leben vorzuziehen, daß der Tag des Todes besser als der Tag der Geburt ist."

„Allein er ist kein Weiser, noch weniger ein weiser Held, aber er ist dafür derjenige, welcher die Größe dieser Edeln, die Erhabenheit ihres Charakters voll und ganz erkennt, und das selige Gefühl, das sie erfüllt, ganz und voll nachfühlt. Er trägt sie als Ideal in sich und weiß, daß er, weil er ein Mensch ist, in sich das Ideal verwirklichen kann, wenn — ja wenn ‚die Sonne günstig steht zum Gruße der Planeten'."

„Hieran und an der festen Erkenntnis, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, richtet er sich aus seiner Unlust auf und erhebt sich über sich selbst. Nun ist er frei von der Unlust, und jetzt, was sehr zu beachten ist, wird ihm der eigene Zustand, dem er entronnen ist, — gegenständlich. Er mißt ihn an dem Zustand seines Ideals und belächelt die Torheit seiner Halbheit; denn das Lachen entsteht allemal, wenn wir eine Diskrepanz entdecken, d. h. wenn wir irgend etwas an einem geistigen Maßstabe messen, und es zu kurz oder zu lang finden. In die geniale Relation zu seinem eigenen Zustande getreten, verliert er jedoch nicht aus dem Auge, daß er in die belächelte Torheit bald wieder zurückfallen wird, weil er die Macht seiner Liebe zur Welt kennt, und so lacht nur das eine Auge, das andere weint. Nun scherzt der Mund, während das Herz blutet und brechen möchte, nun verbirgt sich unter der Maske der Heiterkeit der tiefste Ernst."

„Der Humor ist demnach eine sehr merkwürdige und ganz eigentümliche Doppelbewegung. Ihr erster Teil ist ein unlustvolles Hin- und Herschwanken zwischen zwei Welten, und ihr zweiter Teil kein rein kontemplativer Zustand. Auch in ihm schwankt der Wille zwischen der vollen Freiheit von Unlust und tränenvoller Wehmut."

„Das gleiche ist der Fall, wenn der Humorist in die

Welt blickt. An jede Erscheinung legt er still sein Ideal an, und keine deckt dasselbe. Da muß er lächeln. Aber alsbald erinnert er sich, wie mächtig das Leben anlockt, wie unsagbar schwer es ist, ihm zu entsagen, da wir ja alle durch und durch hungriger Wille zum Leben sind. Nun denkt, spricht oder schreibt er über andere ebenso köstlich milde, wie er sich beurteilt, und mit Tränen in den Augen, lächelnd, scherzend, mit zuckenden Lippen, bricht ihm fast das Herz vor Mitleid mit den Menschen."

„‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an.' Da der Humor in jedem Charakter, jedem Temperament auftreten kann, so wird er immer von individueller Färbung sein. Ich erinnere an den sentimentalen Sterne, den zerrissenen Heine, den trockenen Shakespeare, den gemütvollen Jean Paul und den ritterlichen Cervantes."

„Es ist klar, daß der Humorist mehr als irgend ein anderer Sterblicher dazu geeignet ist, ein echter Weiser zu werden. Zündet einmal die unverlierbare Erkenntnis auf irgend eine Art im Willen, so flieht der Scherz von den lächelnden Lippen und beide Augen werden ernst. Dann kann der Humorist zum vollen Helden und Weisen werden."

Diese psychologisch äußerst gelungene Darlegung Mainländers ließe sich leicht ins positiv Christliche übertragen — bis auf die „Ruhe im Grabe". Unter dieser versteht der Schüler Schopenhauers die jetzt so beliebt werdende Nirwana, das Aufgehen im Nichts, um der „kalten, blutigen, qualvollen Welt" zu entgehen.

Sie ist nach der Lehre der Inder die höchste Belohnung des Menschen, ein Zustand, in welchem es „weder Geburt, noch Alter, noch Krankheit, noch Tod" gibt. Natürlich, denn die Nirwana ist das Eingehen in das absolute Nichts.[1] Und dieses Nichts ist es, was dem ungläubigen Gebildeten unserer Zeit den Buddhismus so willkommen macht, daß es jetzt

[1] In neuester Zeit streitet man sich übrigens darüber, ob Buddha mit der Nirwana nicht auch ein besseres Leben gemeint habe.

zum guten Ton gehört, eine Art Bildung ist, am Ende des 19. Jahrhunderts, den „Katechismus" des Buddha zu studieren und über den christlichen Katechismus zu spotten.

Dazu sprudelt der Buddhismus über vom „Mitleid", von „Humanität", und weil wir in unseren Tagen in einem ganzen Meer von Humanität schwimmen, während Rohheit und Verwilderung der Massen wie Felsenriffe ringsum aus diesem Ozean der Humanität sich erheben, — darum ist es jetzt auch Mode geworden, für den Buddhismus zu schwärmen und das Christentum zu verachten.

Dieser Buddhismus hat noch gefehlt, um die täglich wachsende Selbstmordmanie zu steigern. Buddha erklärte den Selbstmord für außerordentlich verdienstlich und riet ihn unbedingt an. Diejenigen seien seine wahren Jünger, sagte er, die sich sofort vom Leben befreiten, um in die Nirwana zu kommen. Nur seine Priester sollten es nicht tun, sie sollten sich aus Mitleid mit den anderen Menschen noch einige Zeit vom Frieden des Todes ferne halten, um ihnen seine beseligende Lehre, den Weg nach der Nirwana zeigen zu können.

Humanitätsdusel und Selbstmord als Verdienst — eine solche Lehre wird in unseren Tagen viele Anhänger finden, und sie hat sie bereits gefunden. Und das Christentum mit seiner Unsterblichkeit der Seele, seiner Vergeltung im Jenseits, seinen Reden von der Rute der Züchtigung und vom Schwerte der Obrigkeit, es paßt nicht mehr für unsere modernen „Buddhisten", sie suchen ihr Heil in der Nirwana. Ja, die Nirwana auf allen Gebieten des sittlichen und sozialen Lebens, sie wird nicht fehlen. Die „Auflösung" wird kommen, um dann der europäischen Welt den christlichen Katechismus wieder in die Hände zu drücken.

Ich merke jetzt erst, daß ich in die Religionsphilosophie gekommen bin. Aber so macht's, wie wir ihn eben gezeichnet, der Humorist.

Darum zurück zu den Philosophen meiner Heimat.

Ich gehe da, wo ich wohne, das ganze Jahr nie in ein Wirtshaus. Sobald ich aber heimkomme, wohne ich nicht nur im elterlichen Gasthaus, sondern suche auch alsbald eines der alten Lokale des Städtchens auf, in denen einst der bier-vertilgende Studio sein Standquartier gehabt und die alle reich sind an Erinnerungen. So auch am Abend meiner Ankunft.

Die Bürger meiner Heimat sind, was Essen und Trinken anbetrifft, gute Deutsche und sonst auch rechtschaffene Patrioten, trotzdem sie anno 48 und 49 nicht wenig „gefreischärlet" haben. Allein die alten Achtundvierziger sind ja jetzt im Deutschen Reiche die hervorragendsten und edelsten „Reichsfreunde". Politisieren und Biertrinken gehört zusammen, und beides üben allabendlich viele meiner „Mitbürger". Deshalb traf ich am heutigen Abend gar manchen in der Bierstube.

Es ist mir jeweils ein ordentliches Vergnügen, mich unter meine Jugendgenossen zu setzen und ruhig ihren Gedankengang anzuhören. Und wenn ich dann merke, wie „billig denkend" der deutsche Bürger und Handwerker in einem Kleinstädtchen spricht, so kommt mir immer die Entschuldigung, indem ich mir sage: „Du würdest um kein Haar gescheiter reden, als diese Leute, wenn du, wie sie, daheimgeblieben und ein ehrsamer Bürgersmann geworden wärest." Und ich weiß nicht, soll ich es für ein Glück oder für ein Unglück halten, daß ich mehr weiß und „gescheiter" reden kann, als meine Kameraden, welche nur die Volksschule abgesessen haben. Wenn ich's genau überlege, so glaube ich, daß der Bauer, welcher auf einem recht einsamen, abgelegenen Hofe des Schwarzwaldes wohnt, notdürftig lesen und schreiben kann, den kleinen Katechismus in Kopf und Herz hat und von dem Leben und Treiben der Welt so wenig weiß, als seine Hauskatze, daß der der glücklichste Mann sein muß.

Wie im Bezirke Offenburg, so war natürlich, wie über-

all, auch Reichstagswahl im oberen Kinzigtal, das aber nicht zu dem mir zugedachten Wahlkreis gehörte. Die Haslacher waren deshalb in den Bierhäusern rührig in Wahlreden.

Damals waren die Bürger in ihrer Majorität noch liberal. Erst die Kapuzinerfrage hat die „Schwarzen" obenauf gebracht. Und an jenem Abend fehlte es nicht an Stichelreden von den anderen Tischen her, als sie einen Zentrumskandidaten in der Nähe wußten. Einer meinte: „Wir Haslacher gehen nicht nach Kanossa!" Und doch war ich, ein Haslacher, kaum ein Jahr zuvor dort gewesen, und seitdem ist schon mancher in und um, vor und hinter Haslach nach Kanossa gegangen, das heißt er hat dem Kulturkampf Adieu gesagt. Aber derartige Phrasen merkt sich der deutsche Philister am liebsten. Ein anderer Haslacher äußerte: „Ich wähle gar nicht. Die Schwarzen und die Liberalen versprechen einem, wenn's ans Wählen geht, alles, und wenn's fertig ist, hält keine Partei, was sie versprochen hat."

Das war das einzige Wort der Weisheit, das ich an diesem Abend als stiller Zuhörer vernommen. Es liegt ein groß Stück Wahrheit in dem Satze. Wie viele Volksversammlungen habe ich schon gehalten! Was wird dabei dem Bürger und Bauer alles vorgeredet über Ersparnisse im Staatshaushalt, über Eisenbahnen, Amtsgerichte, Herabsetzung der militärischen Dienstzeit! Alles in bester Absicht. Und trotz all der Verheißungen aller Parteien zahlen die Bauern jedes Jahr mehr Steuern, dienen die Soldaten drei Jahre in der Kaserne, fahren die Eisenbahnen, wohin der Regierungs- und Parteiwind weht, und im großen und ganzen ist alles beim alten.

Manchmal, wenn wir in den letztvergangenen Jahren vom Landtag aus in verschiedene Gegenden zogen, um Volksversammlungen zu halten, sagte ich zu einem oder dem anderen meiner Kollegen: „Jetzt geht man wieder hinaus, verspricht mit dem besten Willen seinen Bauern alles mögliche und kann nichts halten."

Eine einzige Ausnahme auf kirchenpolitischem Gebiet hat das Zentrum in Preußen gemacht. Man mag über das Zentrum einer Ansicht sein, welcher man will, eines ist sicher, es hat in Preußen den Sieg davongetragen über den Kulturkampf. Und dies Beispiel muß man sich überall da merken, wo noch in Kulturkampf gemacht wird.

In sozialer und ökonomischer Hinsicht wird das Eldorado, das man so oft den Leuten vormacht, nie kommen; denn das Steuerzahlen, das Soldatwerden, das Arbeiten und Arbeitgeben wird sich nicht viel ändern lassen, und politische Freiheiten haben wir in mancher Hinsicht nur zu viele; aber auf dem Gebiete der religiösen Freiheit läßt sich noch manches ändern und erkämpfen. Man muß und wird es noch dahin bringen, daß im Deutschen Reich jeder nach seiner Art für den Himmel sorgen kann, und der Kapuziner die gleiche Freiheit hat, wie der Weltmensch, zu leben nach seinem Geschmacke und Gutbefinden.

2.

In Offenburg schlug ich am Morgen des andern Tags mein Hauptquartier auf für die Wahlkampagne. Wie friedlich sah es diesmal aus in der Kinzigstadt, wenn ich damit meinen Einzug am Dreikönigstag 1874 verglich! Damals gingen die Wogen des Kampfes gegen den Ultramontanismus am höchsten.

Ich hatte auf den 6. Januar eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Es war die erste katholische Versammlung in einer Stadt, die seit 1848 ein Hauptort für liberale Parteitage gewesen war. Darum wollte man eine ultramontane Versammlung nicht dulden. Offen ward in den Tagesblättern und an den Straßenecken der Stadt aufgefordert, die „offene Burg“ den Ultramontanen zu verschließen und die Ehre der Stadt nicht beflecken zu lassen durch eine Zusammenkunft von „Reichsfeinden“ und „finsteren Römlingen“.

Allgemein fürchtete man im Tal, der Tag von Offenburg werde ein Schlachttag und wie zehn Jahre zuvor in Mannheim „Schwarzwildpret“ ausgehauen werden.

Ich hatte am Vorabend in Haslach, wo ich die Landtagsferien zugebracht, beim „Baier“ eine Wahlrede zugunsten meines Freundes, des Pfarrers Förderer von Lahr gehalten, der im oberen Bezirk kandidierte. Elend und abgearbeitet war ich schon vom Landtag her, und in der Nacht bekam ich so heftiges, stundenlanges Nasenbluten, daß es mir todangst wurde, weniger wegen des Blutens, als weil ich in der Frühe nach Offenburg fahren und reden sollte.

Die Leute hätten glauben können, ich sei, wenn ich nicht gekommen wäre, aus Furcht weggeblieben, da seit mehreren Tagen überall bekannt war, daß die Liberalen von Offenburg uns dort nicht dulden wollten. Mein Unwohlsein hätte man so allgemein als Kanonenfieber auslegen können. Was tun?

In aller Frühe ließ ich den Dr. Heptig kommen, und sagte ihm: „Doktor, ich m u ß heute nach Offenburg. Machen Sie doch, daß ich gehen und reden kann; sonst bin ich blamiert.“

Ich sehe jetzt erst ein, wie töricht der Mensch oft eine Blamage fürchtet, weit mehr als die Zerstörung seiner Gesundheit. Aber wir Menschen sind eben fast ausnahmslos von einer so unsagbaren Eitelkeit befangen, daß wir solche „Blamagen“, das heißt Bloßstellung unserer geistigen und sittlichen Qualitäten, auch in geringstem Maße, um jeden Preis vermeiden wollen.

Der Arzt untersuchte mich, erklärte das Übel als Folge von Überanstrengung und meinte, da ich organisch gesund sei, die Rede in Offenburg riskieren zu können, wenn ich jede Stunde sechs Tropfen Digitalis nähme.

Mit einem Fläschchen dieser giftigen, grünen Flüssigkeit fuhr ich, blaß wie eine Leiche, das Tal hinab, Offenburg zu.

Wenn der Deutsche hört, daß es irgendwo Krawall geben soll, da drängt ihn schon die Neugierde hin. Und so

kam es, daß die Bauern massenhaft an allen Stationen in den Zug einstiegen, um wenigstens die „Schlacht“ von Offenburg gesehen zu haben.

Hier ging die Luft schwül. Am Bahnhof standen die katholischen Parteihäupter der Stadt, verstört und so blaß, wie der ausgeblutete Kandidat. Es gebe ernstlichen Spektakel heute, berichteten sie mir leise. Einer oder der andere entschuldigte sich auch, daß er die Versammlung nicht mitmachen könne, weil er seiner Frau eidlich habe versprechen müssen, sofort nach meiner Begrüßung nach Hause zu kommen.

Ich wies ruhig auf die vielen Bauern hin, die mit mir aus dem Tale gekommen und die schließlich so gute Fäuste hätten, wie die Offenburger.

Und als ich gar vor den Bahnhof hinauskam und die Masse von Bauern aus dem Ried und dem Rebgebirge sah, deren entschiedene Gesinnung ich als ihr Vertreter im Landtag wohl kannte, da wich in mir jedes Bedenken, den Einmarsch in die Stadt zu wagen.

An der Spitze von gut dreitausend Bauern zog der leichenblasse Kandidat unter seinem großen Hut durch die Hauptstraße ein. Alle Fenster bis auf die Dächer hinauf waren dicht besetzt von Neugierigen, vorab weiblichen Geschlechtes, die dem Kampfe zusehen wollten.

Ungestört rückten wir in den großen Dreikönigsaal ein. Der Führer der Liberalen, Rechtsanwalt Bumiller, erschien und erklärte, „mit seinen Gesinnungsgenossen der Versammlung, die nicht gestört werden sollte, anwohnen zu wollen“. Die Bauern, die so mannesmutig hinter mir dreingeschritten, hatten zweifellos „beruhigend“ gewirkt. Kurz vor Beginn meiner Kandidatenrede war Lindau von Heidelberg gekommen. Die Nachricht, es sollte scharf hergehen in Offenburg, hatte ihn schnell noch bewogen, unerwartet auf dem Platze zu erscheinen.

Ich sprach meinem elenden Gesundheitszustand angepaßt und auch, weil ich das Feuer nicht schüren wollte, ge-

mäßigt. Lindau aber zog scharf über den Liberalismus her, und es hätte wenig gefehlt, so wäre es zum Kampfe gekommen. In anerkennungswerter Weise mahnte der liberale Führer seine Leute zur Ruhe, und die riesengroße Versammlung verlief ohne größere Störung.

Alle Katholiken aber hatten eine große Freude, daß der Tag so gelungen. Die Offenburger gründeten am gleichen Abend ihren katholischen Männerverein. Die Liberalen aber wurden, wie man hörte, von ihren Frauen vielfach ausgelacht, weil sie nach so bedrohlichen Abwehrgelüsten — die Ultramontanen doch hatten müssen gewähren lassen. Ich zog am Abend mit meinem Digitalisfläschchen nach Karlsruhe.

Hier hatten die Vinzentiusschwestern, bei denen ich wohnte, mir in meinem Zimmer einen kleinen Christbaum angezündet, um mich mit einer Weihnachtsfreude zu überraschen. Es ist mir im Leben noch nie ein Kontrast schärfer vor die Seele getreten, als der an jenem Abend. Aus wilder, gährender Volksversammlung herauskommend, stand plötzlich vor mir im stillen Zimmer eines Krankenhauses ein friedlich strahlender Christbaum und rings um ihn die Töchter des heiligen Vinzenz, diese Engel des Friedens und der Nächstenliebe.

Wenige Tage darauf kam die Entscheidung. Ich fiel 1874 bei der Wahl durch mit Hilfe der gleichen Kräfte, die anno 1877 den Ausschlag gegen mich gaben. Und von dieser Kandidatur wollte ich eigentlich erzählen.

Die Wogen gingen drei Jahre später nicht mehr so hoch. Am Bahnhof standen, als ich von Hasle daher gefahren kam, die gleichen Männer, wie damals, aber nicht mehr verstört und blaß und angstvoll und von den Weibern verhetzt. Ich nahm für einige Tage Quartier in einem alten Patrizierhaus der Stadt, bei meinem Freunde Josef Gottwald.

Freund Josef, mein Hausherr, einst, zu gleicher Zeit mit mir auf der Universität, fideler Studio, jetzt weinreicher Ökonom und Stadtrat, hat ungefähr so viele Eigenheiten

oder noch einige mehr, als ich. Aber trotzdem nach dem bekannten Sprichwort zwei scharfe Steine nicht gut zusammenmahlen, kommen wir beide doch vortrefflich aus, und der Josef gehört mit zu meinen liebsten Freunden. Ich habe diesmal in seinem Hause nach des Tages harten Kandidatenmühen die angenehmsten Stunden erlebt. Indes nicht der launische Josef allein ist das Kleinod seines Heims; es überstrahlt ihn weit seine vortreffliche Frau.

Wer von den Lesern mein Buch über Italien kennen gelernt hat, weiß, daß ich den Frauen nicht leicht Komplimente mache. Aber ein solches Muster von Sanftmut, Geduld und Bescheidenheit habe ich noch nicht gefunden, wie die Frau Gottwald in Offenburg, welche in diesen Tagen nicht nur ihres Mannes, sondern auch des unruhigen Gastes lautes Wesen bis in die späteste Nacht zu ertragen hatte. Ich weiß nicht, was schon alles aus dem ebenso liebenswürdig als unliebenswürdig sein könnenden Josef geworden wäre ohne diese stille Hausperle. Es hätte vielleicht, um mit ihm zu reden, schon „manch Unglück gegeben".

Hier kam ich zum ersten Male so recht zur Einsicht, was eine Frau eigentlich für ein Glück sein kann — unter Umständen. Möge die brave Frau Gottwald meine wenigen Worte hier als einen kleinen Denkstein betrachten, den ich ihr setze für die vielen unruhigen Augenblicke, welche ihr der „Reichstagskandidat" ins Haus gebracht hat. —

Es war wieder der Dreikönigstag, ein heller, warmer Wintertag, an dem ich meinen ersten Ausfall machte ins Gebiet meiner Wähler, hinein in die Berge des Renchtales. Eine Eisenbahn führt seit kurzem in dieses liebliche Schwarzwaldtal und die brachte mich bald an Ort und Stelle. Einsam steht hinter dem Städtchen Oppenau zwischen steilen Bergen in engem Taleinschnitt ein großes Bauernwirtshaus, ein Mittel- und Sammelpunkt für die zerstreuten Talbewohner. „Zum Finken" lautet sein Schild. Gar passend ist dieser Name in einem Tale, wo in des Winters rauher

Zeit der Bergfink allein noch ans Fenster pickt und den vereinsamten Bauer um Brot bittet.

Im „Finken" in Ibach sollt' auch ich heute mein Programm pfeifen — den Waldbauern in roter Weste und langem Zwilch- oder rot gefüttertem Tuchrocke erzählen von des Deutschen Reiches politischen Zuständen. Aber nicht allein die Talbauern waren da, sondern auch aus dem benachbarten Amtsstädtchen Oberkirch das ganze Amtsgericht, Amtsrichter nebst Schreiber und ein Gefolge aller liberalen Städtchenphilister. Unter sotanen Umständen wurde dem Kandidaten seine Rolle insofern erschwert, als es nicht leicht war, vor diesem Auditorium die Sache — gefahrlos zu besprechen. Denn in Deutschland ist

Mit des Geschickes Mächten
Kein ewiger Bund zu flechten —
Und der Staatsanwalt schreitet schnell.

Ferner sind liberale Zuhörer in der Regel sehr klassische Zeugen, wenn es gegen unsereinen geht, was wir schon des öfteren an uns selbst erfahren. Ich verlegte mich deshalb auf das „ridentem dicere verum" — und versuchte lachend die Wahrheit zu sagen. Obwohl mehr denn einmal unterbrochen von liberalem Widerspruch, war der Beifall der Bauern um so kräftiger. Und als am Ende des Liedes ein Bäuerlein sich erhob und die unruhigen liberalen Herren zur Gegenrede aufforderte, sie aber beharrlich schwiegen, da waren die Lacher erst recht auf meiner Seite, und die Versammlung verlief, um die stehende Redensart zu gebrauchen, glänzend — glänzender, als die eigentliche Wahl.

Als ich abends aus dem Tal herausgefahren und auf die Station Appenweier, die große Haltestelle vor Straßburg, gekommen war, traf ich den Freund Weiß, den Pfarrherrn des benachbarten Dorfes Urloffen. Er hatte in Appenweier für meine Kandidatur eine sehr erregte Versammlung gehalten. Er selbst war noch voll Feuer. Sobald eine Wahl

in der Nähe ist, bekommt der eifrige Herr ein wahres Wahlfieber; sein Puls zählt ständig über 80 und seine sanft geröteten Wangen werden hochrot. Bald da, bald dort in der Umgegend taucht der Pfarrer von Urloffen auf mit seinem verblaßten Zylinder und dem unvermeidlichen Rohrstock und macht — in Wahlen.

Bei ihm traf ich heute einen jungen katholischen Advokaten aus der badischen Residenz. Er hatte in der Versammlung zu Appenweier ebenfalls reden wollen, war aber zu spät angelangt und jetzt etwas aufgeregt, daß er nicht mehr zum Worte gekommen. Ich begriff seinen Ärger; denn eine unterdrückte Wahlrede stört die Verdauung auf mehrere Tage. Ich lud ihn ein, mich morgen zu begleiten und seine Rede dann loszulassen; allein er war und blieb verstimmt und reiste mit dem Zuge landabwärts, und ich aufwärts in mein Standquartier.

Der Josef hatte heute ebenfalls zu meinen Gunsten in dem Dorfe Durbach getagt und brachte die besten Berichte von seiner Tagung. So saßen wir denn am Abend in seiner Stube und erholten uns beim Bier, das wir in der Nähe bei dem demokratischen Bierwirt, dem Geiger, einem heitern Biedermann, holen ließen.

Wir sind nicht mehr beim ersten Glas;
Drum kommen wir an dies und das.
Die lustigen — Volksredner.

Honny soit qui mal y pense! Von des Tages Mühen ward kein Wort mehr gesprochen, alle Politik hörte auf, und die Gemütlichkeit nahm alles in Anspruch. So ging's auch die folgenden Abende. Die gute Frau Gottwald aber wird wünschen, es möge nie mehr eine Reichstagswahl sein, oder der Kandidat wenigstens wo anders logieren.

Der Dreikönigstag war 1877 auf einen Samstag gefallen und demgemäß am folgenden Tage Sonntag. Ich hatte auf diesen Tag große Versammlung in Schutterwald

ausgeschrieben. Mein Freund hatte mir seinen Wagen zur Verfügung gestellt, er selbst ging nach dem benachbarten Dorfe Elgersweier, um ebenfalls zu tun, was ich tat. Mich begleiteten zwei alte Herren, die seit den sechs Jahren, da ich in der Gegend als Volksredner auftrete, stets bei mir gewesen waren, — Huber, der biedere, weitberühmte badische Bienenvater, ehedem Bahnverwalter und Herr Castell, der reiche, zur Ruhe eingegangene Kaufherr, der noch mit meiner Großmutter in Geschäftsverbindung gestanden, beide die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit — zu Pferd; Männer, mit denen ich die Welt bereisen möchte, umsomehr, als ich dabei sehr wohlfeil wegkäme.

Ehe es aber heute abging, hatte ich noch im Hause des Stadtpfarrers Pelissier ein Diner mitzumachen, zu welchem nicht der Pfarrer sondern seine Haushälterin mich eingeladen hatte. Um jedes Mißverständnis zu beseitigen, muß ich bemerken, daß genanntes Fräulein nahezu siebzig Jahre alt und eine Verehrerin meiner — Schriften ist. Die alte Dame, Kaiser ist der Geschlechtsname, ist Naturdichterin, sehr gewandt in Rede und Feder, ein halber Blaustrumpf, aber doch noch voll Sinn fürs praktische Leben

Hiefür nur einen kleinen, aber schlagenden Beleg: Ich habe die alte Dame, die mich zu sehen gewünscht, im vergangenen Spätherbst einmal anläßlich der Landtagswahl, die mich nach Offenburg geführt, schnell besucht. Sie war, was selten vorkommen wird, „entzückt" von meinem Buche über Italien und fragte mich, mit was sie mir eine Freude machen könne für den Genuß, den ich ihr bereitet. — „Stricken Sie mir," meinte ich, „ein Paar Strümpfe!" Gesagt, getan! Wenige Wochen später erhalte ich weiche, feine, blaurote Socken, wie sie keine Kaiserin schöner stricken könnte. Und das Geschenk hat mich königlich gefreut. „Doch etwas errungen," sagte ich mir, „für deinen so viel gelobten und noch mehr geschmähten zweiten Band über Italien — ein Paar Socken!"

Mögen andere Autoren Titel, Orden und Monumente

erhalten, ich bin zufrieden mit meinen Socken, und das von mir so viel verfolgte Geschlecht der „blauen“ Damen ist gerächt. Mögen sie es danken dem alten Fräulein am badischen Kinzigstrande, das den Schriftsteller selbst in den blauen Strumpf gesteckt hat.

Aber rächen muß ich mich doch ein wenig an ihr. Sie ist die Liebenswürdigkeit selbst gegen alle Leute, die sie mag. Zu diesen gehören aber in erster Linie — ihre Katzen. In dem Pfarrhause hat es sicher so viele Katzen, als im Palaste Pharaos einst Frösche. Wo man steht und geht, sieht man entweder Katzen oder Katzenhaare oder riecht sie. Und in einer solchen Katzenatmosphäre zu dinieren, ist keine Kleinigkeit; ein Opfer, das ich sicher nicht gebracht hätte, wenn diese maßlose „Kätzerei“ in dem katholischen Pfarrhause mir bekannt gewesen wäre.

Ein weibliches Wesen, das die Katzen en masse hegt und pflegt, und eines, das dem Schnapsgläschen huldigt, haben bei mir „neben einander feil“, wie der Bauer sagt. —

Aber jetzt der Abschweifung genug! Die Bauern harren unser schon lange draußen in der großen Rheinebene und wollen den Kandidaten sehen und hören.

Ich habe schon mehr denn fünfzig Volksversammlungen mitgemacht, eine besuchtere und schönere aber nie, als die im „Adler“ in dem großen Orte Schutterwald, an der Heerstraße zwischen dem Rhein und den Bergen des Kinzigtales. Als ich mit meinen zwei Begleitern anfuhr, war eine solche Menschenmenge in dem großen Wirtshause und auf der Straße davor, daß von einer Versammlung im Innern des Hauses keine Rede sein konnte, wenn nicht zwei Dritteile der Anwesenden, ohne die Kandidatenrede gehört zu haben, wieder heimkommen sollten. Jetzt war guter Rat teuer. Ich hatte nur an eine Versammlung in geschlossenem Raume gedacht und besaß zu einer öffentlichen nicht die Erlaubnis des Bezirksamtes, welche 24 Stunden zuvor eingeholt werden soll.

Da fiel mein Blick auf den großen Hofraum, der durch das Wirtshaus und zwei Nebengebäude gebildet wurde und vornen gegen die Straße durch eine Umzäumung mit Tor abgeschlossen werden konnte. Nun hatte ich den gesetzlich verlangten „geschlossenen Raum", und mir und den Bauern war geholfen. Ich stellte mich auf die Stiege eines der Gebäude, das den Tanzboden enthielt und zugleich Tabaksschopf war, die Zuhörer füllten den weiten Hofraum und die Fenster des Gasthauses, und draußen auf der Straße, vor dem verschlossenen Gitter, standen die Frauen und Jungfrauen des Dorfes in ihrer lichten, malerischen Landestracht. So ward im Freien, am 7. Jänner, meine Kandidatenrede in Schutterwald gehalten, auf einer alten Stiege, unmittelbar unter dem Dache, mit dessen Ziegeln in der Hitze des Gefechtes Kopf und Hände des langen Redners öfters in Berührung kamen. —

Ich bin überzeugt, daß in jener ganzen Wahlkampagne von 1877 keine Wahlrede in so eigenartiger, volkstümlicher Art im ganzen Deutschen Reich gehalten wurde, was Lokal und Standort des Redners betrifft, wie die in Schutterwald. Aber die wackeren Schutterwälder haben es auch anerkannt, wie der Stiegenredner sich abmühte, im Freien zu sprechen, und fast ausnahmslos nach Hunderten für ihn gestimmt. Und als ich gegen Abend durch die Straßen ging, um mir das stattliche Dorf anzusehen, da kamen die guten Leute aus ihren Häusern heraus und grüßten mich freundlich mit treuem Handschlag, wie einen alten Bekannten. Ich nähme kein Reichstagsmandat um den schönen Tag, den ich damals in Schutterwald erlebt habe.

Doch darf man keinen Tag vor dem Abend loben, und der Abend war noch ein recht heißer. Ich sollte in der Stadt selbst vor den katholischen Bürgern meine Wahlrede halten, — für einen bereits müde geredeten Kandidaten keine Kleinigkeit. Denn jetzt galt es erst, „alle Lust und allen Schmerz zusammenzunehmen", um vor Stadtleuten Beifall zu ge-

winnen. Das Sprichwort sagt zwar, daß das Beste zuletzt käme, aber diesmal machte ich dasselbe gründlich zuschanden. Ich weiß nicht mehr, was ich alles geredet habe vor den lieben Offenburgern, denen einige Halbliberale und Sozialdemokraten sich angeschlossen hatten, um den ultramontanen Kandidaten zu hören — nur so viel weiß ich noch, daß ich herzlich schlecht gesprochen habe, trotzdem der redegewandte Vorstand des Vereins, Herr Fabrikant Henko, ein Hoch meinen Worten widmete. Die guten Herren haben jedoch Böses mit Gutem vergolten und bei der Wahl den letzten Mann für mich in's Gefecht geführt. Mir selbst aber ward's an jenem Abend erst wieder wohl, als ich mit Freund Josef im Stüble saß — „in finsterer Mitternacht“. —

Während ich am kommenden Morgen, bis spät in den jungen Tag hinein, wachend auf meinem Lager ruhte, wurde in mir so recht lebhaft der Gedanke rege, wie eigentlich das Politisieren und Kandidatenleben eine der größten Dummheiten sei, die ein Mensch in unseren Tagen begehen kann. Wer je einmal Macchiavellis Buch „der Fürst“ gelesen hat und weiß, wie zu allen Zeiten die Politik im Großen getrieben wurde; wer sieht, wie die politischen Parteien einander in den Haaren liegen, oft nur für die Interessen höherer Dirigenten, und wie das arme, im Schweiße seines Angesichtes arbeitende und darbende Volk stets den Prügeljungen spielen muß, der kann fürwahr von Dummheit reden, wenn er auch nur im Kleinen mittut. Und da ich in meinem Leben schon mehr denn eine große Dummheit begangen habe, so bin ich auch ins politische Lager gefallen und liege seit Jahren darin als gemeiner Landsknecht und fahre, wie andere Leute auch, mit dem Spieß im politischen Nebel herum.

In diesen und ähnlichen Gedanken störte mich mein Gastfreund mit der Meldung, es sei ein Bauer unten von Goldscheuer und frage, ob ich am Nachmittag die Versammlung richtig halten würde. So wurde ich aus meinen antipolitischen Gedanken wieder mitten ins politische Leben hin-

eingeworfen. Ich stand auf, gab dem Bauersmann zusagenden Bescheid und fuhr am Nachmittag mit Josef zur bestimmten Zeit dem Dorfe Goldscheuer zu, unweit Kehl in der Ebene gelegen, in der Mitte zweier anderer Dorfschaften, denen mein Besuch gleichfalls galt und die auch nach Goldscheuer geladen waren.

Im großen Walde von Offenburg begegnete uns ein Fuhrwerk. Es war der Notar Serger, einst als solcher in meiner Heimat Haslach, jetzt seit Jahren in der Kreisstadt angestellt und der ersten Liberalen einer — ein alter Freund von mir. Wie oft zogen wir zu Anfang der sechziger Jahre über Berg und Tal an der oberen Kinzig miteinander auf die Jagd! Wie manchen stillen, friedlichen Frühjahrsabend habe ich ihn begleitet auf den Schnepfenstrich am Birkenwald von Hofstetten!

Heute jagten wir, zwar freundlich grüßend, aneinander vorüber, Stimmen suchend für feindliche Parteien. Er hatte die Dörfer, die ich besuchen wollte, eben durchfahren und Wahlzettel für den liberalen Kandidaten ausgeteilt.

Und der liberale Kandidat selber, der Oberlandesgerichtsrat Bär in Karlsruhe, wie lange schon sind wir uns befreundet! Wie manchen lustigen Ritt, hoch zu Roß, haben wir vor zehn und mehr Jahren in und um Waldshut ausgeführt! Wie manchen Abend im engen Freundeskreise bis Mitternacht zugebracht und gescherzt und gelacht nach Bärenart! Heute stehen wir an der Spitze zweier feindlicher Parteien, und während anno 1874 die Stimmzettel die Schlacht schlugen, wanderten wir in aller Freundschaft auf der Kaiserstraße der Residenz!

Aber so sollte es sein! Es können ja zwei Menschen politisch oder religiös verschiedenen Bekenntnisses sein und doch gut Freund, weil sie persönlich sich gefallen. Ich habe das nie leiden mögen, einen Mann auf die Seite zu setzen, den Umgang mit ihm zu meiden, weil er nicht die gleiche religiöse oder politische Anschauung hat. Was sollte aus der

Welt werden, wenn es keine verschiedenen Willensrichtungen und nicht zwei- und mehrerlei Ansichten gäbe! Sowenig alle Menschen Schuhmacher oder Schneider sein können, ebensowenig können alle in Politik auf die gleiche Art reden und denken. Es wäre ein schrecklicher Mechanismus auf Erden, wenn alles über einen Leist geschlagen wäre und die Freiheit des menschlichen Willens nicht existierte und nicht respektiert würde.

Der menschliche Wille ist die einzige Macht, die der Schöpfer neben der seinigen frei schalten und walten läßt. Darum respektiert er die menschliche Freiheit auch auf ihren Irrwegen und läßt regnen und die Sonne scheinen nicht bloß auf Gerechte und Ungerechte, sondern auch auf Protestanten und Katholiken, Juden und Heiden, auf Liberale und Ultramontane. —

So wie Freund Gottwald und ich täglich vor dem Wahltage hinausgingen, um das Volk zu gewinnen, so machten es die Führer der Demokraten und Liberalen der Stadt auch; alle warben um die Bauern, Freiheit und Volkswohl verheißend und schöne Reden dem gemeinen Manne gebend. „Armes Volk," dachte ich in diesen Tagen wieder öfters, „was macht man dir alles vor! Und doch kann kein friedlicher Kandidat dich von deinen Sorgen befreien!" Was dem heutigen Bürger und Bauer die meiste Freiheit und Wohlfahrt gebracht hat, war die große französische Revolution der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Aber nicht alle Revolutionen gelingen und wenn mißlungen, werden die Dinge in der Regel schlimmer als vorher. —

Wir fahren um vier Uhr des Nachmittags an dem bezeichneten Versammlungslokal in Goldscheuer, einem Wirtshause an der Landstraße, vor. Keine Seele läßt sich weder im Hause, noch auf der Straße, noch im Dorfe sehen. Alles scheint ausgestorben oder ausgewandert zu sein. Und doch soll hier eine große Volksversammlung stattfinden? Während der Knecht die Pferde ausspannte, sandte ich den Josef in

die Stube, damit er drinnen schaue, ob Leute da wären. Er kam mit der Nachricht, daß keine menschliche Seele, nicht einmal eine Wirtsseele, zu sehen sei. Wir schauten einander lächelnd an. Aber es war keinem recht ums Lachen, und jeder dachte im stillen an die Blamage, die hier wohl unser harren sollte.

Mein Freund schlug vor, ins benachbarte Dorf Marlen hinabzuwandern und so die Zeit etwas abzuwarten. Als wir in der Dämmerung auf der breiten Landstraße gingen, ersahen wir in der Ferne einen Mann des Weges daherziehen. „Da kommt doch wenigstens einer," sagte ich, und hoffnungsvoll gingen wir dem Kommenden entgegen. Es war ein Handwerksbursche, der uns anfocht. Getäuscht zogen wir weiter, nachdem wir dem Vagabunden seinen Zehrpfennig verabreicht. „Aber dort unten kommt einer," rief Josef nach einer Weile, „das ist sicher ein Bauersmann, der zur Versammlung daherschreitet!" Es war abermals — ein Fechtbruder.

Bald darauf erspähen wir wieder ein menschliches Wesen. Das werde doch wohl endlich einen Zuhörer abgeben, hofften wir. Er nahte, ich kannte ihn sogar — es war der Sohn meines früheren Hauptlehrers Heim in Hagnau. Er amtete in Marlen als zweiter Hauptlehrer, war aber sichtlich in Verlegenheit, mit mir zusammenzukommen. Es war damals selbst für einen Lehrer gefährlich, ultramontane Bekanntschaft zu haben. Ich konnte es ihm daher nicht verübeln, daß er sich nach kurzer Begrüßung drückte und keine Silbe von einer Versammlung sprach. Sein Vater, ein kreuzbraver Mann, war 1874 von Hagnau versetzt worden, weil er zu den „Schwarzen" gehalten hatte.

Immer stiller wurden Josef und ich, und immer grausiger trat das Gespenst der Blamage vor uns, immer mehr kam der Bauersmann, welcher am Morgen mich noch eingeladen, mir als Mephisto vor, der angestellt gewesen wäre, um mich ins Verderben zu locken.

So gelangten wir nach Marlen. Gleich am Eingang ist das Gasthaus zum Ochsen. Der Ochsenwirt Fehrenbach hat seinerzeit mit Josef in Offenburg einige Klassen auf dem Gymnasium studiert und deshalb will dieser bei ihm ankehren. Ich bitte ihn, doch ja zu schweigen, daß ich der Reichstagskandidat sei, damit der Mann den unglücklichen Volksredner — ohne Volk nicht sehe. Wir treten ein. In der schon vom Petroleum erleuchteten Stube sitzen der Wirt und der Polizeidiener des Dorfes. Des Wirts Töchterlein, ein liebliches Wesen, kredenzt uns schäumendes Bier. Ihr Vater schaut meinen Freund wiederholt an, endlich erkennt er ihn. „Grüß Gott! Auch hier, Herr Gottwald?" fragte er. „Ja," meinte Josef kleinlaut und schwieg, um ja nicht aus der Schule zu schwatzen. „Wollte eben nach Goldscheuer," redete der Ochsenwirt weiter, „es soll dort eine Versammlung sein; der Abgeordnete Hansjakob kommt ja dorthin!" — „So?" replizierte Josef; „aber ich komme von Goldscheuer her und habe noch keinen Menschen gesehen." Ich lauschte herzklopfend auf des Ochsenwirts Antwort, und Josef tat einen festen Schluck, um unterdes ins Glas sehen zu können, ohne rot zu werden. „Ja," so klang der Orakelspruch des Priesters des Bacchus und Gambrins, „jetzt kommen noch keine Leute. Die meisten arbeiten draußen am Rhein, wo das letzte Hochwasser viel zu tun gibt, an Fluß- und Feldbauten. Warten Sie noch eine Stunde, und es wird Männer genug geben."

Ich hätte aus dem Ochsenwirt Fehrenbach von Marlen gerne sofort einen Engelwirt gemacht, wenn's auf mich angekommen wäre, so freudig vernahm ich seine Botschaft. Auch der Josef lebte neu auf, und er stellte mich nun alsbald dem überraschten Nothelfer vor. Mit ihm traten wir den Rückweg nach Goldscheuer an. Die Straße war bereits belebt von Fußgängern und Wägelchen, und als wir zu dem vorher menschenleeren Dorf und Wirtshaus kamen, lebte es wie auf einem kleinen Jahrmarkt. Am Versammlungsorte waren alle Zimmer dicht voll, ebenso die Hausflur, und eine halbe

Stunde später auch der Hof und die anstoßende Landstraße.

Die guten Leute hatten, weil es Werktag und viele an den Uferbauten des Rheines tätig waren, ihre Tagesarbeit vollenden müssen, waren erst bei Einbruch der Nacht heimgekehrt, und hatten sich umgekleidet und erschienen nun massenhaft, um den Kandidaten kennen zu lernen. Ich freute mich jetzt um so mehr, je größer vorher meine Angst vor Blamage gewesen war.

Ich konnte mich den Männern, die mich schon öfters in den Landtag gewählt, aber meist noch nie gesehen hatten, als einen ganz alten Bekannten vorstellen aus den Tagen meiner frühesten Knabenzeit. Im Herbst, wenn im oberen Kinzigtale die Bäuerinnen daran denken, ihr Sauerkraut einzumachen, da kommen aus den drei Dörfern, in deren mittlerem ich heute die Versammlung abhielt, die Krautbauern und führen auf zahlreichen Wagen die Krautköpfe zum Markt meines Geburtsstädtchens. Wenn sie dann gegen Abend einfahren in die Straßen, erwartet sie die Schar der Buben, um ihre Pferde auszuspannen und reitend in den Wirtsstall zu verbringen, oder ihnen gegen einen Groschen Lohn zu helfen, die Krautköpfe abzuladen und zu Hunderten auf dem Marktplatz aufzusetzen.

Unter diesen Knaben war vor dreißig Jahren auch ich, „der Becke-Philipple,“ der ersten einer, bemüht, die Rößlein der Breisgauer zur Tränke und in die Ställe zu reiten und nachher Krautköpfe aufzubeugen in stolzen Pyramiden. Heute stand er vor jenen Bauern und ihren Nachkommen als Reichstagskandidat und entwickelte ihnen die höchsten politischen Güter der deutschen Nation, das Krautbüblein von dazumal; und als dieses führte er sich in seiner Rede bei seinen Zuhörern ein. Mancher derselben, jetzt Greis in Silberhaaren, trat nachher zu mir und bestätigte, wie auch er in jenen Tagen sein Kraut in meine Heimat geführt habe und noch tue oder tun lasse durch seine Söhne. Und die Leute

hatten ihre helle Freude an ihrem ehemaligen Reitjungen und Krautaufsetzer.

So mischten sich hier mit den ernsten Gedanken des politischen Kandidatenlebens wieder liebliche Jugenderinnerungen und machten mir den Abend unter den braven Leuten äußerst angenehm. Zwar hatten Josef und ich geglaubt, bei guter Zeit heimkehren und in der Stadt noch einem größeren Konzert anwohnen zu können, um dort zu zeigen, daß der Kandidat auch Sinn für „guten Ton" habe, allein durch den späten Beginn der Versammlung in Goldscheuer kam es, daß wir erst in tiefer Nacht die Stadt wieder erreichten.

Kaum saßen wir hier im stillen Hausfrieden, als zwei Parteifreunde herbeieilten und das liberale Stadtblatt, den Ortenauer Boten, brachten mit einer Anfrage von seiten der liberalen Führer an den demokratischen Kandidaten und an mich:

1) Ob es wahr sei, daß wir beide es vorher ausgemacht hätten, daß der Demokrat, Landtagsabgeordnete und Rechtsanwalt von Feder in Mannheim, als dritter Kandidat auftrete und so die liberale Partei spalte?
2) Ob es wahr sei, daß wir beide in Offenburg am sechsten eine Zusammenkunft gehabt hätten?

Sie hätten, so hieß es weiter, in Erfahrung gebracht, daß ich vor einigen Tagen in Hasle bei Champagner den Plan verraten und bereits besagten Wein auf meinen Sieg hin getrunken hätte.

„Wahlmanöver!" rief ich, nachdem ich gelesen, und ließ mir die Nachtruhe nicht rauben. Andern Tags in der ersten Frühe stand ich im betreffenden Redaktionsbureau und dementierte, und der Demokrat, telegraphisch von der Sache benachrichtigt, depeschierte zurück: „Von A bis Z erlogen!" Unsere Dementis kamen so noch am Tage vor der Wahl im gleichen Blatte. Nur eines entsprach der Wahrheit, daß ich Champagner getrunken hatte. Es wäre dies für einen armen Reichstags-

kandidaten ein wahrer Frevel gewesen, wenn nicht ein Freund und Vetter und zwar ein — Erzliberaler, der Kreuzwirt von Hasle, ihn bezahlt hätte. Vom Sieg war aber mit keiner Silbe die Rede, das würde schon der Champagner-Kredenzer nicht gelitten haben. Und ein Kandidat, der im gleichen Bezirk schon einmal durchgefallen, müßte ein sehr billiger Denker sein, wenn er vom „Siegen" spräche.

Der freundliche Leser sieht, wie dornig und mühevoll so ein Kandidatenleben ist bis in die tiefste Nacht hinein, und wird sich fest vornehmen, nie diese Wege zu wandeln, sondern fern von Politik in Frieden seine „Zeitung" zu lesen und zu denken: „Diese Torheiten überlasse ich andern!" —

Am letzten Tage vor der Wahlschlacht sollte ich abermals unter Begleitung von Huber und Castell zwei Versammlungen halten im unteren Renchtale, in den Dörfern Stadelhofen und Ulm im Amt Oberkirch. Und ruhelos fuhr ich mit meinen zwei alten Herren per Bahn am Nachmittag zunächst nach Stadelhofen. Trotzdem es abermals Werktag war, hatten die Landleute sich bereits versammelt in dem weiten Lokal eines liberalen Bierbrauers, und auch ein Gendarm hatte sich eingefunden — eine mir bei den Volksversammlungen im Amt Offenburg unbekannte Erscheinung.

Ich muß da den Beamten in Offenburg ein Kompliment machen, daß sie mir zu meinen vielen Versammlungen noch nie einen Wächter des Gesetzes sandten. Es ist für mich viel besser. Denn so oft ich derartige Leute sehe, werde ich viel maliziöser und spitzfindiger, und das ist nicht ohne Gefahr, wie ich aus Erfahrung weiß. Der Gendarm in Stadelhofen, wohl gescheiter als sein Amtmann, zog, nachdem er nur weniges von mir gehört, ab, ohne irgendwelche Einsprache zu erheben.

Bald war meine Rede hier fertig, die Bauern befriedigt, und ich bestieg ein vor dem Wirtshause bereitstehendes Fuhrwerk und rollte nach Ulm. Auch hier waren Menschen genug versammelt, aber ich konnte noch nicht zum Wort kommen,

denn es fand in den Räumen, welche für mich bestimmt waren, eine Holzversteigerung statt, welche sich ungewöhnlich in die Länge zog.

„Schon wieder ein Hindernis!" dachte ich, und gab mich unwillig ins Warten. So ein Kandidat muß sich viel gefallen lassen — bis er gewählt oder durchgefallen ist. Erst will der Bauer noch sein Scheitholz, seine Wellen oder Prügel haben, ehe er den Kandidaten anhört. Und während drinnen die Germanen des neunzehnten Jahrhunderts pfennigweise sich um Holz steigerten, ging ich mit reichsbewegenden Gedanken im Hausgang auf und ab und besah, als meine Rede parat, aber die Steigerung noch nicht zu Ende war, in der Dämmerung noch Kirche und Pfarrhaus des Dorfes.

Hier, im letzteren, überfiel mich der Neid. Der noch junge Pfarrherr, Erdrich ist sein Name, hat ein prächtiges Haus mit sehr festem, behäbigem Einkommen. Ich bin als Pfarrer ein armer Schlucker. Mein einziger Reichtum ist die schöne Lage meines Pfarrdörfchens am Bodensee, und wenn ich nicht mit der Feder von Zeit zu Zeit einige Groschen verdiente, so müßte ich oft halbhungrig aus meinen Fenstern auf den blauen See und die duftigen Schweizerberge schauen — und aller Humor wäre zu Ende. Denn nie wird man den Reiz der Natur schmerzlicher fühlen, als wenn man mit Mangel an Geld zu kämpfen hat. Und doch ist mir ein Wohnsitz mit ehrlichen Schulden lieber als eine reiche Pfründe in einer unschönen Gegend. Der Pfarrer von Ulm aber hat Natur und Geld in Fülle, und deshalb regte sich in dem armen Reichstagskandidaten ein klein wenig der Neid, obwohl er sonst nicht leicht einen Menschen um seines Geldes allein beneidet[1].

Als ich zurückkehrte, war die Holzversteigerung abgelaufen, und ich konnte auftreten. Während nach mir der Landtagsabgeordnete des Bezirks sprach, ging ich in die

[1] Der beneidete Pfarrer starb wenige Jahre später und all seine Pfarrherrlichkeit hatte ein frühes Ende.

Wirtsstube unten und aß zu Nacht, Kastanien und Wein. Da kamen plötzlich zwei Bauern aus Stadelhofen, wo ich am Nachmittag gesprochen hatte, und meldeten, daß es gleich nach meinem Weggang einen tüchtigen Lärm abgesetzt habe. Der Tierarzt aus dem Amtsstädtchen sei gekommen, da die Bauern noch beim Glase beisammen saßen, und habe ihnen eindringlich zugesprochen, mich nicht zu wählen. Als Hauptargument hätte er schließlich vorgebracht, ich sei ja schon zweimal eingesperrt gewesen. Das war den guten Bauern zuviel, und sie drohten dem Viehdoktor mit Hinauswerfen, wenn er nicht auf der Stelle abzöge — was er als der Gescheiteste auch tat; denn die Bauern jener Gegend bauen und trinken einen starken Wein und verstehen wenig Spaß.

Nachdem der bestiale Medikus das Feld geräumt, eilten zwei Männer sofort nach Ulm, um mir solches zu vermelden, wobei der Sprecher derselben mich stets mit „Herr Geistlicher Rat!" anredete. Ich mußte lachen, daß der bescheidene Mann mich zum Geistlichen Rat machte; eine Würde, die ich nie erreichen werde im Leben, da viele Leute mit Recht meinen, ich sei ein sehr schlechter Ratgeber.

Als ich dem freigebigen Bauern bemerkte, ich sei nur Pfarrer, meinte er, das sei gleich, zu ihnen sei ich jedenfalls als geistlicher Rat gekommen. Und so unrecht hatte er damit nicht. Geistlicher bin ich und habe den Bauern den Rat gegeben, mich in den Reichstag zu wählen — insofern kann man den „Geistlichen Rat" gelten lassen. Bin ich auch nicht Reichstagsabgeordneter geworden, so hab' ich's doch in jenen Tagen auf eine Viertelstunde zum „Geistlichen Rat" gebracht.

Was die Aussage des Tierarztes betraf, so mußte ich sie bestätigen, konnte aber die Bauern leicht trösten und ihnen dartun, daß ich auf ehrliche Weise eingesperrt worden sei. Als ich wieder in die Versammlung hinaufkam, war's hohe Zeit; denn eben brachte der mir folgende Redner ein Hoch auf den Reichstagskandidaten aus, der somit gerade recht kam, um sich noch dafür zu bedanken, mich den Wählern zu

empfehlen und dann gleich zu verabschieden. Der zweite Redner war zu meinem Erstaunen aus Bollenbach unweit Hasle und ein Bekannter von mir.

Er hatte in der unmittelbaren Nachbarschaft meines Elternhauses die Schreinerei gelernt, war in Berlin in der Fremde gewesen und hatte dort rege am katholischen Vereinswesen teilgenommen.

Eben besuchte er, ein strebsamer Mann, die Gewerbeschule in Karlsruhe und von da aus war er ohne mein Wissen in den Wahlbezirk gekommen, um mitzutun. Ich hörte nur noch den Schluß seiner Rede, aber alle, die ihn ganz gehört, waren entzückt von der Redegewandtheit des jungen Handwerkers — Josef Schwendemann von Bollenbach. Er sprach zweifellos besser als ich in meiner Müdigkeit.

Schwendemann hat sein Talent nicht brach liegen lassen und sich immer weiter ausgebildet für eine gute Zukunft. Und heute ist er seit Jahren ein tüchtiger Lehrer an der Gewerbeschule in Lahr. Respekt davor! —

Es war in Ulm abermals mehr als Abend geworden. Man wollte mich und meine Begleiter an den eine Stunde entfernten Bahnhof von Renchen fahren, allein ich zog vor, in der frischen Nachtluft zu Fuß zu gehen, um meine angegriffenen Nerven etwas abzukühlen.

Der junge Vikar von Renchen, Geißer ist sein Name, machte in der Dunkelheit unsern Wegweiser. Müde kamen wir an, erschöpft sank der geplagte Kandidat auf eine Bank im Wartsaale und harrte schweigend des kommenden Zuges, der ihn kurz vor Mitternacht ins Hauptquartier zurückführte. —

Die Kandidatenreise war damit beendigt. In den katholischen Teilen des Wahlbezirks war ich auf allen wichtigen Punkten gewesen, in dem protestantischen Hanauerländchen, dem Straßburger Münster gegenüber, durfte ich mich nicht präsentieren; denn jene Bauern wollten von einem römischen Kandidaten nichts wissen, und es wäre ihm, so er gekommen, vielleicht gegangen, wie dem Tierarzt in Stadelhofen. Ein

liberaler Aufruf an die Hanauer hatte ihnen bereits erklärt, „daß ein gescheiter Bauer des Hanauerlandes sich nicht dazu hergeben dürfe, zu helfen, daß ein römisch-katholischer Pfarrer das in Politik und Religion freisinnig denkende Hanauerland im Reichstag vertrete“. In diesen Worten war „Heu genug unten“ — für die Hanauer, und sie taten, wie wir sehen werden, mannhaft das ihrige. Man konnte ihnen übrigens auch nicht zumuten, mich zu wählen. Unsere katholischen Bauern würden sicher auch keinen protestantischen Pfarrer wählen. —

Mit dem ersten Zuge fuhr ich am Wahltag, den 10. Januar, wieder schwarzwaldaufwärts dem See zu. Schon kamen und gingen Boten durch alle Straßen der Stadt Offenburg mit den respektiven Wahlzetteln, als ich dem Bahnhof zuschritt. Und da ich das untere Kinzigtal hinauffuhr, zogen von allen Seiten die Bauersleute den Dörfern und Städtchen zu, um ihr Wahlrecht auszuüben. Ich kam mir vor wie einer vom großen Generalstab, der die Dispositionen und die Parole ausgegeben hat und dann den Soldaten und Offizieren es überläßt, die eigentliche Schlacht zu schlagen. Meine Parteifreunde glaubten eher an einen Sieg als ich, der ich übrigens nicht ohne Hoffnung das Hauptquartier verließ, um in meine Einsiedelei am See zurückzukehren.

Als ich am andern Morgen auf das schwäbische Meer hinausschaute, schlug Freund Bodan wieder mächtige Wellen. Schon in der Nacht hatte ich sein Tosen zu hören geglaubt. Jetzt verstand ich den Alten rascher, und ich ahnte in dem Wogen seinen Zorn, weil ich, sein konservativer Gesinnungsgenosse, wohl durchgefallen sein mochte.

Am Abend kam eine Depesche vom Freund Josef, welche mir den Sieg des liberalen Kandidaten verkündigte, der 8829 Stimmen erhielt, während auf mich 7912 und auf den Demokraten 444 fielen. Die Hanauer hatten zu meinen Ungunsten entschieden; denn dort votierten allein 5264 Mannen für meinen siegenden Gegner, für mich nur 38 daselbst zer-

streut lebende Katholiken. Diese hatten fast allüberall männlich ihre Pflicht getan, aber die Hanauer auch, welche Kranke und Sterbende zur Wahl trugen, um dem römischen Pfarrer eine Niederlage zu bereiten.

Sobald ich die Depesche gelesen, ging ich meinen gewöhnlichen Spazierweg am See hin und warf sie dem Alten in seine weißschäumenden Wellen, um ihn offiziell in Kenntnis zu setzen. Er hatte mir aber dabei angemerkt, daß ich heiter ihn angeschaut und leichten Herzens die verlorene Liebesmühe verschmerzte, bald darauf verstummte auch er und begrub unter stiller Oberfläche meine überstandenen Kandidatensorgen. Die Depesche aber trug er hinüber gen „Konstanz", wo ein gieriger Hecht sie verschlang, ehe sie in den Vater Rhein einlief, der übrigens schon lange wußte, was sich an seinen Ufern drunten bei Straßburg zugetragen. —

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1889, um die gleiche Jahreszeit, da ich anno 1874 und 1877 kandidiert hatte, als ich in der düsteren Friedhofkapelle von Offenburg fast ganz allein vor einem Sarge stand. Im Sarge lag Freund Gottwald, den man in einer halben Stunde zur Erde bestatten wollte.

Noch nicht fünfzig Jahre alt, ward er vom Tode bezwungen. Stumm und still weilte ich an seiner Bahre, teils im Gebet, teils in Erinnerung an die mit ihm verlebten Stunden. Dann trat ich hinaus auf den Kirchhof und wanderte an den Gräbern hin. Da lagen sie still und friedlich nebeneinander, fast alle, die vor zwölf Jahren hervorragend an der Reichstagswahl sich beteiligt hatten: meine Begleiter Huber und Castell neben dem Notar Serger und dem alten „Freiheitsmann" Hans Hofer, und drüben beim trüben Kerzenschein lag der gute Josef, bereit, neben ihnen sein Grab zu finden.

Und ich fragte mich: Wozu all das Parteigetriebe? Wozu all das Rennen und Jagen, Wühlen und Wählen — bis der Tod kommt und den einen Gegner still und fried-

lich neben den anderen bettet in der kühlen Erde? Und ich meinte, alle Menschen müßten Frieden halten unter sich, schon allein um des Sterbens willen. —

Als ich eine Stunde später in den Bahnhof trat, um heimzufahren, begegnete mir der neue Reichstagskandidat, mein lieber Freund Max Reichert von Baden. Er war im Begriff, die gleiche Reise zu tun wie ich vor zwölf Jahren. Eben war ich bei den toten Politikern gewesen, und nun trat mir der lebende entgegen, in voller Aktion begriffen. Aber so ist's hienieden, ein steter Kampf für die Lebenden, und Ruhe bringt erst der Tod. Um keinen Preis der Welt hätte ich aber heute die Rolle von Freund Max übernehmen mögen. Verstimmt und lebensmüde fuhr ich heim, nur in einem froh, nicht mehr Reichstagskandidat zu sein.

Aber die Zeiten hatten sich geändert. Der neue Kandidat Reichert wurde glänzend gewählt und vertrat den Bezirk im Reichstag zehn Jahre lang, bis auch ihn der Tod holte. So kurz ist unser Tun und unser Leben.





Im Schwabenlande.

1881.

1.

Die Schwaben, unter denen wir heute vorzugsweise die Württemberger verstehen, sind unter den Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts eine Art „Salz der Erde". In allen Teilen der Welt sind sie zu treffen als Vertreter nicht bloß eines gemütlichen Deutschtums, sondern auch als Träger deutschen Fleißes auf allen Gebieten des Erwerbslebens. Die Württemberger sind die deutschen Juden im besten Sinne des Wortes. Ausdauernd, zäh, genügsam und sparsam bringen sie es, wie Israel, überall zu etwas. Und in allen Teilen der Welt wird man sie finden in allen Stellungen, die ihren Mann ernähren.

Aber auch auf geistigem Gebiete gehören sie zu den intelligentesten deutschen Stämmen. Dichter und Philosophen gedeihen in ihrem Lande ebensogut, wie Fabrikanten und Hoteliers, und machen dem schwäbischen Namen Ehre weithin.

Und erst in politischer Hinsicht! Welche Größen hat das

Schwabenland hier hervorgebracht! Waren die Welfen und die Hohenstaufen, deren Parteien einst eine halbe Welt bewegten, nicht Schwaben? Und sind die Hohenzollern, die das deutsche Kaisertum wieder errichtet in unseren Tagen, nicht ein schwäbisches Geschlecht? —

Die Gewerbeausstellung in Stuttgart hatte mich zum Teil bestimmt, im Herbst 1881 wieder einmal eine kleine Fahrt im Lande der Schwaben zu machen. Wir betreten dasselbe, wie immer, mit der württembergischen Seestadt am schwäbischen Meer, Friedrichshafen, wo ich seit Jahren daheim bin, weil ich oft hinaufkomme.

Buchhorn von heute, das wir bereits kennen, wäre ohne die Sommerresidenz des Königs, draußen vor der Stadt im ehemaligen Benediktinerpriorat Hofen, und ohne seinen Passanten- und Güterverkehr ein ausgestorbenes „Städtle", nur bekannt durch die „Bratwürstle", welche den Reisenden auf den Schiffen des Bodensees die Überfahrt nach Konstanz, Lindau und Rorschach verkürzen. Und wenn heute die alten Buchhorner und einstigen freien Reichsstädtler wieder einmal durch die Straßen und Gassen der Altstadt wandeln könnten, würden sie finden, daß es wenig Neues gibt unter der Buchhorner Sonne. Sie würden höchstens verwundert die Dampfschiffe und Lokomotiven betrachten und sich wieder zu Grabe legen mit dem schwäbischen Spruch: „'s isch no älles beim Alte!"[1]

Doch man muß es den heutigen Buchhornern zugute halten, sie haben getan, was sie konnten, um Fortschritt ins Land zu bringen. Sie haben vor der Altstadt draußen ein Kurhaus und einige Villen gebaut, doch die Kurgäste fehlen, und die alte Öde und Stille schleicht durch die Straßen der Stadt. In den ersten Jahren dieses sogenannten Aufschwungs waren manche Stuttgarter nach Friedrichshafen gekommen,

[1] Als ich diese Reise tat, hatte noch kein Sterblicher eine Ahnung, daß dereinst Buchhorn-Friedrichshafen die Wiege der Luftschifferei werden würde.

um Seeluft am schwäbischen Ufer zu schlürfen, aber die Hoteliers machten „Schweizerpreise", und die Stuttgarter blieben vielfach aus, weil sie das Vergnügen, in der Nähe ihres Königs zu sein, zu teuer bezahlen mußten.

Ich hatte vor Abgang des Zuges gerade so viel Zeit, um Buchhorn zu umwandeln und um den Hofgärtner Amonn, den ich seit Jahren aus der Gesellschaft kenne, zu begrüßen. Vor dem Schloßgarten stand die langweilige Gestalt eines königlichen Hatschiers und bewachte den Eingang wie ein Leu, so daß ich nicht einzutreten wagte. Unter der Residenz des Königs aber stelle man sich einfach eine zweitürmige Klosterkirche nebst Wohngebäuden für Mönche einer einst reichen Abtei vor. Unverändert haben die württembergischen Könige das säkularisierte Kirchengut belassen, und das gefällt mir. Andere haben ähnliche Besitzungen möglichst verändert, damit sie nicht nach der alten Herrin schreien.

Als ich von der Klostermauer des königlichen Schlosses wegging, sah ich in einem kleinen Privatgarten einen Baum voll der schönsten Äpfel stehen, und es fiel mir ein den heutigen Bewohnern von Buchhorn sicherlich unbekannter Schwabenstreich ihrer Ahnen ein, den ich jetzt nicht mehr länger verschweigen will. Da wir schon oben nachgewiesen, daß Schwabenstreiche eigentlich nichts Ehrenkränkendes an sich haben, so wollen wir gleich von den Buchhornern und ihren schwäbischen Nachbarn mehr als einen zur Kurzweil wiedergeben, wie ich schon zu Anfang dieses Buches versprochen habe.

Einstmals, sagt der Schreiber der Zimmernschen Chronik, sei Kaiser Friedrich III.. vom Etschland heraus in die Vorlande gereist und an den Bodensee gen Buchhorn gekommen. Da hätten die Bürger, Rat und Gemeinde, lange beratschlagt, wie sie doch den römischen Kaiser, ihren Herrn, der jetzt zum erstenmal „in seinem angehenden Kaiserthumb" sie heimsuche, ehren und nach ihrem Vermögen empfangen möchten. Sie kamen zu dem einhelligen Beschluß, dem Kaiser zehn Gulden Geld zu verehren und dem Bürgermeister den

Auftrag zu geben, diese mit den „zierlichsten Worten" nebst den Schlüsseln der Stadt zu überreichen.

Der Kaiser landete. An der Stadtpforte sprach der Bürgermeister, der seine zehn Gulden in ein Lümplein geknüpft hatte: „Allergnädigster Kaiser! Meine Herren von Buchhorn heißen Ihre Majestät willkommen und schenken derselben zehn Gulden Geld zu einer Verehrung in diesem Hudelin verknüpft. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so mögt Ihr es aufmachen und zählen". Der Kaiser nahm das Hudelin gnädiglich an und hat der „einfältigen Leut wohl lachen mögen".

Als nun der Kaiser in die Stadt gekommen und vor dem Hause des Bürgermeisters, wo er logieren sollte, abgestiegen war, da kam dieser abermals mit einem großen Bund Schlüssel und übergab sie ihm mit dem Vermelden, das seien die Schlüssel zu seinem ganzen Hause, damit möge „Ihr' Majestät in alle Kammern gehen und sich eine zum Logieren aussuchen".

Dabei machte er so viele Bücklinge und „Neiger", daß ihm noch etwas passierte — worüber der Kaiser und sein Gefolge „über alle Maßen wohl" lachten.

Die Bürger nahmen ihm seine „Unzucht" vor dem Kaiser so übel, daß sie ihn beinahe des „Rats und Amtes" entsetzt hätten. Daß sie es nicht taten, ward denen von Buchhorn zum Vorteil.

Als Friedrich nämlich ein Jahr später den großen Reichstag zu Köln hielt und alle Stände und Städte ihre alten Freiheiten erneuern ließen, kam mit den Gesandten der Reichsstädte auch der Bürgermeister von Buchhorn. Sie wurden meist lange hingehalten. Als aber die Reihe an die Städte kam, dachte der Kaiser zuerst an seinen Wirt, den „unzüchtigen" Bürgermeister von Buchhorn, und befahl, diesem die Freiheiten seiner Stadt zuerst zu bestätigen.

Als Friedrich III. damals von Buchhorn aufbrach, zog er in die benachbarte Reichsstadt Pfullendorf. Die Rats-

herren beratschlagten ebenfalls und meinten, man solle dem Reichsoberhaupt etwas „Seltzams" schenken, denn „Geld, Silbergeschirr, Wildpret und Fisch" wären ihm nichts Neues. Da gab der Obrist-Zunftmeister den Rat, „dem Kaiser eine Zeine (Korb) gebackener Schnitten, daran die Eier nit gesparet, mit einem schneeweißen Tuch überdeckt, zu verehren". Dies gefiel dem ganzen Rat. Der Kaiser bekam an der Stadtpforte eine Zeine voll Küchle und ließ sich „sollichs wohl gefallen".

Diese Küchle ließen die Buchhorner nicht schlafen, als sie davon hörten. Und als einige Jahre später Kaiser Max von Konstanz her nach Buchhorn gefahren kam, wollten sie ihm auch etwas „Seltzams" verehren. Darum ließen sie einen großen „Ömelinbaum" mit Grund und Wurzeln ausgraben, stellten ihn aufrecht in ein Schiff, fuhren damit dem Kaiser auf dem See entgegen und schenkten ihm den Baum „sammt den Äpfeln". Es ist ihnen darob „ein groß Gespai" (Gespött) erwachsen.

Auf eine andere Zeit kam derselbe Kaiser abermals gen Buchhorn und wollte dem Rat beim Abscheiden noch Audienz geben. Die Ratsherren hatten sich auf dem Rathaus versammelt und warteten des Befehles zum Aufmarsch. Da es aber „ein warm Wetter gewest", entschlossen sie sich, in der Hitz eine „gute Knollenmilch" miteinander zu essen; was auch geschah.

Als sie im besten Milchessen begriffen waren, kam die Nachricht, sie sollten eilends zum Kaiser kommen. Im Schrecken sprangen sie auf, vergaßen ihre Bärte zu säubern und kamen, die Milchreste in den Bärten, vor den Kaiser. Der meinte, sie hätten „wohl im Brett gespielt, daß sie noch die Stein' in den Bärten hätten". Die guten Leute erschraken, griffen in ihre Bärte und die Milch blieb ihnen in den Händen hangen. Vor dem großen Gelächter und Gespai der Umstehenden rettete sie der Kaiser, indem er eine andere Rede anfing und sie dann mit allen Gnaden entließ.

Diese „Schwabenstreiche" wirkten bei den Buchhornern ansteckend. Zehn Jahre später war ein Reichstag zu Augsburg. Sie sandten den Bürgermeister, einen Ratsherren und einen „Ainspännigen" (Stadtverordneten) zu Pferde ab. Diese zechten unterwegs tüchtig und verloren ihre Kappen, ihre Handschuhe und ihre Sporen. Es hatten alle drei Reiter nur noch einen Sporen, und den trug der Bürgermeister am Stiefel. Sie ritten bald in Gesellschaft anderer Reichsboten aus den schwäbischen Städten, und die hatten ihre helle Freude an den Buchhornern. Eines Tages nun brachte der „Ainspännig" seinen Gaul nicht mehr fort; da sprach er zum Bürgermeister: „Mein Herr Bürgermeister, dieweil Ihr den Sporen habt, reitet auch meine ‚Gurren' mit der Eurigen, ich weiß sie sunst nit fortzubringen." Es haben sich die andern deß wöllen zu krank lachen.

Der Chronist sagt, daß die von Buchhorn den Schwabenstreich vom Bürgermeister als Doppelreiter am unliebsten hörten, und meint: „So bei ihnen einer diese Historie wollte zum Schlaftrunk erzählen, der sollt' bald fremde Händ' in sein Haar bekommen."

Doch ritten nicht alle damaligen Reichsboten so flott zum Reichstag und wieder heim, wie die Buchhorner. Unfern von Buchhorn lag die freie Reichsstadt Buchau am Federsee. Als der römische König Ferdinand, Bruder Karls V., einen Reichstag hielt wegen der Türkengefahr, da sandten die von Buchau ihren Bürgermeister, seines Handwerks ein Fischer. Da aber die Stadt nicht besonders „im Vermögen", so wollt' der „gut Mann" der Stadtkasse keine großen Kosten bereiten und machte darum den weiten Weg gen Speier zu Fuß. Das war unerhört, daß einer „per pedes auf den Reichstag geritten kam" und man nannte den braven Fischer vom Federsee unter seinen Kollegen deshalb den „Apostel von Buchau".

Nachdem der Reichstag vorüber, reiste der von Buchau wieder heim, und nach ihm nahm den gleichen Weg der

Graf Hugo von Montfort, Kommissär des Kaisers auf dem Reichstag. Der wollte seine Schwester besuchen, die Äbtissin des Klosters Buchau. Kurz vor seinem Einritt in die Stadt trifft der Graf auf den Bürgermeister und sieht nun, wie der Reichsbote von Buchau die Hosen ausgezogen und über die Achsel geschlagen hatte und so leicht fürbaß schritt, dieweil es sehr heiß war.

Was lernen wir aus diesen naiven und poesievollen Schwabenstreichen? Einmal, wie genügsam jene Zeiten waren, da die Räte einer Reichsstadt vor der Kaiseraudienz eine dicke Milch genossen, statt wie heute Champagner oder mindestens Münchner Bier. Wir lernen, wie sparsam die Leute mit ihren Kaiserpräsenten umgingen und nur zehn Gulden oder gar nur Äpfelbäume und Küchle darbrachten, was heutzutag fast Majestätsbeleidigung wäre. Wir sehen, wie sorgsam die Reichsboten mit den öffentlichen Kassen umgingen und lieber barfuß und ohne Hosen den Weg in den Reichstag und wieder heim machten, als daß sie auf Kosten ihrer Städte gesündigt hätten.

Wir lächeln heute über diese alten Schwabenstreichler, allein, wenn sie auch barfuß gingen oder unterwegs die Kappen und die Sporen verloren, wenn's im Reichstage zum Treffen kam, da stellten sie ihren Mann. Sie sprangen nicht über den Stock, wachten äußerst zähe über die Rechte der Städte und Stände und hielten namentlich den Beutel des Volkes weit fester zu, als die Reichsboten von heutzutag.

Item jene Schwabenstreichler waren lang nicht so dumm, als ihre Streiche, und man macht heute, wo man so hochmütig gescheit auf jene Leute herabschaut, politisch viel dümmere und kostspieligere Streiche und meint noch, es seien nationale Großtaten. —

Jetzt aber müssen wir schleunigst Friedrichshafen verlassen, sonst jagen uns die Jung-Buchhorner zur Stadt hinaus, weil wir die Schwabenstreiche ihrer Väter aufdeckten.

Und doch liegt in denselben in Wahrheit ein großes Kompliment für ihre Ahnen. —

Man mag in Oberschwaben hinfahren, wo immer man will, überall ist klassisches Land. Da schaut gleich hinter Buchhorn das gewaltige Schloß von Tettnang von der Höhe herab, einst Sitz der reichen und mächtigen Grafen von Montfort, deren letzter in den zwanziger Jahren blutarm in einem kleinen Pfarrhaus unweit Tettnang gestorben ist.

Bald darauf zeigt sich die alte Welfenstadt Ravensburg.

Trauernd und zerfallen steht kurz vor Ravensburg unweit der Bahnlinie das ehemalige Prämonstratenserkloster Weißenau. Es hat nicht das „Glück" seiner gewaltigen Nachbarin, der einst gefürsteten Reichsabtei Weingarten, jetzt eine Kaserne zu sein, und so schaut es öde und einsam in die Neuzeit. Aber auch Ravensburg selbst, das seine alten Türme schon nach Weißenau hereinstreckt, verkündet in seinem Äußern noch vergangene Jahrhunderte. In seinem Innern aber herrscht reger, moderner Verkehr. Fabriken aller Art treiben im Gebiet der Stadt und am Fuße der Veitsburg ihr Wesen. Auf der Burg saß seit dem elften Jahrhundert zeitweise das berühmte Geschlecht der welfischen Grafen, deren Stammschloß Altdorf, unweit von Ravensburg, an der Stelle stand, wo heute die Gebäude der Abtei Weingarten sich erheben.

Jetzt haben auf dem Boden der Veitsburg die Philister der Stadt sich ein schönes Bierlokal gebaut, wo sie an sommerlauen Abenden dem Gambrinus opfern und friedlich hinabschauen auf die Gewässer des schwäbischen Meeres, von der Geburtsstätte Heinrichs des Löwen aus, jenes trotzigen Welfen, welcher durch sein trotziges Verlassen des Reichsheeres dem Kaiser Rotbart die Niederlage bei Legnano verursachte. —

Diese oberschwäbische Stadt wird mir zeitlebens im Gedächtnisse bleiben. Ich kam in den siebziger und achtziger Jahren oft Wochen und selbst Monate lang nicht aus dem

Rayon meines Dorfes. Wenn ich aber wohin ging, fuhr ich nach Buchhorn oder nach Ravensburg.

Liebe Freunde hatte ich da: den Oberamtsarzt Dr. Stiegele, den Rechtsanwalt Dr. Schneider, den geistlichen Präzeptor Geis und andere. Sie sind heute alle längst tot, der stille, feinfühlende Amtsarzt, wie der heitere „Geise-Vetter", den man am sichersten bei der „Storchenwirtin" traf. Er meinte oft: „Man wisse eben nie, wenn ein auswärtiger Geistlicher nach Ravensburg komme, und da sollte eben immer der Einheimischen einer im ‚Storchenbräu' sitzen." Zu diesem Opfer gab er sich selber her, so oft seine Schulstunden zu Ende waren.

Manchmal bin ich in den fünfzehn Jahren, da ich am Bodensee lebte, in Ravensburg in der „Räuberhöhle" oder im „Storchenbräu" bei den Schwaben gesessen, die, geistlich und weltlich, in schönster Harmonie und ungestörtem Frieden beim Bier sich vergnügten, während bei uns in Baden der Kulturkampf die Gesellschaft zerrissen hatte.

Wenn man sonst nicht wüßte, daß die „dummen Schwaben" sehr gescheit sind, könnte man es daran sehen, daß sie den Kulturkampf nicht in ihr Land ließen.

Aber schon ehe ich am See war, hatte ich Ravensburg gesehen. Es war im August des Jahres 1868, da ich zum erstenmal die heitere Welfenstadt betrat. Und ich hatte einen glücklichen Tag gewählt. Die Ravensburger feierten eben das „Rutenfest", zwei uralte fröhliche Schülertage mit Kirchgang, Festzug, Preisverteilung, Spielen, Schießen, Speisung und Tränkung auf öffentliche Kosten. Merkwürdigerweise konnte mir niemand etwas Sicheres über den Ursprung dieses schönen Festes sagen. Einige glaubten, es stamme aus der Pestzeit des schwarzen Todes von 1348, in der die Leute sich Ruten reichten zum Gruß statt der Hände. Diese Annahme ist jedenfalls von einem Humanitätsdusler erfunden und enthält eigentlich einen Unsinn. Denn, wenn man, um sich vor Ansteckung zu bewahren, sich selbst nicht die Hände geben

soll, so unterläßt jeder Vernünftige diese „Manipulation" und braucht keine Rute als Mitteldinq.

Viel poetischer und vernünftiger scheint mir die andere Lesart. Darnach hätten die Schüler im Frühjahr in den Wald hinausziehen und die Ruten für den Schulgebrauch des laufenden Jahres selbst schneiden und den Schulmeistern bringen müssen. Feierlich seien sie dann in der Stadt bei der Heimkehr empfangen und bewirtet worden.

Das lasse ich mir gefallen. Es entspricht ganz der guten alten Sitte. Ich selbst mußte jeweils beim Kaufmann „Gotterbarm" in meiner Vaterstadt das Meerröhrle kaufen, mit dem mein braver Vater mich „abwichste", bis es alle war.

Ich wünschte ein solches Rutenfest allgemein wieder eingeführt. Aber es ist ja ein halbes Verbrechen, nur vom Schlagen der Kinder zu reden. Und unsere Justiz ist ja so weit, daß die bösen Buben vom „lieben Gesetz" geschützt werden, wenn ein Mann es wagt, einem von ihnen eine wohlverdiente Züchtigung zu applizieren. Es geht eben nichts über die Humanität, die in ihrer maßlosen Übertreibung auch eine Art Pest geworden ist und die Quelle zahlloser moralischer Übel. —

Ich hatte mir fest vorgenommen, das oberschwäbische Land zwischen Ravensburg und Ulm, eine ziemlich triste, aber fruchtbare Talebene, die ich schon oft durchfahren, diesmal schlafend zu passieren und den Lesern etwas von meinen Träumen zu erzählen, allein wider alles Erwarten wurde mein Plan durchkreuzt.

Seit Jahren kenne ich einige Offiziere der württembergischen Garnison Weingarten. Ich hatte einmal auf dem Dampfschiff einen Leutnant Ritter kennen gelernt, einen der biedersten Männer, die ich im Leben gefunden.

Ein geborener Rottweiler ging er, als Abiturient und Kriegsfreiwilliger, mit nach Frankreich und blieb nach dem Krieg im Dienst.[1]

[1] Er lebt heute, 1911, als Oberstleutnant a. D. in Stuttgart.

Er besuchte mich auf unsere erste Bekanntschaft hin in Hagnau und brachte später bald diesen, bald jenen Kameraden mit. So auch den Major und späteren General Pfister, mit dem ich befreundet blieb bis zu seinem Tode.

An jenem Reisetag kam er in Ravensburg in meinen Wagen und hinter ihm seine heitere schwäbische Frau. Nach dem ersten Erstaunen und der Erklärung der Reiseziele meinte der Herr Major, das sei ja prächtig, seine Frau reise den gleichen Weg, sie wolle nach Ludwigsburg in ihre Vaterstadt, er habe sie nur an den Bahnhof begleitet und bitte nun mich, seine Ehehälfte bis Stuttgart in Obhut und Unterhaltung zu nehmen. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, was übrigens die Frau Major, in dieser Hinsicht feinfühlend wie die meisten ihres Geschlechts, merkte. Sie sagte es auch frei heraus, sie habe mir's angesehen, daß ein gelinder, innerlicher Schreck mich befallen bei der Ankündigung, sie so weit mitnehmen zu müssen.

Jetzt war's mit dem Schlafen aus. Denn das wäre ja unter sotanen Umständen ein Verbrechen gegen den sogenannten Anstand und die „Damenwelt" gewesen. Auf den Schlaf hätte ich übrigens gerne verzichtet, aber ein anderer Gedanke machte mir Sorgen: „Wie nahezu acht Stunden lang, denn so viel Zeit nimmt die Fahrt von Ravensburg bis Stuttgart in Anspruch, mit einem weiblichen Wesen mich unterhalten?" Ich bin wildfremd in den Redensarten, welche Damen gerne hören, und sogenanntes gescheites Gerede vertragen diese nicht leicht. Doch die Frau Major brachte mich bald aus dieser Verlegenheit, indem sie sich als eine Ausnahme ihres Geschlechtes erwies. Sie verzichtete nämlich auf Komplimente und Phrasen und nahm vorlieb mit meinem Bauerndeutsch. Sie selbst redet frei und frisch von der Brust weg, wie es der Frau eines deutschen Kriegers geziemt.

Gleich oberhalb Ravensburg beherrschen die riesigen Gebäude des Klosters Weingarten weithin das ganze, breite

Schussental. Vom Jahre 1053 an, da Welf III. sein Stammschloß den Benediktinern des nahen, abgebrannten Klosters Altdorf eingeräumt hatte, bis zum Jahre 1803, wo der verjagte Statthalter von Holland, Wilhelm von Oranien, in seinen Besitz gelangte, war Weingarten eines der reichsten und durch Pflege der Wissenschaften hervorragendsten Benediktinerklöster in Deutschland gewesen.

Die Welfen blieben, so lange ihr Geschlecht blühte, große Gönner des Klosters, das ihre Familiengruft geworden war. Sie bauten den Mönchen schon 1124 ein neues Kloster an Stelle des alten. 1215 und 1247 zerstörte Feuer das Stift, dem bis ins 15. Jahrhundert nur adelige Äbte vorstanden.

1477 vernichtete Feuer wieder alles und der damalige Abt Jodok Bentelin starb darüber vor Schrecken und aus Gram.

Der bedeutendste Abt war wohl Georg Wegelin aus Bregenz, 1587—1627, der namentlich auch viel für die Wissenschaften tat.

Die dermaligen Riesenbauten stammen aus dem 18. Jahrhundert. Der Erbauer der Kirche war der Abt Sebastian Hyller aus Pfullendorf (1697—1720), der auch das Priorat Hofen (jetzt Residenz des Königs in Friedrichshafen) vollendete. 1724 wurde die prachtvolle Kirche eingeweiht. Die Klostergebäude, welche seine Nachfolger zu bauen anfingen und bis 1792 fortsetzten, konnten nicht nach dem großartigen Entwurf wegen der Kriegszeiten und der darauffolgenden Aufhebung des Stifts vollendet werden. Sie dienen heute, die stattliche Kirche abgerechnet, einem ganzen Regiment württembergischer Infanterie zur Herberge. Doch fühlen sich, wie mir die Frau Major mitteilte, die Offiziere nicht sehr glücklich in dieser ehemaligen Mönchsgarnison. Sie glauben sich so vereinsamt und so ferne der Welt, wie ihre Kollegen in irgend einem amerikanischen Fort an den Grenzen des Indianergebiets. Ihr feinstes Restaurant soll eine Bäckerstube und ihr bestes Bierlokal ein Bauernhaus im nahen Dörfchen Baienfurt sein, wo in primitivster Art ein gutes Bockbier

gesotten wird. Es lebt unter ihnen auch ein Dichter, der Auditor Jäger, der aber nur Elegien schreibt, seinen Pegasus durch die Öde und Langweile der Garnison reitet und die Geister der Mönche besingt, die um Mitternacht durch ihre alten Zellen huschen.

Man sollte eben nie ein Kloster zur Kaserne machen! Ich bin fest überzeugt, daß wenn man Weingarten heute den Söhnen des heiligen Benedikt wieder einräumte, dieselben nicht über Langweile und Mangel an Zerstreuung klagen würden!

Ich hatte, da ich mit der Frau Major zusammengetroffen, Weingarten in seinem Innern noch nicht gesehen. Ich kannte, wie schon oben gesagt, eine Anzahl Offiziere, aber ihre Garnison nicht. Leutnant Ritter war gar oft mit Kameraden in mein „Pfarrhäusle" an den See gekommen. Es gab dies stets eine angenehme Abwechslung in die Monotonie meines Landlebens.

An Seewein und Seefischen fehlte es nie, und wenn Ritter den „Mondenschein" sang, da horchte selbst der alte Seegott Bodan auf. Aber auch fromme Lieder haben die Herren gesungen, und wenn sie am Sonntag kamen, sangen sie zur Freude des ganzen Dorfes die Vesper mit.

Ich kam bald nach der dermaligen Reise auch in die Garnison — in die Weinstube beim Bäcker und nach Baienfurt ins einfache „Bierhäusle" und überzeugte mich, daß die schwäbischen Offiziere alle so gemütlich sind, wie die Schwaben überhaupt, und daß die preußische Spitze die Schwabennatur noch nicht so verändert hat, wie bei uns in Baden, wo vom Gefreiten an jeder Urbadener preußisch lernt und in diesem Dialekt ein Stück seiner Zukunft sieht.

Ich habe verschiedentlich mit deutschen Offizieren auch schriftlich verkehrt und dabei eine ganz merkwürdige Erscheinung beobachtet. Der Charakter der Schrift fast ausnahmslos aller subalternen Offiziere der unteren und mittleren Chargen hat etwas Schülerhaftes und „Unschneidiges".

Man kann sich dies aber graphologisch ganz leicht erklären. Le style c'est l'homme. Die militärische Disziplin subordiniert, macht den einzelnen um so unselbständiger, je mehr er eben Vorgesetzte über sich hat, und lernen müssen die Herren auch noch immer. Je weniger die Subordination drückt und je mehr die Ausbildung vollendet ist, um so selbständiger erscheint der Schriftzug, so schon beim Oberst, noch mehr beim General.—

Aber auch die herrliche, alte Abtei, die zum großen Teil als Kaserne dient, habe ich gesehen und die große Kirche, die zum Besten gehört, was die Zopfzeit geschaffen hat. Bin auch an der neuen, 1860 von Georg V. von Hannover in der Kirche errichteten Welfengruft gestanden und habe meine Betrachtungen gemacht über dieses alte, gewaltige Geschlecht.

Es gäbe ein schönes Stück deutscher Geschichte, dachte ich damals, im Hinschauen auf die Sarkophage, von Welf I. von Altdorf, dessen Tochter Kaiser Ludwig der Fromme heimgeführt, bis hinab zum blinden König von Hannover, den das Zollernschwert vertrieben, und hinüber zur Welfentochter, die heute Königin von England und Kaiserin von Indien ist.

Von welch weltgeschichtlicher Bedeutung ist jenes Losungswort: „Hie Welf, hie Waibling" geworden! Wie erinnert es uns an alte Kämpfe und alte Siege der Kirche! Man hat in jenen großen Kämpfen zwischen Kirche und Staat, zwischen Päpstlichen und Kaiserlichen, die welfischen Grafen stets für treue Söhne der Kirche erklärt, die aus tiefster Überzeugung auf Seiten der Päpste gegen Deutschlands Kaiser angekämpft hätten. Dem ist nicht so. Sie waren Anhänger der Kirche, solange sie von den Päpsten für ihre Familieninteressen etwas zu gewinnen glaubten, und nicht länger. Sie benützten den Kampf der Kirche nicht um ihrer Liebe zu derselben Ausdruck zu geben, sondern um unter diesem Titel möglichst freie Stellung den Kaisern gegenüber zu gewinnen.

An Welf IV. von Este, dem Stammvater der jüngeren und geschichtlich wichtigeren Linie des welfischen Hauses, haben wir ein Bild dieser kirchlichen Gesinnungstüchtigkeit der Welfen. Im Jahre 1066 trat er von Heinrich IV. zu dessen Gegner, dem Grafen Otto von Nordheim, Herzog in Bayern, über und dann 1071 von diesem wieder zu Heinrich, schickte dem geächteten Otto seine Tochter, Welf's eigene Gemahlin, zurück und nahm von Heinrich Otto's Herzogtum, Bayern. Fünf Jahre später aber, als Gregor VII. den König gebannt hatte und seine Macht zu sinken begann, finden wir Welf beim Papste, dem er zu Rom den Eid unverbrüchlicher Treue leistete. Jetzt suchte er durch Vermählung seines gleichnamigen Sohnes mit der Großgräfin Mathilde von Toskana deren reichen Besitz an sein Haus zu bringen. Als aber dieser Plan an der klugen Markgräfin, die beide Welfen nur benützt hatte, um die kirchliche Partei in Italien zu stärken, scheiterte, verließ der junge Welf 1095 seine alte Gemahlin, und schon im folgenden Jahre sind Vater und Sohn wieder auf Seite des Kaisers und ersterer wieder im Besitz des ihm entzogenen Herzogtums Bayern.

Kurz zuvor hatte ihn Urban II. noch „den treuesten Sohn der Kirche" genannt.

Später mochten dem alten Parteigänger frömmere Gedanken gekommen sein, er nahm 1101 das Kreuz, starb aber auf dem Zuge.

Seine Söhne, Welf und Heinrich der Schwarze, blieben fortan gut kaiserlich. Daß Heinrich's Söhne, Heinrich der Stolze und Welf VI. und sein Enkel, Heinrich der Löwe, nur aus Haß und Neid gegen die Hohenstaufen zum Papste standen, ist allbekannt.

Herzog Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, kam durch den Papst auf den Kaiserthron, ward aber durch Innozenz selbst bald wieder aufgegeben. Nach Philipp's von Schwaben Ermordung zum Kaiser gekrönt, geriet er mit dem Papste, dem er alles Gute versprochen, bald in Streit, ward gebannt

und mit des Papstes Zustimmung Friedrich II. zum Kaiser erhoben. Von da ab war der Welfen größte Rolle ausgespielt.

Dies die kurze Geschichte von der vielgerühmten welfischen Freundschaft mit der Kirche, deren gute Freunde unter den Großen der Erde zu allen Zeiten leicht zu zählen sind. So waren meine Betrachtungen, als ich in der mächtigen Kirche am Grabe der Welfen stand, und ich dachte an des Dichters Wort:

Und der Herr hat nichts vergessen,
Was geschehen, wird er messen
Nach dem Maß der Ewigkeit.
Oh, wie klein ist doch die Zeit!

Die alten Welfen und die Hohenstaufen sind längst im Staube vergangen, aber ihre Parteien, die Guelfen und Ghibellinen, haben nicht aufgehört. Heute noch stehen sie in jenen zwei großen Lagern, die wir Kirche und Staat nennen.

„Die Ghibellinen," sagt der große Geschichtschreiber Gregorovius, „haben im Jahr 1870 gesiegt, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für immer zerstört." Ich glaube auch, daß der päpstliche Staat nicht so bald wieder aufleben wird, aber auf das „für immer" möchte ich nicht schwören unter dem wechselnden Mond der Weltgeschichte.

Im übrigen wollen wir die heutigen Ghibellinen und Guelfen, die Kaiserlichen und die Päpstlichen leben und fortleben lassen. Sie sorgen dafür, daß in den zwei Gewalten, Kirche und Staat, kein Stillstand eintritt.

Auch mein Pfarrdörfchen am Bodensee gehörte einst dem Kloster Weingarten, und der große Klosterhof, den die Mönche zur Aufnahme ihres Weines und zum Sommeraufenthalt am See gebaut, störte, solange ich am See weilte, mir noch die volle Fernsicht von meinem Pfarrhause aus.

Zu den Seltenheiten des Klosters zählt eine kostbare Reliquie des heiligen Blutes, die Kaiser Heinrich III. einst

aus Mantua nach Deutschland gebracht und dem Gotteshaus geschenkt hat. Ihr zu Ehren findet seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag der sogenannte Blutritt statt. Alle Jahre nämlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt wallfahrten Tausende zum heiligen Blute nach Weingarten. Früher erschienen auch einige Tausend Mann berittenes Bürgermilitär aus den Landschaften Ravensburg, Biberach und der Grafschaft Waldburg. Es waren Dragoner, Husaren und Chevaulegers. Die Uniform bezahlte die Landschaftskasse, und ihre Schnurrbärte wurden sechs Wochen zuvor gepflanzt und post festum wieder abgetan.

Die entfernteren Kontingente rückten bereits am Vorabende in den Dörfern um das Kloster ein. In der Frühe um sechs Uhr begab sich sodann die ganze, zahlreiche Klostergeistlichkeit zum Blutaltar, wo der P. Kustos in rotsamtnem, goldgesticktem Ornate das heilige Blut herausnahm und unter dem Geläute aller Glocken im Klosterhof zu Pferde stieg. Nun begann der Blutritt durch das Feld. Vorn ritt eine Kompagnie Weingartner Klosterstudenten mit einer Feldmusik, dann folgten als Avantgarde die Klosterbeamten und die Weingartenschen Reichstruppen, die Diener des Prälaten in Livree und die bürgerliche Schützenkompagnie. Auf diese kam ein altrömischer Reiter, den Longinus, der des Herrn Seite geöffnet, vorstellend, dann der P. Kustos mit dem heiligen Blute, umgeben von geharnischten Reitern, Fahnenträgern und Geistlichen. Ihnen nach ritten die uniformierten Wallfahrer, und Tausende zu Fuß schlossen den Zug.

Draußen im Felde wurden die vier Evangelien gelesen und die Feldfrüchte mit dem heiligen Blute gesegnet. Bei der Rückkehr empfing der Prälat, von hohen Gästen und seinem Kapitel umgeben, die heilige Reliquie und geleitete sie in die Kirche zurück, wo ein Hochamt die Feier endigte.

Heute noch findet der Blutritt statt, natürlich nicht mehr im alten Glanze der Klosterzeit, aber Hunderte berittener Bauern, Tausende von Wallfahrern und einige Kompagnien

des württembergischen Regiments, das in den großen Klosterräumen seine Garnison hat, sind jetzt noch bei der Feier des „Blutsfreitags" zu schauen. —

2.

Um zwei Uhr des Nachmittags hält unser Zug in Ulm. Wir haben nur so viel Zeit, um eine Suppe zu genießen und im Weiterfahren zu bemerken, daß die Münsterbaulotterie jetzt weithin sichtbare Erfolge aufweist. Zwei neue Türme ragen an der Nordseite über den alten Riesenrumpf des berühmten Gotteshauses empor. Nachdem der Kölner Dom vollendet ist, wird es Ehrensache aller Deutschen sein, auch dem Münster von Ulm zu seinem Ausbau zu verhelfen und an der Donau ein Wunderwerk zu vollenden, wie am Rheine.

Wir hatten hier einen Gesellschafter bekommen, einen Bekannten der Frau Major, den schon genannten Auditor Jäger, den sie mir vorher als den Tyrtäus der Garnison Weingarten geschildert hatte. Er reiste, wie die Dame, in seine und ihre Heimat, nach Ludwigsburg, und teilte somit unsern Weg bis Stuttgart. Ich war ordentlich froh, einen Blitzableiter gefunden zu haben, der einen Teil der Unterhaltung auf sich nahm. Denn mir war schon vor Ulm der für weiblichen Umgang passende Stoff ausgegangen. Ich lernte zugleich in dem Auditor und Dichter des zweiten Regiments einen jener Menschen kennen, die man auf den ersten Blick liebgewinnt, weil man ihnen ansieht, daß sie keinen bösen Faden an sich haben. Der Herr ist so sehr in seinem ganzen Äußern die ausgesprochenste Freundlichkeit und Milde, daß man sich ordentlich wundern muß, wie er ein Ausüber des Kriegsrechtes sein könne. Jedenfalls aber tut ihm das Urteil manchmal weher als dem Delinquenten. Ich habe stets gefunden, daß große Musiker und große Dichter zu den sanftesten Menschenkindern gehören. So fuhr ich mit einem milden Mann über die rauhe Alb.

Diese Alb, der schwäbische Jura, ist in dem Gebiete zwischen Ulm und Geislingen trist und öde. Es ist derjenige Teil Schwabens, dessen Bewohner hauptsächlich unter all ihren Landsleuten darauf angewiesen sind, ihr Brot auswärts zu suchen. Gipser, Maurer und Spindeldreher aus dem Oberamt Geislingen finden sich im Sommer in ganz Deutschland ein.

In der Amtsstadt Geislingen selbst hat die dortige Holz- und Beindreherei einen halben Weltruf sich verschafft, und an jedem Bahnzug bieten die Geislinger ihre berühmten Produkte feil. Der weitberühmteste Beindrechsler von Geislingen war Wilhelm Benoni Knoll († 1764), dessen in Beinfiguren ausgeführte Leidensgeschichte Jesu durch halb Europa zur Schau wanderte, bis sie nach England verkauft wurde. Die Zunftbücher der hiesigen Meister reichen bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück.

Die Stadt liegt äußerst romantisch in einem tiefen, wilden Taleinschnitt. Auf schroffen Felsen über ihr zeigen sich die Ruinen der 1552 von den Ulmern zerstörten Stammburg der einst mächtigen Grafen von Helfenstein.

Wir steigen herab ins Tal der Fils, und Schwabenland wird wieder lieblicher. Wir kommen bei der Stadt Göppingen nach Alt-Württemberg. Trotzdem diese blühende Gewerbstadt schon zu den Besitzungen der hohenstaufischen Kaiser gehörte, sieht man ihr wenig mehr vom Altertum an, weil ein Brand 1782 die Altstadt völlig in Asche legte. Nur die rein gotische Kirche erinnert noch an das fünfzehnte Jahrhundert. Was mir auffiel, war der Umstand, daß meine beiden Reisebegleiter, geborene Alt-Württemberger, mir über ihr kleines Geburtsland fast gar keine Auskunft zu geben wußten. Der Frau Major nahm ich das nicht übel, denn je weniger Frauen wissen, um so angenehmer sind sie mir; allein, daß der Dichter und Kriegsjurist Ruinen, Dörfer und Berge mir nicht nennen konnte, habe ich ihm nur als poetische Lizenz verziehen. Da nach Schiller der Dichter bei der

„Teilung der Erde" an Land überhaupt zu kurz kommt, so braucht er eigentlich auch keine Geographie.

Nur eines wußte mir der Elegiker anzugeben, und das war die blutigste Prosa. Als wir uns der Station Plochingen näherten, machte er mich aufmerksam auf die famosen Plochinger „Saitenwürstle", die in der Bahnhofrestauration zu haben seien und an denen kein kundiger Reisende vorüberzöge.

Es begann schon zu dunkeln, als wir an der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen, einstens beliebtes Hoflager der Hohenstaufen, vorüberfuhren. Das waren kräftige, waffentüchtige Schwaben, die alten, reichsfreien Eßlinger, gefährliche Nachbarn für die ritterlichen Grafen und Herzöge von Württemberg. Der alten Eßlinger Nachkommen sind friedliche Leute, aber rührige Industrielle. In keiner Stadt Württembergs dürften mehr Fabriken so verschiedener Art sein als in Eßlingen.

Die berühmten Rebhügel von Ober- und Untertürkheim entzog mir der Abend, bei dessen Einbruch uns die riesige Bahnhofhalle von Stuttgart aufnahm.

Hier trennte ich mich von der Gesellschaft, die noch nach Ludwigsburg fuhr. Wie galant ich aber gegen die Frau Major gewesen, geht daraus hervor, daß sie mich einlud, sie in Ludwigsburg zu besuchen; sie wolle mich dann mit der Equipage ihres Bruders nach Marbach führen zum Schillerhaus. Ich sagte zu, nicht nur der Frau Major zulieb, sondern auch um Schillers willen, und verschwand in der Königstraße.

Der Leutnant Ritter hatte mich abgeholt und durch die Königstraße in die Sophienstraße geführt, wo wir im Hotel Rauh unser Quartier bezogen.

Den Abend verbrachte ich mit ihm und einem Oberleutnant Spang und dem Baron von Stein zum Rechtenstein aus Rottweil in diesem Wirtshaus.

Am andern Morgen besuchte ich zunächst die „Landesgewerbeausstellung", die ich nach vielem Fragen und langem Wandern endlich entdeckte.

Kein deutsches Land wird Württemberg an allseitiger,

vortrefflich geleiteter Industrie übertreffen. Und wer an die alte Redensart von den „dummen Schwaben" heute noch glauben sollte, dem würde ich nur wünschen, daß er einen Gang hätte tun können durch die württembergische Landesgewerbeausstellung; die hätte ihm mit Keilschrift das Gegenteil bewiesen. Es gibt, wie schon angedeutet, keinen gescheiteren und keinen regsameren deutschen Stamm als die württembergischen Schwaben, darüber war ich mir schon längst klar; allein trotzdem hat die Stuttgarter Ausstellung mich im höchsten Grade überrascht. So was hatte ich denn doch nicht erwartet von einem so kleinen Königreich! Übrigens, wenn man bedenkt, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts schon gewerbliche Ausstellungen in diesem Lande stattfanden, sollte es einen nicht wundern, wenn am Ende dieses Säkulums, bei einem so riesigen Fortschritt in der Technik und Mechanik, auch Riesiges vor uns steht.

Während der furchtbare russische Krieg im Anzug war und das württembergische Heer für denselben organisiert wurde, ordnete damals schon König Friedrich von Napoleons Gnaden unterm 14. Dezember 1811 die erste gewerbliche Ausstellung im alten königlichen Schlosse zu Stuttgart an. Ihr folgten bis zu der diesjährigen einunddreißig größere und kleinere Ausstellungen im Lande. Die letzte allgemeine Landesausstellung hatte 1871 in Ulm stattgefunden. Wie sehr aber seit jener ersten von 1811 die Industrie im Schwabenland sich emporgeschwungen, zeigt die Statistik der für sie verwendeten Dampfkräfte. Im Jahre 1838 wurde die erste Dampfmaschine in Württemberg aufgestellt in einer Kattunfabrik zu Heidenheim, und 1879 zählte das Land 1194 feststehende Dampfkessel, 956 feststehende Maschinen, 258 Lokomobilen, d. i. bewegliche Dampfkessel, 231 Gaskraftmaschinen und 6 Luftheizmaschinen. Man wird es da leicht begreifen, daß es keinen Fabrikationsartikel gibt, den die Schwaben nicht fertigen und nicht nur in alle Teile des Deutschen Reiches, sondern in alle Welt exportieren.

Tritt man nun ein in das Labyrinth von Hallen, wo die besten Erzeugnisse schwäbischen Gewerbefleißes einem entgegenschauen, so kommt man vor allem in Verlegenheit, wo man anfangen und stehen bleiben will. Die große Haupthalle gleicht einem gewaltigen gotischen Dom; sie hat eine Höhe von nahezu hundert Fuß und durch eine ringsum laufende Galerie ein zweites Stockwerk. An sie schließen sich wahrhaft labyrinthartig eine solche Menge von Nebenhallen, daß man erst in einigen Tagen mit Sicherheit sich zurechtfinden könnte. Es wäre die Aufgabe eines ganzen, dicken Buches, das, was hier ausgestellt ist, im einzelnen auch nur oberflächlich zu schildern, und können wir daher unseren Lesern ein übersichtliches Bild am kürzesten nur dadurch geben, daß wir die Kategorien und Gruppen der verschiedenen Gewerbe und Künste anführen und dann einige Bemerkungen anknüpfen.

Es sind vertreten: Buchhandel und Buchdruck, Xylographie, Schriftgießerei, Galvanoplastik, Kupferstecherei, Gravierarbeiten, Photographie — für die polygraphischen Gewerbe. Moderne Kunst: Malerei, Bildhauerei, Architektur und vervielfältigende Künste. Textilindustrie: Rohmaterial, Gespinste und Gewebebekleidung aller Art. Maschinen und Apparate für Landwirtschaft: Brennerei, Brauerei, Müllerei, Haushaltung, für Eisenbahnen und Dampfschiffe, für Bearbeitung von Metall, Holz, Papier, Leder, Nahrungsmittel, kurz für Herstellung aller möglichen Fabrikationsartikel der Neuzeit. Chemische Industrie in allen Zweigen des Gewerbes und der praktischen Wissenschaft. Wissenschaftliche Instrumente für Chirurgie, Bau- und Ingenieurwesen, für Mechanik, Optik usw. Alle Musikinstrumente, vorab eine prächtige Sammlung von Klavieren, die ja in Stuttgart mit Weltruf gefertigt werden. Metallverarbeitung: Gold-, Silber-, Juwelierarbeiten, Waffen, Hütten- und Gießereierzeugnisse, Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Zinnarbeiten in Legionen. Werkzeuge aller und jeder Art. Bergbau, Erden, Steine, Mineral-

wasser. Tonwaren, Glas und Glaswaren, Glasmalerei. Uhren, Uhrenbestandteile und Maschinen zu deren Herstellung. Bau- und Möbeltischlerei, Zimmereinrichtungen, kirchliche Skulpturen usw. Wagen, Wagenbestandteile, Boote, Schiffsmodelle. Nahrungs- und Genußmittel. Motoren, Dampfkessel, Armaturen, Lokomotiven, Hebwerkzeuge. Gesamte Lederindustrie. Kunstgewerbliche Altertümer.

Ich will nun zunächst eine allgemeine Betrachtung anknüpfen, die sich mir aufdrängte, nachdem ich diese Unmasse von gewerblichen Dingen durchwandert hatte. Vorab kam mir ein Gedanke der Bewunderung des menschlichen Geistes, der diese Gegenstände alle erfunden und geschaffen hat. Was diese Bewunderung aber noch steigerte, war die Erwägung, daß wir es hier in der Gewerbeausstellung allermeist nicht mit Produkten höheren geistigen Schaffens zu tun haben, sondern mit dem Geist des Handwerkers, des Bürgers. Es ist nicht der gelehrte, gebildete Geist der Menschheit, der hier so Imposantes uns entgegenstellt, sondern es sind die sogenannten kleinen Geister, die in den Werkstätten denken und trachten. Darum verdient diese geistige Tätigkeit, wenn sie solche praktische Resultate vorweist, noch mehr Anerkennung, als die der Philosophen und Gelehrten, welche ihr Genie in Büchern und Folianten zum Ausdruck bringen und damit gar oft keine Katze hinter dem Ofen hervorlocken.

Aber noch ein Gedanke ging mir durch die Seele, der nämlich, welch immense Menge von Bedürfnissen die Menschheit im neunzehnten Jahrhundert sich geschaffen hat. Ich dachte mir, um den Unterschied recht eklatant zu machen, eine Ausstellung der menschlichen Bedürfnisse zur Zeit der Pfahlbauten und in der Steinzeit, wo auf einer kleinen Steinplatte alles Platz gefunden hätte, was die Menschheit zu ihrem täglichen Leben vonnöten hatte. Mit einer solchen Ausstellung die Stuttgarter von heute verglichen, erscheint uns der Fortschritt der Kultur im allergrellsten Lichte.

Allein so erstaunlich dieser Fortschritt ist und ein so

glänzendes Zeugnis er auch für den menschlichen Geist und dessen Bildung ablegt, so drängten sich mir doch auch die Schattenseiten desselben auf. Wie unendlich sind mit ihm nicht der Luxus und die Bequemlichkeiten der Menschen gewachsen! Und doch ruht zeitliches Glück und irdischer Friede zu einem großen Teil darin, daß der Mensch möglichst einfach lebe und möglichst wenig Bedürfnisse habe. Die Kultur verfeinert die Menschen immer mehr, steigert die Tätigkeit des Geistes und bringt damit behagliches und besseres Leben, aber sie ruiniert dadurch auch jedes Volk, dessen Niedergang da beginnt, wo die Kultur ihre höchsten Blüten getrieben hat. So ging's den Römern und Griechen, und so wird's auch den Germanen gehen. —

Im einzelnen fiel mir folgendes auf: die höhere Kunst, soweit sie Malerei betrifft, hat mir nicht besonders imponiert. Die Schwaben sind mehr Industrie- als Kunstmenschen. Es gibt keine neue schwäbische Kunstschule. Der praktische Sinn der Schwaben gravitiert mehr im Gewerbe und in der Industrie und treibt nicht gerne „brotlose" Künste. Doch zählt Württemberg einzelne namhafte Künstler, die übrigens meist in München leben und schaffen. Unter den ausgestellten historischen Gemälden, Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg, gefiel mir Brauns Szene nach dem Kampf von Fröschweiler am besten, während Fabre du Faur's „Kampf eines württembergischen Regiments am Park von Cornilly" zwar am meisten Beschauer hatte, aus naheliegenden Gründen, mir aber vom Standpunkt der Kunst nichts Besonderes zu sein schien. Eine Reihe kleinerer Genrebilder ziehen durch ihre echt schwäbischen Motive besonders an, und von einem Tiermaler, A. Braith, sah ich „eine Herde aus einem brennenden Stalle flüchtend", welches Bild mir entschieden als das talentvollste der Ausstellung vorkam.

In kunstgewerblicher Hinsicht finden wir die Schwaben schon viel zahlreicher und mächtiger vertreten. In Kunstschreinerei und Zimmereinrichtungen sind von verschiedenen,

meist Stuttgarter Fabrikanten prächtige Sachen ausgestellt. Aber fast alles ist Imitation der alten Zeit, der Renaissance, die in ihrer ganzen Pracht und Behaglichkeit uns entgegentritt und uns wehmütig anheimelt an jene Zeiten, da sich das Leben vorzugsweise im Hause und in der Familie abspielte und im „Erker" das traulichste Plätzchen der Familie war. Ebenso fein wirken auch die eleganten Arbeiten der Tapeziere und Dekorateure. Aber auch aus den Tagen des Barockstyls treffen wir hier Nachbildungen, die dieser Bauart alle Ehre machen und beweisen, daß auch die Zopfzeit sehr talentvolle Menschen hervorbrachte. Unsere Zeit ist bekanntlich styl- und charakterlos und deshalb, was Erfindung betrifft, weit hinter Zopf und Rokoko. —

Interessant war mir eine Hutausstellung der Firma Mayser und Sohn in Ulm. Sie repräsentierte die Gestalten und Formen der Filzhüte aus den verschiedenen Jahrhunderten. Am schönsten zeigte sich dabei zweifellos der große, breitkrempige Hut à la Wallenstein aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und am allerarmseligsten die neueste Hutform. Es ist dies keine Kopfbedeckung mehr, sondern nur noch ein gewölbter Knopf. Hüte kann man diese Dinger nicht mehr nennen, — denn ein Hut soll hüten, schützen gegen Sonne und Regen; unsere neueste Mode aber legt eine Force darein, Hüte zu machen ohne jede Hut. Diese randlosen Filze sind geradezu lächerlich.

Eines habe ich an der Stuttgarter Ausstellung vermißt: Eleganz und Geschmack in der Uhrenmacherei — beides Dinge, die dem württembergischen Schwarzwald scheint's noch abgehen. Vor allem fehlen diese Eigenschaften in der äußeren Ausstattung. Uhrengehäuse und Uhrenkästen zeigen vielfach den allergewöhnlichsten Schreinersgeist. Es kommt dies allerdings daher, daß man nur billige Uhren will; allein viele Leute bezahlen gerne auch noch Kunst und Geschmack, und auf einer Ausstellung sollte man ohnedies zeigen, daß man sich auf dieselben versteht.

Die Sammlung kunstgewerblicher Antiquitäten fand ich weit unbedeutender, als die in Karlsruhe, wo zu gleicher Zeit eine Kunstgewerbeausstellung tagt. Allein Württemberg wollte ja vorzugsweise nur eine derzeitige Landesgewerbeausstellung geben, und so waren die kunstgewerblichen Altertümer eigentlich Nebensache. Gleichwohl sah ich hier einzelne höchst wertvolle Kunstgegenstände, denen aber das Arrangement fehlte.

Wenn das Schwabenland eine besondere, möglichst vollständige Ausstellung der Art veranstalten wollte, würde es sicher an Material nicht fehlen, denn das alte Kunstgewerbe florierte in seinen zahlreichen Klöstern und Reichsstädten in hohem Grade. Und auf seinen vielen Burgen gab es frühe schon kostbare Dinge. Ulms Kunstleben hat allein so viel geschaffen, daß heute noch von den Reliquien eine herrliche Ausstellung sich organisieren ließe. —

Mit der höchsten Achtung vor der heutigen Industrie der Schwaben wird jedermann, der nur einiges Verständnis hat, die Hallen der Stuttgarter Ausstellung durchwandert haben. Mit wahrem Staunen und kindlicher Verwunderung standen da die schwäbischen Bauern vor den Tausenden von Gegenständen, von denen manche ihnen ein Rätsel waren. Ein Bäuerlein staunte mit seiner Ehehälfte einen modernen Krankenstuhl an, ohne seinem neugierigen Weib das Ding erklären zu können. Ich half ihm, und auf mein Befragen, wie ihm die Ausstellung gefalle, rief er freudestrahlend aus: „Oh, Herr, 's isch ewe älles härrlich, mer möcht' gar nimme hoam!"

Wie kleinlich jedoch die Menschen sein können, selbst wenn sie mitten im Großen wandeln, bewies mir ein älterer Herr aus besserem Stande. Der kam auf mich zugerannt mit der wichtigsten Miene von der Welt und sprach: „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht eine Prise Tabak geben, ich habe meine Dose vergessen?!" Er hatte geglaubt, es müsse eben jeder katholische Geistliche eine Schnupftabaksdose haben. —

Noch dürfen wir nicht übergehen, daß die Schwaben nicht bloß Auge und Herz erfreuten in ihrer Ausstellung, es war auch für den Magen gesorgt. Da gab's einen Kaffeesalon für Damen und schwäbische Bauernfrauen, und für die Herren und die Bauern sorgten bei der Faßausstellung ein Bierkeller und eine Weinhalle, wo Gambrinus lockte mit dem Ruf:

Hurra dem Hopfen, hurra dem Malz!
Sie sind des Daseins Würze und Salz!

und wo Bacchus vom Weinfasse her — rief:

Was deutsche Männer erschaffen, erdacht,
Verdanken wir alles dem Wein!
Das Bier hätt' es nimmer zu Wege gebracht,
Drum hoch Neckar, Mosel und Rhein! —

Es war lange nach Mittag, als ich gesättigt vom Sehen, wie von Essen und Trinken die Ausstellungsräume verließ, um nach kurzer Siesta in meinem Hotel einen Erholungsspaziergang durch die Schwabenresidenz zu machen. Ich habe Stuttgart schon öfters en passant besucht, kam aber auffallender Weise stets nur in die neueren Stadtteile, rechts von der Königstraße. Während ich nun so planlos umherstreifte, gelangte ich unverhofft auch in das alte Stuttgart, welches um das Rathaus und die Leonhardskirche sich gruppiert. Und von Stund an gefiel mir die Hauptstadt Württembergs mehr denn je. Da sah ich nun vor mir noch die gemütliche, altschwäbische Stadt des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, jenes Stuttgart, das die Schwaben zur Zeit Ulrich's von Hutten das „irdische Paradies" nannten. Es ist diese Bezeichnung allerdings eine Hyperbel und deshalb eine Art Schwabenstreich, aber Alt-Stuttgart ist immerhin ein anheimelndes, heiteres Stück Erde. Hohe Giebeldächer und alte Holzhäuser schauen auf luftige Plätze hinab, besonders beim stattlichen Rathaus und bei der Leonhardskirche, und schwäbische Behaglichkeit lächelt freundlich übers Ganze hin.

Stuttgart, in einem von frischen Hügeln umgebenen Talbecken gelegen, ist offenbar eine Gründung oder alte Besitzung von Mönchen. Denn das erstemal, da seiner Erwähnung geschieht, 1105, baute Abt Bruno von Hirsau hier Schloß und Keller. Schon im dreizehnten Jahrhundert ist es eine feste Stadt, die Rudolf von Habsburg in einer Fehde mit Eberhard dem Erlauchten, Grafen von Württemberg, sieben Wochen lang belagerte (1286). Als Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg 1311 abermals gegen den gleichen, wilden Grafen von Württemberg sich erheben mußte und dabei das Stammschloß des Geschlechtes auf dem Rotenberg gänzlich zerstörte, machte Eberhard Stuttgart zu seiner Hauptstadt und das Schloß des Abtes Bruno zu seiner Residenz. Einer seiner Nachfolger, Graf Ulrich der Vielgeliebte, erweiterte und verschönerte die Stadt in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts durch zahlreiche Bauten. Er ist der Erbauer der heute noch bestehenden Hauptkirchen.

Das alte Residenzschloß, ein Umbau des ersten Schlosses durch Herzog Christoph, ist ein schönes Denkmal der Baukunst aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Dasselbe genügte aber den despotischen Fürsten des Schwabenlandes im vorigen Jahrhundert nicht mehr, und so entstand nebenan, von 1744 bis 1807, das jetzige, neue königliche Schloß. Es ist ein Prachtbau im edelsten Renaissancestyle und enthält so viele Säle und Zimmer als das Jahr Tage. Seine ganze bauliche Schönheit zeigt sich aber nicht an der Front gegen die Stadt, sondern in den an das Schloß sich anreihenden wundervollen Parkanlagen. Die bedeutendsten Künstler Deutschlands und Italiens haben sich im Königsschlosse von Stuttgart verewigt. Als ich vor einigen Jahren diese Räume durchwanderte, mußte ich mich nur staunend fragen, woher die Fürsten eines so kleinen und damals armen Landes das Geld genommen? Sie nahmen es eben in jenen Zeiten, wo sie es fanden, in den Taschen ihrer geplagten Untertanen.

Mir wäre jedoch das alte Schloß in seinem dunkeln Teint und seiner ernsten Bauart immerhin noch lieber, als das neue. Auch die daneben stehende Stiftskirche, ein Monument der Spätgotik, ist eine Zierde für Stuttgart. Es fehlen ihr zwar feinere Kunstformen, allein das altersgraue, ehrwürdige Gotteshaus sticht wohltuend ab gegen die modernen Bauten der nahen Königstraße. Ulrich der Vielgeliebte, tat das meiste für den Bau dieser Kirche; doch als er 1462 in Gefangenschaft des „bösen Fritz" zu Heidelberg geriet und schweres Lösegeld zahlen mußte, stand die Arbeit stille. Die Chorherren wandten sich um Unterstützung an den Papst Pius II., der unterm 14. Juli 1463 eine merkwürdige Bulle erließ, in welcher er alle frommen Christen zur Beihilfe aufforderte und „jedem, der zwölf Tage lang selbst am Bau arbeiten oder für diese Zeit einen Arbeiter stellen würde", einen vollkommenen Ablaß verlieh. Ulrich der Verbannte ließ 1535 in dieser Kirche den ersten protestantischen Gottesdienst halten, und sie verblieb bis heute dieser Konfession. Doch das muß man den eingeborenen Stuttgartern nachsagen, sie sind ein gläubiges protestantisches Geschlecht, dem Rationalismus und Protestantenverein als ein Greuel gelten.

Bei meinem Schlendern durch Straßen und Gassen begegneten mir ziemlich viele nach dem „System Jäger" gekleidete Menschen. Und jetzt erst fiel mir ein, daß ja in Stuttgart der Erfinder des Wollregimes und der Seelenentdecker Professor Jäger wohne. Der Mann wurde bekanntlich von seinen Kollegen und den meisten „vernünftigen" Leuten ausgelacht, als er behauptete, die Seele liege im Geruch, und ein Buch schrieb über „die Entdeckung der Seele".

Es gibt eben viele Leute heutzutag, die gar keine Seele haben wollen und darum sich wehren gegen alles, was Seele oder Geist im Menschen predigt. Da ich außerdem weiß, wie sehr die Deutschen es lieben, Dinge und Menschen zu verurteilen, ehe sie dieselben kennen, so ließ ich mich nicht irre machen, bevor ich des Professors Buch gelesen hätte.

Ich tat dies und muß offen gestehen, noch wenige Bücher gelesen zu haben, in denen mir so lebhaft eine höchst geistreiche und frappante Forschung entgegentrat. Jäger unterscheidet zwischen Seele und Geist, zwischen anima und spiritus; die erstere ist ihm der Faktor des tierischen Lebens und der letztere das Übernatürliche, rein Geistige im Menschen. Wie sich nun die Seele durch den Geruch in jedem animalen Wesen und selbst in jeder Pflanze dartue, weist der tüchtige Forscher in ebenso schlagender als staunenswerter Art nach. Nach meiner Anschauung ist die Entdeckung des schwäbischen Professors eine sehr beachtenswerte, was jeder Leser seines Buches bestätigen muß.

Professor Jäger hat aber mit seiner „Seele" zugleich eine neue Bekleidungsart entdeckt und gefunden, daß das animale Leben am besten sich mit der Außenwelt reguliere durch die Schafwolle, und rät demgemäß, nur wollene Kleidungsstücke zu tragen. Daß Wolle gegen epidemische Ansteckungen schütze, ist eine alte Erfahrung, und die Hirten in der römischen Campagna bestätigen sie heute noch. Daß man aber diese Wolluniform und die Betten, die ebenfalls nur Wolle sein sollen, nach Jäger fast nie zu waschen braucht, will meinem Geruchssinn etwas zu seelisch vorkommen.

Er selbst macht am Ende seines genannten Buches das Geständnis, daß er früher alles Übernatürliche und Unsterbliche am Menschen geleugnet habe, bei seiner „Entdeckung" aber zum Glauben an einen unsterblichen Geist gekommen sei, den er ganz und voll der Religion und der Theologie überlasse. —

Bis in den Abend hinein wandelte ich durch alle Hauptteile der Stadt, überall sah ich heitere und zufriedene Menschen, freundliche Wohnungen und belebte Straßen. Der Franzose Tissot, welcher vor einigen Jahren das Land der Milliarden bereiste und beschrieb, hat Stuttgart mit Recht „das Lächeln Deutschlands" genannt. Was der Schwabenresidenz außer ihrer reizenden Lage noch zu diesem Ehrentitel verhilft, ist

der Umstand, daß sie eine kleine Großstadt ist. Mit seinen 106 000 Einwohnern hat Stuttgart gerade noch Menschen genug, um zu den großen Städten gezählt zu werden, und wenig genug, um der Unannehmlichkeiten großer Städte los zu sein. Es war schon dunkel, als ich die Reinsburgstraße hinaufschritt zur Bank, die mein armseliges Leben versichert hat. Der Bankdirektor aber ist mein alter Freund Probst, der durch seine geistige und leibliche Frische bei siebenzig Jahren zeigt, wie alt ein Direktor einer Lebensversicherung werden kann.

Probst, heute wohl, nachdem Moritz Mohl gestorben, der älteste Parlamentarier Württembergs, ist der alterprobte Führer der Katholiken des Schwabenlandes. Er vertritt jenes Genre von katholischer Politik, das mir am meisten behagt, weil es dabei gut demokratische Grundsätze bewahrt. Man könnte diese katholischen Politiker, und sie sind zahlreicher, als man glaubt, die Freisinnigen katholischer Observanz nennen.

Mir waren die politischen Anschauungen der Partei Richter-Virchow allezeit sympathisch, schon deshalb, weil sich diese Leute nicht scheuen, offen und schneidig als Volksvertreter sich zu zeigen. Und wenn die Freisinnigen ein wenig mehr Verständnis für Religion und weniger Vorliebe für die Juden hätten, würde ich lieber mit ihnen gehen, als mit den Konservativen, obwohl so, wie die Dinge jetzt liegen, ehrlich gesagt, ein strammes konservatives Regiment angezeigter wäre, als Freisinn und Humanität.

Wir haben zu viel Freiheiten in Sachen, wo Zwang am Platz wäre, und zu vielen Zwang, wo Freiheit not täte. Nehmen wir nur eine dieser Freiheiten, die schrankenlose Verehelichungsfreiheit, nach der jeder heiraten kann, ob er Tagdieb und Lump oder ein arbeitsamer Mensch ist. Früher machte man die Erlaubnis zum Heiraten vom Leumund und von der Fähigkeit eine Familie zu ernähren und von einem kleinen Vermögen abhängig. Jetzt braucht einer nichts zu

lernen, nichts zu leisten im Leben, kann alles versaufen, was er verdient, und doch heiraten. Die Gemeinden erhalten dann ihn und seine Familie. —

Mit Freund Probst und seinen zwei in Stuttgart amtierenden Brüdern verbrachte ich den Abend in einem Café an der Königstraße. Die „Pröbste", die im Schwabenlande alle in angesehenen und hervorragenden Ämtern wirken, sind eigentlich badische Schwarzwälder; sie stammen aus der Mühle zu Ühlingen bei Bonndorf. Oberhalb der herrlichen Wasserfälle des wildromantischen Schlüchttales lag die Heimat ihres Großvaters. Ihr Vater war österreichischer Obervogt oder so was in Biberach in Oberschwaben, als dieses schöne Stück Land durch Napoleon dem jungen Königreich Württemberg zugesprochen wurde.

Daß Rudolf, der Bankdirektor, und Viktor, der Oberlandesgerichtsrat, so poetisch und ideal angelegt, und die beiden anderen Brüder treffliche Oberforstmeister sind, haben alle vier zweifellos noch vom Schwarzwald geerbt. —

Jetzt muß ich aber endlich dem Leser den anderen Teil verraten, warum ich in die Schwabenresidenz gekommen bin. Nicht allein die Gewerbeausstellung hatte mich dahingeführt, sondern auch die Erfüllung eines Versprechens.

Vor Jahr und Tag saßen in meinem Pfarrhäuschen am See einige Weingarten'sche Offiziere. Im Gespräch kamen wir „an dies und das". So auch an das Heiraten des biedern Leutnants Ritter. Er galt beim Pfarrherrn am See am meisten von allen Offizieren, weil er wie der Komtur des Deutschordens, von dem ich in diesem Buche gesprochen habe, „heiter, mild und fromm dabei" — war. Und drum versprach ich ihm, wenn er einmal heirate, die Trauung vorzunehmen, glaubte aber, der biedere Rittersmann würde, wie ein echter Malteser oder Deutschherr, ledig bleiben.

Jahre kamen und gingen, und auf einmal erinnerte er mich an das gegebene Versprechen, und das mußte ich halten, weil die Offiziere sonst gleich mit Pistolen drohen.

So kam ich zum zweiten Male nach Stuttgart, um eine Trauung vorzunehmen, obwohl ich die vielen Jahre meines Pfarramtes am Bodensee diesen Akt niemals außerhalb meines Pfarrsprengels ausgeübt habe.

Im Jahre 1879, im Februar, war ich mit einigen Landtagskollegen von Karlsruhe nach Stuttgart gefahren, um einen Landboten, den Bürgermeister Beck von Überlingen am Bodensee, mit einer Stuttgarterin aus der Königstraße, Tochter eines Fabrikanten Schmid, zu trauen. So hatten wir es „am Landgraben" beschlossen und „am Nesenbach" ausgeführt. Der Bräutigam, der bärtige Wilhelm, von uns nur der Löwe vom See genannt, sollte vom Hans am See unter Assistenz einiger Abgeordneten in der St. Eberhardskirche kopuliert werden.

Damals kam ich beim Festmahl ins „Bürgermuseum" und lernte die Heiterkeit altschwäbischer, behaglicher Bürgersleute kennen. Es ging hoch her, wie es einer Hochzeit gebührt. Der welsche Wein floß in Strömen und steigerte die deutsche Gemütlichkeit zur allgemeinen Begeisterung. Am Abend wollten wir Karlsruher Gäste heim. Es gelang allen, nur mir nicht. Die lustigen Schwäbinnen hatten mir einen Streich gespielt und Hut und Überzieher versteckt, so daß ich bleiben mußte bis zum Mitternachtszug.

Ein furchtbarer Sturm heulte in jener Nacht über die Erde hin. Lange nach Mitternacht stand ich, dem Winde preisgegeben, auf dem öden Perron von Mühlacker und verwünschte den deutschen Partikularismus, der einen hier abgesetzt, um ihn auf partikularistisch badischen Schienen weiter zu befördern.

Ich vergesse jene Sturmesnacht nie. Aus der Lust des Lebens und vom glänzenden Hochzeitsreigen weg in die heulende Nacht hinaus und auf einen einsamen, finstern Bahnhof, wo nicht zwei Menschen sichtbar waren!

Aber so ist's mit dem Glanz und der Lust des Lebens. Man betrachte einen Saal, in dem wenige Stunden zuvor

ein festliches Gelage gewesen, am frühen Morgen. Wie unschön und verbraucht liegt alles durcheinander, Blumen und Kränze, Flaschen und Gläser. Und die Genossen eines „schönen Tages"? Die einen liegen unwohl, vom Jammer geplagt, im Bett, die andern sind verstimmt, die gesündesten gehen umher wie entlaubte Bäume.

Und wenn wir nach diesen Genossen fragen in zehn, zwanzig Jahren? Die einen, und ihrer nicht wenige, sind tot, andere in Nahrungssorgen, diese in Hausplagen, jene zurückgesetzt, vergessen, verkommen, die glücklichsten wunderlich, launenhaft, unzufrieden.

Der heitersten einer an jenem Tage im „Bürgermuseum" zu Stuttgart, ein Abgeordneter von Mannheim, ist wenige Jahre darauf um Hab und Gut gekommen und im Elend gestorben. Den Bräutigam, den schönen, stattlichen Wilhelm, haben sie zehn Jahre später, im Frühjahr 1889, begraben, und ich, bei jener Lust nicht der letzte, bin ein alter, hagestolziger Griesgram geworden. Wie die Zeit mit den vielen schwäbischen Residenzschönheiten jenes Tages umgegangen, weiß ich nicht zu vermelden, kann mir's aber denken. —

Die Trauung im Jahre 1881 fand am 27. September in der neuen, schönen Marienkirche statt und das Diner im „Herrenmuseum".

Die Braut war die Tochter des Oberstleutnants a. D. Glaser, der den letzten Krieg als Hauptmann mitgemacht und sich als Held bewährt hatte. Er war dabei, als Fröschweiler gestürmt wurde und hatte vor Paris sich ausgezeichnet. Er hielt mit drei Zügen seiner Kompagnie den Mont Mesly besetzt, wurde hier verwundet und mußte einem Ausfall der Franzosen weichen. Auf einen Rebstecken gestützt, führte er seine Truppe zurück.

Kaum gesammelt, mußte Hauptmann Glaser mit seiner Kompagnie einen Sturmangriff auf Créteil machen. Als der Trommler unter den Spielleuten, die den Sturmmarsch

bliesen und schlugen, fiel, hörten sie auf, um ihrem verwundeten Kameraden beizustehen.

Da ergriff Hauptmann Glaser rasch die Trommel und schlug sie selbst. Vorwärts ging's aufs neue, aber kurz hintereinander bekam der Hauptmann einen zweiten und einen dritten Schuß. Kampfunfähig übergab er sein Kommando dem ältesten anwesenden Offizier, Leutnant Probst, einem Neffen meines Freundes Rudolf Probst.

Sein damaliger tapferer Oberst Ringler, jetzt General, war heute auch beim Hochzeitsfeste.

Es fehlte bei diesem so wenig an lukullischen Genüssen, als damals, aber es fehlte jene breite, demokratische Lust des Bürgertums, die mir, als geborenem Plebejer, von jeher besser zugesagt hat, als die kultivierte, durch den Tanzlehrer angelehrte Konvenienz, wie „man sich bei einem Hochzeitsdiner zu benehmen hat". Doch machte ich damals die dauernde Bekanntschaft des Obersten von Steinheil, eines Mannes, der mich durch sein ruhiges, biederes, anspruchsloses und tiefgeistiges Wesen, aus dem aber innere, selbstbewußte Energie laut genug heraussprach, ganz besonders anzog.

Ich gehöre zu den vielen Menschen, die man, gut deutsch gesagt, Krakeeler nennt, und die alles, was sie denken, mit Geistesschnelle auf die Zunge werfen und den Wert des Sprichwortes, daß Reden Silber und Schweigen Gold sei, gar nicht kennen. Doch habe ich dabei die gute Eigenschaft, daß ich wohl einsehe und gerne eingestehe, daß Menschen, welche den obigen Fehler nicht haben, weit mehr wert sind als unsereiner. Und zu jenen Menschen gehörte auch mein Tischnachbar im Herrenmuseum zu Stuttgart.

Schweigen ist aber nicht nur ein Zeichen von innerer Selbstbeherrschung und gefestigten Selbstbewußtseins, sondern nicht selten auch ein Verdeckungsmittel. Es gibt sehr billige Denker, die nur deshalb für kluge Leute angesehen werden, weil sie zu schweigen wissen. Sobald sie den Mund auftäten, käme ihre geistige Armseligkeit zu Tage.

Darum darf man nicht allen Leuten ihr Schweigen für Weisheit gelten lassen. —

Oberst von Steinheil, der indes General und Kriegsminister geworden, wohnte mit mir einige Jahre später im Herbste 1887 einem Diner bei, das als absolutestes Gegenstück zu einem Hochzeitsschmaus im Bürger- oder Herrenmuseum zu Stuttgart gelten kann. Wir sahen bei einem Besuch, den wir ihnen von Freiburg aus gemacht, die Trappisten des Klosters Ölenberg im Elsaß bei ihrem Mittagsmahl.

Wir beide kämpften mit Tränen, als wir diese blassen, abgehärmten, malerischen Mönchsgestalten in ihren rauhen, weißen Kutten ihr Wasser, Gemüse und Brot verzehren sahen. Es geschah dies mit einer Andacht und einem stillen Frieden, als ob dies die letzte irdische Speise wäre, kraft deren sie die Reise anzutreten hätten in die Ewigkeit. Als ob sie das himmlische Manna genössen, so überirdisch schien die Gesinnung dieser weltentsagenden Mönche beim Essen ihres Mittagsbrotes.

Wie groß stehen diese Menschen da, welche, auf das Wort des Heilandes bauend: Centuplum accipient et vitam aeternam possidebunt (sie werden hundertfach empfangen und das ewige Leben gewinnen) — die Weltentsagung und Selbstverleugnung im höchsten Grade auf ihre Lebensfahne geschrieben haben?! —

Eine Eigentümlichkeit, die ich vorher nicht gekannt, spielt sich bei den schwäbischen Hochzeiten ab. Während des Essens kommen von Freunden und Bekannten der Hochzeitsgäste Geschenke an und werden ausgeteilt. Desgleichen beschenkt das Brautpaar die Brautführer und die Brautjungfern über Tisch. Mir wurde ein Papiermesser, eine Schere und Papier zuteil. Von wem, weiß ich heute noch nicht.

3.

Ich hatte nicht gewußt, daß mein Besuch der württembergischen Landesgewerbeausstellung zusammenfiel mit den

Tagen des Cannstatter Volksfestes; sobald ich dies aber vernommen, beschloß ich, dasselbe mir am Tage nach der Hochzeit ebenfalls anzusehen. Wenn ich ein recht loyaler Untertan wäre, so hätte meine Freude doppelt sein sollen, denn am gleichen Tage, da ich dem Volksfest mich zu nahen beschloß, sollte auch der Deutsche Kaiser Wilhelm zu gleichem Zwecke in Cannstatt erscheinen.

Dieses Fest, unter dem 1864 verstorbenen König Wilhelm aufgekommen und stets mit der Gegenwart des Landesfürsten beehrt, wird alljährlich Ende September begangen. Es hat sich derart in Schwaben eingebürgert, daß an diesem Tage in Stuttgart und auf viele, viele Stunden im Umkreis die brävsten Männer des Bürger- und Bauernstandes Weib und Kinder verlassen, um in Cannstatt des Weltalls Kummer und Sorgen zu vergessen.

Am Bahnhof, wo jede Viertelstunde ein Zug abging, war heute ein solches Rennen und Jagen der Stuttgarter, daß man glauben konnte, heute abend ginge Stuttgart unter, und wer Füße habe, wolle noch dem drohenden Verderben eiligst entfliehen.

Cannstatt, eine Stunde von der Residenz gelegen und mit dieser durch eine stattliche Allee verbunden, ist die älteste Stadt im mittleren Neckargebiet, eine alte Römerkolonie, welche die Hunnen zerstörten. Doch wenige Jahrhunderte später, um 708, urkundet hier wieder Herzog Gottfried von Alemannien. Karlmann, der Sohn Karl Martell's, hielt daselbst 746 Gericht über die Herzöge von Bayern und Alemannien, und 777 finden wir hier Karl den Großen.

Das heutige Cannstatt ist ein freundliches Landstädtchen am Neckar, von welchem Fluß aller Reiz des Ortes ausgeht. Im Sommer ziehen die Mineralquellen viele schwäbische und nichtschwäbische Badegäste in diesen Kurort, dessen Hauptannehmlichkeit neben dem Gewässer die nahe Residenz bildet.

Am bekanntesten aber ist bei den Schwaben das Cann-

statt des neunzehnten Jahrhunderts durch sein, auf dem „großen Wasen" in der Nähe der Stadt gefeiertes Volksfest, welches in Wettrennen, Viehausstellung und Jahrmarkt besteht. So sehr ich aber in der Gewerbeausstellung alle meine Erwartungen übertroffen sah, ebensosehr enttäuschte mich das Cannstatter Volksfest. Ich fand da nichts als eine Menge Menschen, meist männlichen Geschlechtes, ein Durcheinander zahlloser Buden für Jahrmarkt, Schauspiel, Essen und Trinken, und einen Höllenlärm von Musikanten aller Art, vom Drehorgelmann bis zu den italienischen Pifferari. Ich hatte mir eine Versammlung lustiger, schwäbischer Bauern mit Frauen und Töchtern in Landestracht, allerlei Volkstänze und Volksspiele und ein feines Arrangement gedacht. Von alle dem keine Spur. Ich sah nicht einen Menschen in einer Volkstracht. Das Wettrennen wartete ich nicht ab, kann also darüber nicht urteilen. Mir schien, was Belustigung anbetrifft, diese hauptsächlich in Essen und Trinken zu bestehen. An jeder der unzähligen Bier- und Weinhallen hingen lange Speisezettel und hohe Anpreisungen der verschiedensten Biere und Weine.

Eine Einrichtung gefiel mir. Unter der Menschenmenge liefen beständig Knaben auf und ab und machten sich durch Glockengeläute bemerkbar. Auf ihren Schultern trugen sie eine Stange mit einem Stück Pappendeckel und der Inschrift: „Warnung vor Taschendieben". Das ist praktisch.

Gar bald hatte ich genug an dem mir unpoetischen Treiben. Ich wollte nur noch die Ankunft des Kaisers abwarten, die auf 12 Uhr angesagt war. Eine dichte Menschenmenge bildete am Festwege hin Spalier, während Tausende auf der Tribüne, welche den Rennplatz und die Viehausstellung umgab, des Kaisers und damit des Beginns der Vorführung der prämiierten Tiere harrten. Zuerst fuhren in langen Zwischenpausen die höheren Militär- und Zivilpersonen der Residenz und das Gefolge des Kaisers dem Festplatze zu. Mir fielen besonders die schrecklich langweiligen,

abgearbeiteten Gesichter der württembergischen Staatsräte und Minister auf und die wenig martialischen Typen der höheren schwäbischen Offiziere. Als die Preußen, Adjutanten und Generaladjutanten des Kaisers, anfuhren, gab es schon mehr militärische Rassemienen. Dem Kaiser unmittelbar voraus galoppierten die „Stadtreiter" von Stuttgart, die übrigens ihrer bürgerlichen Reiterei alle Ehre machten.

Die Schwaben mußten gewußt haben, daß die Stadtreiter den Ausschlag gäben für des Kaisers Nahen; denn wiederholt vernahm ich Stimmen aus der Volksmenge: „So lang d' Stadtreiter nit komme, isch es nix!" Ein kühner Bürger des Schwabenlandes neben mir meinte gar: „Der deitsch Kaiser kommt a nit wege der Viehausstellung nach Cannstatt." Der verstimmte Gesichtsausdruck, welchen der württembergische König gleich darauf, neben dem Kaiser sitzend, zeigte, schien ein Kommentar zu dem etwas maliziösen, aber nicht dummen Schwabenspruch zu sein. Andere Untertanen schwäbischen Stammes wiesen zornig auf die Ehrenpforte hin, auf der diesmal, statt des Landeswappens, die preußischen Embleme florierten. Die Württemberger sind eben fast durchweg gute Lokalpatrioten und Partikularisten und keine Liebhaber einer noch größeren Anlehnung an Preußen.

Ich habe mir gedacht, es würde bei Ankunft der Majestäten ein wahrer Orkan von Hochrufen die gewaltigen Menschenkolonnen durchbrausen. Allein ich täuschte mich. Das Vivatrufen ertönte recht mäßig, und ich sah viele, die nicht einmal die Kopfbedeckung abnahmen, noch weniger Hoch schrien. Die demokratischen und sozialdemokratischen Ideen sind in Deutschland weiter gedrungen, als man glaubt, dachte ich, und verließ Fest und Festplatz.

Auf dem Weg zur Eisenbahn begegnete ich einem bekränzten Schwein, und es fiel mir eine Cannstatter Volksfestanekdote ein, die mir vor Jahren ein berühmter Mann

erzählte, und die ich, weil sie noch ungedruckt ist, hier passend wiedergeben kann. Als der verstorbene König Wilhelm einmal das Cannstatter Fest besuchte und ihm ein Riesenschwein vorgeführt wurde, erkundigte er sich nach der Heimat des Besitzers. Dieser, ein oberschwäbischer Dorfschultheiß aus der Nähe von Friedrichshafen, wo der König vor und nach dem Volksfest Residenz hielt, erklärte, er habe noch ein größeres Schwein zu Hause, aber wegen seiner allzugroßen Fettigkeit für dessen Leben gefürchtet bei einem so weiten Transport und es daheim gelassen. Der König, neugierig, das Tier zu sehen, versprach dem Schultheißen, bald einmal auf seinen Hof zu kommen. Er hielt Wort.

Eines schönen Morgens ritt König Wilhelm mit einigen Herren seiner Umgebung hinaus in das Dorf und zum glücklichen Schweinemäster. Dieser, hocherfreut über die Herablassung, bittet den König, er möge jetzt mit seinen Begleitern nur außen an „den Sauhof" stehen, das Schwein liege im Stall, und er wolle es in den Hof treiben. Als die Herren die richtige Position genommen, ging der Schultheiß in die Behausung des Mastviehs, stieß das schwere Tier mit dem Fuß und sprach laut: „Nu, Alte, steh' ouf, dei allergnädigster Landesvater isch drouse und will di sähe!" Unter dem herzlichsten Lachen des Königs kam dann die Alte, um sich, „ihrem Landesvater" zu präsentieren.

Man glaubt vielleicht, der Schwabe habe da in aller Naivität einen schlechten Witz gemacht. Durchaus nicht; er wollte nur in echter, altwürttembergischer Untertanentreue damit sagen: „Alles ist dem König untertan, und er der Landesvater von allem, was da lebt und schwebt im Schwabenland." Das ist monarchischer Begriff, den die schwäbischen Bauern als Erbstück von ihren Ahnen aus vergangenen Jahrhunderten überkommen und bewahrt haben. Wie tief derselbe noch wurzelt, und wie glücklich sich der echte Schwabe fühlt, in irgend einem Dienstverhältnis zu seinem König zu stehen, davon noch ein Beispiel. Vor zwölf Jahren traf ich

einmal vor dem königlichen Klosterschlosse in Friedrichshafen einen armen Leineweber, der sich die Residenz des Königs betrachten wollte. Und warum? „Wisset Se, Härr, ich will au a mol schaue, wo iser König wohnt, denn mei Sohn isch Kronbiamter.“ Ich staunte, daß der dürftige Mann einen Sprößling unter den Kronbeamten haben sollte, und frug näher. Was erfuhr ich? Daß der Sohn Schreiber sei auf einer königlichen Domänenkanzlei. Das sind loyale Untertanen! —

Um die Mittagsstunde verließ ich mit dem Wien-Pariser Schnellzug Cannstatt und fuhr über Stuttgart direkt nach Ludwigsburg, wo mich der Verabredung gemäß der Kriegspoet von Weingarten abholte, da ich ganz fremd war in dem schwäbischen Versailles.

Wer Ludwigsburg zum erstenmal betritt, dem kommt es, sofern er die Dinge anschaut wie unsereiner, vor, als ob am Tage vorher in einer großen Ebene eine Kaiserzusammenkunft stattgefunden, und man zu diesem Zwecke riesige Bauten aus Kartonnage aufgestellt hätte, die jetzt alle nach den Festtagen verlassen und öde dastünden. Zauberhaft unheimlich kommen einem die breiten Straßen und die hohen Gebäude vor, denen die belebende Menschheit fehlt. Trotzdem vier Regimenter in diesem Hauptwaffenplatz Württembergs liegen, sah ich auf meinem Wege durch die Stadt nicht zehn Soldaten und auch nicht ebenso viele Zivilmenschen. Ich staunte aber nicht bloß über die Öde, sondern ganz besonders über die großartige Anlage dieser Stadt.

Es ist merkwürdig, wie fast zu gleicher Zeit anläßlich des Schlafens zwei benachbarten Fürsten die Gründung neuer Residenzen einfiel. Der Markgraf Karl von Baden-Durlach gründete infolge eines Schlafes im Hardtwald seine neue Residenz Karlsruhe, und der Herzog Eberhard Ludwig an Stelle eines ehemaligen Jagdhauses, wo er manchmal als Knabe im Freien geschlafen hatte, um beizeiten die Nachtigallen zu hören, Schloß und Stadt Ludwigsburg. Wie

nach Karlsruhe, so wurden auch nach Ludwigsburg unter günstigen Bedingungen allüberallher Fremde eingeladen, sich um das herzogliche Schloß niederzulassen.

Im Jahre 1704 war der Grundstein zum Schloß gelegt worden, und 1718 zählte der Ort schon 600 Einwohner. Jetzt verlegte der Herzog, ob der Skandale seiner Maitresse von Grävenitz in Stuttgart verhaßt, seine Residenz nach Ludwigsburg. Im Jahre 1724 zum alleinigen und bleibenden Regierungssitze erklärt, hatte dasselbe bei dem 1733 erfolgten Tod des Herzogs bereits 5668 Einwohner. Ludwigs zweiter Nachfolger, der verschwenderische Herzog Karl Eugen, welcher einige Zeit in Stuttgart residiert hatte, kam mit Hof und Staatsmaschine 1764 wieder nach Ludwigsburg, führte hier die kostspieligsten Bauten auf und brachte den Ort zu einer blühenden Residenz mit 11607 Einwohnern. 1775 verließ er jedoch die Stadt und kehrte nach Stuttgart zurück, wo seine Nachfolger blieben, um fortan in Ludwigsburg nur ihren Sommeraufenthalt zu nehmen, bis König Wilhelm denselben an den Bodensee verlegte. Seitdem ist die ehemalige Residenz mit ihrem verlassenen, in reichem Rokokostyle erbauten, kolossalen Schlosse eine öde Stadt. Ohne das Militär und einige Fabriken wäre es ein monumentaler Kirchhof. Aber Sünde und Schande ist's, daß das herrliche Schloß und die wunderbaren Parkanlagen so einsam der Zeit und ihrer Zerstörung verfallen.

Trotzdem Ludwigsburg noch eine junge Stadt ist, zählt es doch manch bekannten Mann unter seinen Eingeborenen. Zu diesen berühmten und berüchtigten Ludwigsburgern gehören außer mehreren Generälen und Staatsmännern von Namen die Dichter Justinus Kerner und Eduard Mörike und der bekannte David Strauß.

Unser Dichter und Auditor hätte sich längst zu den größeren Söhnen seiner Vaterstadt emporgeschwungen, wenn seine Bescheidenheit es ihm zuließe, seine Lieder zu edieren. Heute aber betrauerte er mit mir die Öde und Langeweile

seiner Heimat, und wenn nicht Weingarten ihm in dieser Richtung Stoff genug böte, hätte er sicher meine elegischen Worte und Aussprüche über Ludwigsburg in gebundener Form zu Papier gebracht.[1]

Obwohl ich nach Marbach und zum Schillerhause wollte, ging der Dichter nicht mit. Er war auf den Nachmittag eingeladen zu einem Familienkaffee, und dem konnte er, mir unbegreiflich, nicht ausweichen. Aber er geleitete mich zur „Frau Major", wo die Equipage schon zur Ausfahrt bereit war. Ich mußte mich durch meine lebhafte Begleiterin von vorgestern noch zuerst ihrer Frau Mutter und der Schwägerin vorstellen lassen, zwei höchst würdigen Damen, die einen Besuch meiner Art in ihrer altprotestantischen Familie noch nie empfangen hatten. Der Herr Bruder, dessen Besitztum die Equipage war, hatte, wie ein richtiger Schwabe in den Tagen des Cannstatter Volksfestes zu tun pflegt, seine Frau verlassen, und so konnte ich den Chef des Hauses, einen biergewaltigen Großindustriellen, nicht kennen lernen. Wenn er aber nur halb soviel lustigen Humor hat wie seine „militärische Schwester", so macht er sich sicher keine Grillen, wenn das Lagerbier nicht jeden Sommer gleich gut ist.

Doch nahmen die beiden mich begleitenden Damen, die Frau Major und ihre Schwägerin, an seiner Stelle einen Führer mit, der nicht besser hätte sein können. Es war dies ein Verwandter des Hauses, ein junger angehender Hotelier, Sohn und Vertreter des ersten Gasthofs der ehemaligen Residenz. Sein Name ist Hipp und seine Mutter, eine Witwe, die Besitzerin des Gasthofes zum Bären.

Dieser Herr hat offenbar seinen Beruf verfehlt; denn für einen Wirt ist er viel zu hoch angelegt, ein Mann, der weit mehr Talent hat, als nötig ist, um in Ludwigsburg ein Hotel zu führen. Mit einem wirklich vortrefflichen

---

[1] Er lebt heute, 1911, noch als pensionierter Kriegsrat und Hagestolz in seiner Vaterstadt.

Mutterwitz verbindet er eine ganz tüchtige Bildung, und so hat mich, der ich Humor ungemein liebe, der junge Ludwigsburger sehr angesprochen.

Wir fuhren zunächst durch die prächtige Allee am Schlosse hin nach dem etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernten Schlößchen Monrepos. Ich habe schon manches sogenannte Lustschloß gesehen, aber keines in seinem Bau und seiner Anlage so reizend, wie dieses in der Nähe eines größeren königlichen Meierhofes erbaute Monrepos. Es enthält nur ein Stockwerk, das auf einem von gewölbten Durchgängen getragenen Unterbau ruht. Eine mächtige Freitreppe, mit zwei kolossalen, kunstvollen Löwen geziert, führt zur Galerie und diese, reich ausgestattet mit Bildhauerarbeit, zu den Gemächern, deren neun um einen herrlichen Kuppelsaal sich gruppieren. Vor diesem liegt ein kleiner See mit Inseln und üppigem Baum- und Buschwerk; ringsum freundliche Parkanlagen. Es fehlt dem ganzen nichts zum reizendsten Landhaus der Welt, als eine andere Gegend.

In den Zimmern finden wir Kunstwerke von Guibal, Isopi, Scheffauer, Dannecker, Hetsch und anderen.

Herzog Karl Eugen ließ den Bau des Schlößchens 1764 durch seinen Baumeister de la Guepière unter dem Namen „Seeschloß" beginnen. Der dicke König Friedrich ließ dasselbe 1804 durch seinen Architekten Thouret vollenden und nannte es Monrepos. Er brachte viele Tage seines späteren Lebens hier zu. Jetzt steht es einsam und verlassen an seinem elegischen See. —

Im Weiterfahren, der Anhöhe zu, welche das Plateau Ludwigsburg vom Neckartale trennt, hatten wir eine freie Schau nach der unfernen Festung Hohenasperg, dem Sitz der württembergischen Staatsgefangenen. Aus der wellenförmigen Hochebene hebt sich steil der Hügel ab, der auf seiner Kuppe die altberühmte Festung trägt, die schon manchem Sturm getrotzt in den vergangenen Jahrhunderten.

Von ihren bekannten Strafgefangenen nennen wir den

berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, den verhaßten Finanzier des Herzogs Karl Alexander. Süß saß hier von 1737 bis 38, bis er in einem eisernen Käfig in Stuttgart grausam sein Leben endigte. Bekannter ist der unglückliche Dichter Schubart, der hier auf Befehl des brutal absolutistischen Herzogs Karl Eugen zehn Jahre lang (von 1777—87) ohne jedes Verhör saß. An ihn, den Dichter der „Fürstengruft", dachte ich heute und an den großen Fortschritt, den wir in bezug auf die persönliche Freiheit gemacht haben seit hundert Jahren. Heute kann kein deutscher Fürst mehr einen Bürger ohne Urteil und Untersuchung in Kerker und Banden halten, und das ist eine Freiheit, die wir in erster Linie der französischen Revolution und dann dem Liberalismus verdanken aus jener Zeit, da er noch seinem Namen entsprach und wirklich freiheitlich war.

Auf der Höhe erreichten wir das Dorf Heutingsheim, schon im zehnten Jahrhundert im Besitze des Hochstiftes Speyer. Ein finsteres Schloß kehrt seine Rückseite an die Dorfstraße, durch die wir hinabfuhren in das Neckartal. Es gehörte ehedem den Herren von Kniestädt, einer durch die württembergischen Herzöge ins Land gekommenen hannöverischen Adelsfamilie. Nach deren Aussterben kamen durch Erbschaft die Freiherrn von Brusselle in das einem großen Meierhof ähnliche Gebäude. Aus Heutingsheim stammte der bekannte bayerische Hofrat und Historiker Wilhelm von Breyer († 1818).

Ich hatte mir das württembergische Neckartal romantischer gedacht, als die Wirklichkeit mir dasselbe zeigte. Mäßige, zum Teil mit Reben angebaute Hügel flankieren den langsam dahinziehenden Fluß. Es fehlen die waldigen Berge und die kahlen Felsen so vieler Täler Badens und der Schweiz. Das Neckartal bei Beihingen, Benningen und Marbach, welch letzteres wir gleich bei der Niederfahrt auf einem Hügel am Fluß erblicken, schaut ungemein friedlich, aber ziemlich langweilig in die Welt; ein leichter Regen gab dazu noch seine trüben Tinten.

Sah auch demgemäß das Tal nicht besonders malerisch aus, so dürfte doch das Städtchen Marbach diese Bezeichnung verdienen. Seine Türme und Tore mit Resten der alten Festungsmauern geben dem heutigen Marbach, obwohl es noch jung ist, einen „antiken" Charakter, der bei Städten stets anheimelnd wirkt. Das alte Marbach, auf dem Boden einer römischen Niederlassung stehend und schon im zehnten Jahrhundert als Besitz des Hochstiftes Speyer genannt, wurde 1693 von den mordbrennerischen Scharen Ludwigs XIV. bis auf die außerhalb der Stadt befindliche gotische Alexanderkirche völlig niedergebrannt. Das neue Städtchen erhob sich erst langsam wieder im Verlauf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist ein nicht unfreundliches Landstädtchen mit zwei- und dreistöckigen Holzhäusern, welche, eng aneinander gebaut, sich schon von außen als Wohnungen schwäbisch-deutscher Mittelbürger bekunden.

Wir nehmen unseren Einzug in die Schillerstadt auf dem gleichen Wege, auf dem einst Schillers Vater zum erstenmal ihr zuritt. Die Marbacher haben 1833 das Niklastor abgebrochen, das von Benningen her die Pforte bildete, aber der Reitersmann, welcher am 14. März 1749 den Neckar entlang gen Marbach ritt, zog nicht durch das Tor, sondern kehrte vor dem Tore draußen ein in der Herberge „zum goldenen Löwen", deren wohlhäbiger Besitzer der Bäckermeister Kodweis war.

Johann Kaspar Schiller, geboren zu Bitterfeld bei Waiblingen, hieß der Reiter, seines Zeichens Regimentschirurg in einem bayerischen Husarenregiment, das seit 1745 unter österreichischen Fahnen in den Niederlanden gegen Frankreich gekämpft hatte. Der Friede von Aachen machte 1748 dem Kriege und damit den Kriegsdiensten des Feldschers für jetzt ein Ende, und er war aus den Niederlanden, wo sein Regiment im Winterquartier lag, ins Schwabenland geritten. Sein Vater war tot, Mutter und Geschwister in verschiedenen Städtchen und Dörfern zerstreut. Eine Schwester lebte als

Frau eines Fischers Stolp zu Marbach, und dieser dachte er seinen ersten Besuch auf heimischer Erde zu.

Der junge, mit Sold- und Beutegeld versehene Kriegsmann logierte im „Löwen", und bald hatte er die Erbin des Bäckers Kodweis, seine siebzehnjährige Tochter Dorothea, erobert. Schon am 22. Juli war die Hochzeit, und Kaspar Schiller wurde Bürger und Wundarzt zu Marbach. Er praktizierte bis zu Anfang des Jahres 1753. In dieser Zeit verlor der Schwiegervater „durch unvorsichtige Handlungen und schlechte Rechnung" sein ganzes Vermögen.

Getäuscht in seinen Hoffnungen auf ein schönes Erbe seiner Frau und deshalb in Zerwürfnis geraten mit dem alten Kodweis, verließ Vater Schiller Marbach und ließ sich als Fourier in das Regiment Prinz Louis im nahen Ludwigsburg aufnehmen. Die Frau blieb einstweilen in Marbach, wohin der Fourier an freien Tagen zurückkehrte. 1757 zieht Kaspar Schiller, jetzt Adjutant und Fähndrich geworden, mit seinem Regiment in den siebenjährigen Krieg, wo er in der Schlacht bei Leuthen beinahe das Leben verloren hätte.

Frau Dorothea Schiller kam in dieser Zeit in das Geburtshaus ihres großen Sohnes. Sie mietete im bescheidenen Häuschen des Säcklers Ulrich Schölkopf für sich und ein Töchterchen die untere Stube. Der Vater Schiller wurde im Winter 1758 zum Leutnant befördert und kam heim. Einen kurzen Feldzug nach Hessen abgerechnet, weilte er bis zum Sommer 1759 in der Nähe seiner Familie. Während er aber vom August 1759 bis zum April 1760 abermals in Kriegsläuften abwesend war und im Würzburgischen lag, wurde ihm am 10. November 1759 sein Sohn Johann Christoph Friedrich, das spätere Dichtergenie, geboren.

Fünf Monate nachher kehrte der Vater zu den Seinigen zurück. Er lag mit seinem Stabe einige Monate in dem Dorfe Neckarweihingen zwischen Marbach und Ludwigsburg im Quartier, wo ihn seine Frau mit dem jungen Friedrich auf dem Arm öfters besuchte. Bald darauf wurde er Haupt-

mann, doch mußte er wegen ständigen Wechsels seiner Garnison seine Familie in Marbach lassen, bis er sie 1764 nach Lorch an der Rems zu sich nahm, wo der Pfarrer Moser in den Jahren 1765 und 66 dem Knaben den ersten Unterricht erteilte.

1766 kam Hauptmann Schiller nach Ludwigsburg bis 1775, in welchem Jahr er sein Amt in dem neuen herzoglichen Lustschlosse Solitude antrat. Er hatte durch seine landwirtschaftlichen Kenntnisse und durch seine Obstbaumschule in Ludwigsburg die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich gezogen, und der ernannte ihn zum Intendanten der Gärten der Solitude. Hierher hatte der Herzog auch die „Karlsschule" verlegt, welche durch den Eintritt des jungen Schiller überall bekannt ist, wohin des Dichters Name gedrungen.

Von Ludwigsburg aus kam Friedrich Schiller als Knabe mit seiner Mutter und seinen Geschwistern noch öfters zu den armen Großeltern nach Marbach zu Besuch. Der alte Kodweis war Torwart geworden am Niklastor und bewohnte das niedrige Häuschen an demselben. Er starb 1771 im Alter von 73 Jahren und wurde „auf sein Verlangen bei Nacht begraben". Der einst vermögliche Mann schämte sich offenbar, am Tage als Armer zur Erde bestattet zu werden. Die Nachkommen von Schillers Tante, die den Fischer Stolp geheiratet, fischen heute noch im Neckar.

Wie den Torwart-Großvater, begrub man mitten in den napoleonischen Kriegstagen im Jahre 1805 still und geräuschlos zur Nachtzeit in Weimar seinen berühmten Enkel Friedrich Schiller. Die kommenden Jahre schienen den großen Dichter auch in der Erinnerung begraben zu haben. Die gewaltigen äußeren Ereignisse ließen ihn vergessen. Ein Bürger von Marbach, der Gürtlermeister Franke, gab den ersten Anstoß dazu, daß der deutschen Nation die Geburtsstätte Schillers nicht verloren ging. Auf seine Anregung wurde im Jahre 1812 durch Vernehmung noch lebender Zeugen protokollarisch das Geburtshaus festgestellt.

Auch an ein Denkmal dachte der wackere Gürtlermeister schon, sein Gedanke aber blieb einstweilen ein frommer Wunsch. Erst im Jahre 1824 bildete sich in Stuttgart der erste Verein zur Errichtung eines Denkmals. Die Marbacher wollten mitmachen, wurden aber abgewiesen, und erst 1835 entstand hier ein eigener Schiller-Verein mit dem nächsten Zweck, das Geburtshaus anzukaufen, welches im 19. Jahrhundert einem Kleinkrämer und später einem Bäcker gehörte. Schon im folgenden Jahre wurde die Schillerhöhe angelegt, die heute das große Standbild trägt.

Der Schillerkultus hatte in Deutschland indessen überall an Ausdehnung gewonnen, und ein Aufruf des Marbacher Komitees an die ganze Nation im Mai 1858 brachte die nötigen Mittel, um zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers das Haus ankaufen und würdig restaurieren zu können. Am 9., 10. und 11. November 1859 wurde dasselbe festlich eingeweiht und auf der Schillerhöhe der Grundstein zum künftigen Denkmal gelegt. Die Deutschen in Moskau stifteten eine Glocke, die im Jahre 1860 in der Alexanderkirche aufgehängt wurde. Das Denkmal selbst ließ noch lange auf sich warten; erst im Jahre 1876 konnte dasselbe aufgestellt werden.

Treten wir nun ein in das bescheidene Häuschen in der engen Niklastorstraße, so erschreckt uns zunächst im Hintergrunde des engen, dunklen Hausganges des Dichters Kolossalbüste von Dannecker. Sie wird jährlich, infolge einer Stiftung der Hanauer Gymnasisten von 1859, am Geburtstag Schillers mit einem Lorbeerkranze geschmückt von den Schülern der lateinischen Schule in Marbach, bei welcher Gelegenheit der Schillerverein Wien jedesmal einen Knaben aus Marbach mit Schillers Gedichten und einem Goldstücke beschenkt.

Gleich links am Eingang öffnet sich die Türe zur unteren Stube, in welcher Schiller zur Welt kam. Ein bescheidener Raum, eine echte, wohlige Bäckerstube. Das Spinnrad der

Mutter und die Bilder beider Eltern bilden den Hauptschmuck des Gemaches. Eine kurze Treppe führt in das obere Stockwerk und in zwei kleine Zimmer, welche Frau Schiller nie bewohnte, die aber heute, in ihrer alten Einfachheit belassen, allerlei Bilder, Reliquien und eine Schillerbibliothek enthalten.

Bemerkenswert ist ein Album aus Amerika mit den Berichten über die Säkularfeier von 1859 in neunundzwanzig Städten der Union. Unter den Reliquien ist der kleine, dreispitzige Hut zu nennen, den Schiller auf der Karlsschule getragen. Auch ein Fremdenbuch liegt seit 1840 auf, in dem ich als einen der letzten Besucher vor mir den Kronprinzen des Deutschen Reiches las. Das württembergische Armeekorps hatte vor wenig Tagen noch in der Gegend von Marbach manövriert und bei dieser Gelegenheit der preußische Prinz auch das Schillerhaus besucht.

Berufene und unberufene Poeten haben in dem Buch im Schillerhause ihren Gefühlen Luft gemacht und der Stimmung Ausdruck verliehen, in welche sie das Geburtshaus versetzte. Ich bin nichts weniger als Dichter, aber ich glaube, wenn ein zweiter Schiller in mir gewesen wäre, ich hätte heute im Schillerhause zu Marbach absolut nichts „Weihevolles" ins Buch schreiben können; denn ich befand mich infolge des Hochzeitsessens in einer so apatischen und abgespannten Nervensituation, daß ich völlig prosaisch in Marbach umherging. Es war mir dies ein neuer Beweis, wie alles an und in uns von unseren Nervenfunktionen abhängt. —

Auf dem Wege zur Schillerhöhe, die oberhalb des Städtchens gelegen ist, machte mich mein Ludwigsburger Cicerone auch auf das Geburtshaus des bekannten Astronomen Tobias Mayer aufmerksam. Das Haus ist noch weit ärmlicher als das Schillerhaus. Aber Mayer war auch eines armen Mannes Kind. Sein Vater trieb das Wagnerhandwerk. Der Sohn kam früh, wie Schiller, durch Wegzug seiner Eltern von Marbach fort und nach Eßlingen. Durch eigenes Studium

bildete Mayer sich zum Mathematiker aus, und schon in seinem 27. Lebensjahr (1750) wurde er Professor der Mathematik zu Göttingen, wo er aber bereits 1762 starb. Seinen bleibenden Ruhm begründeten seine äußerst genauen Mondtafeln, nach denen sich der Stand des Monds für jede Zeit genau angeben läßt, — eine für die Schiffahrt zur Bestimmung der Längegrade höchst wichtige Arbeit.

Den guten Marbachern, von denen ich übrigens nicht einen sah, — Straßen und Gassen schienen ausgestorben — möchte ich die Bitte ans Herz legen, doch ihrem berühmten Landsmann Mayer eine anständigere Gedenktafel zu widmen. Die jetzige gleicht aufs Haar einem alten Schuhmacherschild, nur daß sie statt der Firma und einiger gemalten Schuhe und Stiefel den Namen Mayers und einige sehr primitiv konterfeite Fixsterne und Kometen aufweist. Die dermalige Tafel ehrt weder Marbach, noch den Astronomen Mayer.

Das Städtchen zählt außer diesem und Schiller noch mehrere bekannt gewordene Eingeborene beziehungsweise Einwohner. Zu den jüngsten gehört der sächsische Geheimrat und berühmte Rechtsgelehrte an der Universität Leipzig, Karl Georg von Wächter. Auch lebte und wirkte hier einst Uhlands Großvater als Helfer (Kaplan).

Die Anhöhe, auf welcher das Standbild Schillers steht, ist etwa fünfzehn Minuten vom Geburtshaus entfernt. Sie trug ehedem den nicht sehr poetischen Namen „Schelmengrüble" und wurde, wie oben bemerkt, bereits im Jahre 1836 für eine Schillerhöhe hergerichtet, so daß jetzt das Monument von einem ziemlich erwachsenen kleinen Park umgeben ist. Der Platz ist sehr passend gewählt und offenbar der schönste Punkt in der nächsten Umgebung Marbachs. Das Neckartal, Ludwigsburg, Asperg und Umgebung und im Norden die Ruine des Wunnensteins, auf welchem der durch Uhlands Balladen bekännte Schleglerhauptmann saß, schauen alle herauf und herüber zum ehernen Dichterfürsten von Marbach, der einsam hier steht, während seine Werke in

aller Welt heute noch Tausende von Menschenherzen bewegen.

Frei, aufrecht und edel erhebt sich Schiller auf dem einfachen, aber geschmackvollen Piedestal, im Professorenrock, den kurzen Beinkleidern und den Schnallenschuhen seiner Zeit. In der rechten Hand, welche sich an die Brust anlehnt, hält der Dichter einen Griffel, in der linken ein Manuskript. In echt schwäbischem Patriotismus wurde die Fertigung des Monuments zwei inländischen Künstlern übertragen. Der Bildhauer Rau, ein geborener Biberacher, modellierte dasselbe, und Pelargus in Stuttgart vollzog den Guß. Etwas künstlerisch Hervorragendes konnte ich aber an dem Werke nicht entdecken. Da verrät denn doch das im Jahre 1839 zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche in Stuttgart aufgestellte Schillerbild von Thorwaldsen weit mehr klassische Schönheit, obwohl manche nicht sehr pfiffige Schwaben dasselbe in hohem Grade tadeln. Sie meinen, Schiller sei auf demselben nicht idealisiert, sondern ganz in der gebückten Haltung, die er im Leben hatte. Ich will auf einem Standbild den berühmten Mann, wie er leibte und lebte. Ob er dabei aufrecht oder gebückt ging, ist Nebensache für den, welcher weiß, was der betreffende Mann Ideales und Geistiges geschaffen hat. Wir beurteilen einen Mann nicht nach seiner körperlichen Haltung, sondern nach seinem geistigen und moralischen Gehalt. Seine Gestalt aber zu idealisieren und anders zu machen, als sie im Leben war, ist eine Fälschung.

Ich war nun einmal heute nicht „bei Stimmung", und so ließ alles auch hier mich ziemlich kalt, und nur elegische Gefühle durchzogen mich, wozu der stille Ort und das trübe, regnerische Herbstwetter den größten Beitrag lieferten. Ich bin überzeugt, daß ich meinen liebenswürdigen und heiteren Begleiterinnen an diesem Nachmittag höchst langweilig vorkam, was ich im Interesse der Höflichkeit bedaure.

Ohne auch nur eine Erfrischung genommen zu haben,

fuhren wir von der Höhe des Städtchens hinab ins Neckartal und den Neckar aufwärts Ludwigsburg zu, das wir mit einbrechendem Abend erreichten. Hier hatte die gastfreundliche Mutter der Frau Major, eine Schwester des bekannten Konvertiten und Beichtvaters des Kaisers Maximilian von Mexiko, P. Fischer, einen Imbiß bereit, der ans Schlaraffenland erinnerte; denn es waren buchstäblich „gebratene Tauben" dabei und als Nektar ein vortreffliches Lagerbier. Doch ich war alle Zeit meines Lebens ein Pechvogel und so auch hier wieder bei diesem lukullischen Mahle. Ich durfte kaum daran nippen; denn in wenigen Minuten sollte der Zug abgehen, mit dem ich nach Stuttgart zurückkehren mußte, weil Oberst von Steinheil mich am Bahnhof erwartete und ich mein Kommen zugesagt hatte.

Flüchtigen Schrittes verließ ich deshalb das lockende Mahl, das gastliche Haus und das langweilige Ludwigsburg und fuhr in die Residenz zurück. Der genannte Herr nahm mich hier in Empfang, und in den glänzenden Räumen des „oberen Museums" verbrachte ich den Abend.

So ein „Museum" in einer deutschen Stadt ist der Friedenstempel der alten Staatsbeamten und Pensionäre, in der Regel ein stiller, öder Ort, wo Zeitungen gelesen werden und wo ohne jede politische Aufregung geraucht und getrunken wird.

Es ist manches alten Herrn einziger Trost in seinem irdischen Dasein. Hier tötet er die Langeweile seines tatenlosen Ruhestandes durch friedliche Gespräche mit Leidensgefährten oder durch die Lektüre der Tagesblätter. Kann der „Papa" einmal nicht mehr „aufs Museum", dann wird er daheim griesgrämig bis zum höchsten Grad, und für Weib und Kinder ist gar oft das Museum der beste Blitzableiter.

Wenn diese Herren so gerne in die Kirche gingen, als ins Museum und den Lebensabend so eifrig mit religiösen Studien ausfüllen würden, wie mit Museumsliteratur, sie kämen alle in den Himmel. —

Am frühen Morgen reiste ich auf gleichem Wege, den ich gekommen, mit dem stillen Dichter von Weingarten der lieben Heimat zu, aufs neue bestärkt in dem alten Spruche: „Hie gut Württemberg in alle Weg'!"



0

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Achter Band

Dürre Blätter

Zweite Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Dürre Blätter

Zweite Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.



Aus meinem Tagebuch[1].

1878.

Hagnau am Bodensee, den 1. Juni.

Ich komme eben aus der Kirche und habe in derselben viele meiner Pfarrkinder mit ziemlich traurigen Mienen gesehen. Es ist heute Nikomedes im Kalender, für die Rebleute am See ein „Lostag“ fürs Wetter seit alten Zeiten. „Der Mike-Möhrle[2] sitzt uff'm Knörle[3]“, sagen die Leute, und wenn es ihn heute vom „Knörle“ herabschwemmt, bleibt er dreißig Tage im Regen liegen. Regnet's also heute, so regnet's den ganzen Monat. Und es regnet in Strömen, daher die unfreudigen Gesichter. Zum Glück treffen diese, im übrigen auf alte Erfahrung gegründeten Wetterregeln nicht immer zu, und so teile ich die Stimmung meiner Rebleute diesmal noch nicht.

---

[1] Im Jahre 1878 kam mir einmal in der Einsamkeit des Landpfarrers der Gedanke, „zum Zeitvertreib“ ein Tagebuch anzufangen. Ich führte es, wenn auch nicht täglich, fort vom 1. Juni bis Allerheiligen und gebe es hier, verbessert, wieder.

[2] Offenbar eine Verunstaltung von Nikomedes. [3] Knörle bedeutet eine trockene Erdscholle.

Aber man sieht daraus, wie die Sorge ums Irdische und die daran geknüpfte Furcht uns Menschen gleich die Freudigkeit an Gott und am Gebet nehmen können.

So ein Regenwetter am Festtag eines „Weinheiligen" bringt „Weltschmerz" hervor in der Seele des gewöhnlichen Mannes, des Winzers, während Sonnenschein seine Hoffnungen schwellt. Versteigert der Domänenverwalter von Meersburg sein ärarisches Gras bei Regenwetter, so bekommt er nur halb so viel, als wenn die Sonne scheint.

Sonne ist eben Leben und alles Lebens Grund. Wenn sie nur wenige Tage ihre Wärme und ihr Licht einstellte, wäre alles organische Leben im Tode erstarrt.

Als ich nach dem Frühstück meine seit einigen Tagen angefangene Lektüre wieder vornahm, fand ich so recht lebhaft den Unterschied in der wehmütigen Seelenstimmung des Menschen.

Ich lese eben Byrons „Junker Harold" und das Abschiedslied des Junkers von der Heimat, das da beginnt:

Leb' wohl, leb' wohl, mein Mutterland,
Schweb' über Wassern blau!
Der Nachtwind pfeift, gejagt zum Strand
Und schreckt die Möve grau.
Der Sonne, die dort winkend mir
Ins Meer versinkt voll Pracht:
Ihr dies mein Lebewohl, wie dir,
Mein Heimatland — gut' Nacht!

Wenn man nun den Weltschmerz, der das wunderbare Dichtergenie Byrons in jenen Gesängen vom „Junker Harold" durchzieht, vergleicht mit dem Weltschmerz eines schlichten Rebmanns bei Regenwetter, so kann man ungefähr ahnen, welche Riesenunterschiede in den Akkorden einer Menschenseele erklingen können. —

Ich war diesen Nachmittag in der durch meinen Studiengenossen, Pfarrverweser Stang, neurestaurierten Kirche von

Immenstaad. Obwohl ich fast täglich bis zum ersten Hause dieses Dorfes meinen Spaziergang am See hin mache, so betrete ich dasselbe doch selten. Heute tat ich es um der Kirche willen. Ich fühlte hier so recht, wie unendlich viel der äußere Schmuck eines Gotteshauses auf das religiöse Gemüt des Menschen wirkt. Ehedem wie ein feuchter, dunkler Keller, trat jetzt das kleine, gotische Kirchlein in voller Lieblichkeit eines gezierten Heiligtums vor mich hin und versetzte mich in freudig belebende Stimmung.

Es muß in einer leeren, kalten Kirche schwer sein, gut und gehoben zu beten. Eine freundlich geschmückte katholische Kirche aber gibt schon äußerlich den Ton an, welcher in der Seele das Gebet zu modulieren anfängt.

Heute abend war der alte Bürgermeister Model bei mir, einer der ältesten Männer meines Dorfes. Ich lade ihn oft zu mir ein, trinke mit ihm mein Bier, und er muß mir erzählen von den vergangenen Zeiten, Menschen und Familien unseres Dorfes, und ich lausche und denke stillernst an — die Vergänglichkeit.

Am 2. Juni.

Es ist Sonntag. Für mein Tagebuch ein Ruhetag, weil es mir physisch fast unmöglich ist zu schreiben. Der ganze sonntägliche Gottesdienst mit Frühmesse, Predigt, Amt, Christenlehre und Vesper strengt meine Nerven so an, daß ich nach getaner Arbeit kaum mehr denken, noch weniger bei meinem nervösen Augenleiden der Feder folgen kann.

Am Nachmittag, da ich matt und müde vor meinem Haus stand und trüb über den See hinschaute, kam der Lehrer Streicher von der benachbarten Taubstummenanstalt in Meersburg zu mir herüber aus der benachbarten Wirtschaft seines Schwiegervaters und las mir einen Liebesbrief vor, den ein völlig taubstummes Mädchen einem taubstummen Knaben geschrieben hat. Ich halte dieses Schreiben psychologisch für sehr interessant und bat deshalb den Vorleser, mir

eine Abschrift davon zu machen, die ich hier wiedergebe. Der Brief lautet:

Lieber, bester Benjamin!

Schon wollte ich Dich verzeihen, aber ich konnte nicht, weil einige Knaben und Mädchen es sehen und ich müßte mich schämen, wenn die Knaben oder Mädchen sagten, wenn ich Dich lieb habe. Lieber Benjamin! Du sollst morgen um 10 Uhr zu mir in die Schule kommen, aber Du sollst allein kommen. Ich will Dich morgen 10 Uhr um Verzeihung bitten und Du sollst mir einen lieben Kuß geben. Vielgeliebter Benjamin! Ich will Dich nicht mehr beleidigen. Aber Du sollst alle Tage gegen mich liebevoll und freundlich sein. Lieber Benjamin! Du sollst am Sonntag zu mir in die Schule kommen, und wir wollen miteinander freundlich sprechen. Du hast gesagt: Du kannst nicht liebevoll mit mir sein, aber das kannst Du gewiß. Bester Benjamin! Wenn Du oft zu mir kommst, so sollst Du sagen: „Guten Morgen! Jetzt will ich Dein bester Freund sein." Ich war oft traurig, weil Du mich nicht geliebt hast. Lieber Benjamin! Wenn Du entlassen wirst, so sollst du mir oft Briefe schreiben und ich will Dir auch Briefe schreiben. Ich habe es schon meinen Eltern gesagt: Mein bester Freund ist der Benjamin. Die Eltern wunderten sich, weil du mein bester Freund bist. Die Eltern haben befohlen, ich soll verheiratet werden mit Dir. Willst Du mich verheiraten? Dieses habe ich nicht erzählen wollen, weil ich mich schämte, aber ich will es jetzt Dir sagen. Aber das sollst Du nicht keinem Knaben oder Mädchen geben und lesen. Ich bitte daß Du schweigen sollst. Dieses habe ich gestern nacht im Schlafsaale geschrieben. Ich will Dir noch vieles schreiben, aber, denn ich bin müde geworden. Auch sollst Du es dem Adolf nicht sagen.

Es grüßt und küßt Deine Dich liebende Freundin

Lena.

Wie kamen diesem taubstummen Mädchen diese Gedanken? Sind sie Instinkt, Naturtrieb, der bei dem Mädchen frühe erwacht ist? Von der Außenwelt, mit der das Kind als taubstumm fast keinen Verkehr haben kann, sind sie sicher nicht in dasselbe gedrungen.

Der Knabe weiß nichts von Liebe und will nichts davon wissen. Im Mädchen aber wehet das Ewig-Weibliche! —

Am 3. Juni.

Als ich gestern abend auf dem gewöhnlichen Heimweg vom Spaziergang an der Waldecke bei Kippenhausen auf einem Holzhaufen saß und in der Stille über See und Berge hinschaute, kam aus dem Walde der alte „Jochum" (Joachim) Ainser, ein Rebmann meines Dorfes. Er hatte auf einem Hofe in der Nähe einen Besuch gemacht und erzählte mir, als ich mit ihm weiterging, dem Dorfe zu, daß er bei den von ihm besuchten Leuten einen Knaben gesehen habe, der seit längerer Zeit „vom bösen Feind" geplagt worden wäre. Da habe dieser Tage ein Mann „von den Bergen" geholfen durch Sympathie. Man habe diesen Mann morgens holen und abends „vor Betzeit" wieder heimbringen müssen.

Ich erklärte dem Erzähler die Krankheit auf natürlichem Wege als „Veitstanz", ohne jedoch die Wirkung der Sympathie verwerfen zu wollen.

Diese geheimnisvollen sympathischen Kuren sind ganz entschiedene Tatsachen, die sich nicht bestreiten, aber auch, wie so vieles in der Welt, nicht erklären lassen. Die Einflüsse von Gebetsformeln und ganz eigenartigen Dingen sind, so sehr sie auch von den Ärzten ignoriert werden, nicht zu leugnen. Aber statt sie zu verachten, sollte man diesen physiologischen und psychologischen Rätseln zu Leibe gehen und sie zu erklären und zu fassen suchen.

Auch von seiten der Geistlichkeit werden sie gewöhnlich

als Aberglauben verpönt oder als „teuflisch" verboten. Ich möchte beides nicht annehmen. Aberglauben sind sie nicht, weil sie unbestreitbare, heilsame Wirkungen hervorbringen, und teuflisch können sie nicht sein, weil bei all jenen sympathischen Kuren das Gebet und die heilige Dreifaltigkeit eine große Rolle spielen.

Item sie existieren, gehören aber noch zu dem vielen „Wunderbaren", das uns trotz aller Forschungen von allen Seiten in tausend Gestalten noch umgibt und zu allen Zeiten umgeben wird. —

Ich lese heute wieder im „Junker Harold" und bin entzückt von den Schilderungen Roms, wie sie Byron im vierten Gesange seines „Junker" uns gibt. Wenn ich die Gedanken, die dem Genius des kaum dreißigjährigen Byron auf den Trümmern der „Niobe der Nationen" entstiegen, mit meinen Phantasien auf den gleichen Stätten vergleiche, so komme ich mir geistig so armselig vor, wie ein zerlumptes Bettlerkind, das kaum reden kann — einem genialen Kaisersohne gegenüber.

Was ist unsereiner für ein elender Schreiber als Schriftsteller, wenn man sich einem Geist wie Byron in seinen lyrischen Ergüssen gegenübersieht? Ein Ratschreiber des kleinsten deutschen Dorfes, der nicht einen Satz orthographisch schreiben kann, im Vergleich mit einem geheimen kaiserlichen Kabinettsrat. —

Fürwahr, man sollte nur geniale Menschen schriftstellern lassen, uns gemeinen Stümpern aber das „Handwerk" verbieten!

Wie wunderbar ist die Elegie, die den Geist Byrons erfaßte auf den Ruinen der Weltstadt! Wie ruft er ihr zu:

O Rom! Mein Vaterland! du Stadt der Seele!
Es fliehe das verwaiste Herz zu dir,
Einsame Mutter toten Reiches, und quäle
In dumpfer Brust sich nicht mit Schmerzgezier.
Weicht's mit unserm Weh' und Leid? Seht hier

Die Trauerweide, hört die Eul' und flüchtig
Blickt auf gestürzte Thron' und Tempel, ihr,
Die Leid ihr tragt, das nie als Leiden wichtig.
Gestürzt liegt eine Welt hier gleich wie Staub so nichtig!

Wie sucht er auf den Ruinen der Kaiserpaläste seinen eigenen Schmerz zu vergessen, während er ihn nur um so größer ausspricht:

So heult ihr Winde denn, und euer Heulen
Soll fürderhin wie Festmusik mir sein,
Soll nachts sich dämpfen durchs Gekreisch der Eulen,
Wie ich's vernehme jetzt, wo Dämmerschein
Der nächt'gen Vögel Nest umflort. Ihr Schrei'n
Will mir wie Zwiesprach am Palatium schallen;
Mit Glitzeraugen flattert's um und ein
Auf Segelschwingen. Gilt in solchen Hallen
Der Erde Schmerz etwas? Der meine nichts vor allen!

Das Genie des unglücklichen Dichters kommt mir überhaupt nirgends gewaltiger und großartiger vor, als in der Fülle erhabener Gedanken, zu denen Rom, die Kaiserpaläste, das Kolosseum, dieses „Werk göttlicher Zerstörung", ihn begeisterten.

Wie innerlich zerrissen war dieser große Geist! Gerade so zerrissen, wie sein lyrisches Mitgenie Heine, den er an Höhe überragt, wie der Ätna den Vesuv. Ob beide selbst schuld waren oder ihr Dämon, Genie genannt, daß die Erde ihnen, wie Heine sagt, zur „Schädelstätte" wurde, vermag ich nicht zu entscheiden. Daß aber die Engländer dem größten Lyriker aller Zeiten, ihrem Byron, noch kein Denkmal gesetzt haben, kann man ihnen nur verzeihen, wenn man bedenkt, daß der Dichter nichts für den Baumwollenmarkt und nichts für die Kolonien getan hat.

Da sind wir Deutsche doch bessere Bürger. Wir setzen jedem Dichterling ein Monumentchen oder wenigstens eine

Tafel. Dafür sind wir aber auch die geborenen Dichter und Gemütsmenschen und die Engländer die Krämerseelen der Welt.

Dies habe ich vor elf Jahren geschrieben, und später, anno 1889, fragte ich einen Engländer, den trefflichen Reverend Green, der in Freiburg privatisierte, ob Byron noch kein Monument habe; er verneinte die Frage und meinte, die „moralische Tendenz" des Dichters sei schuld. Wenn die Engländer so subtil sind in allen andern Dingen, so gehören sie zu den Heiligen. Byron ist der größte Poet des Weltschmerzes: Misanthropie, Lebensüberdruß, Pessimismus gehen durch all seine Dichtungen. Aber er steht als Dichtergenie doch groß und herrlich da. Er gleicht einem Vulkan, der, immer glühend, mit schneebedecktem, rauchendem, qualmendem Gipfel in den Äther des Himmels ragt, während seinen Fuß eine Fülle des Segens umgibt.

Doch ging's dem deutschen Dichter Heine auch nicht besser trotz unserer Denkmalswut. Er sollte ein Denkmal bekommen, aber keine Stadt wollte dasselbe aufstellen, auch wegen der moralischen, beziehungsweise unmoralischen Tendenz des Dichters.

Wenn man aber allzeit die Moral des mit einem Denkmal Gefeierten entscheiden lassen wollte, dürfte man nur den Heiligen solche Gedenksteine setzen.

Am 4. Juni.

Heute gelangte die Nachricht von dem wiederholten Attentat auf unsern Kaiser in unser einsames Dorf und rief allgemeine Aufregung hervor.

Jeder ehrliche Deutsche wird mit tiefer Entrüstung dieser Tat gegenüberstehen und aus vollstem Herzen wünschen, daß Gott den greisen Monarchen nicht auf solche Weise wird aus dem Leben scheiden lassen, nachdem er ihn mit einem so hohen Alter und so vielem Ruhme begnadigt hat. Und vorausgesetzt, daß dieser Wunsch sich erfüllt, sind die

beiden Attentate sicher nicht ohne ihre guten Folgen. Diese „bösen Taten werden manches Gute schaffen".

Sie sind zwei Raketen, die blutrot aufstiegen und eine drohende Katastrophe ankündigten, zwei Leuchten, damit man sehe, vor welchem Abgrund wir stehen; zwei grelle Blitze aus dem dunkeln Himmel unserer sozialen Zustände. Wird es gewürdigt, dieses unheilverkündende Wetterleuchten, so kann großer Segen daraus hervorgehen.

Wer noch irgend ein Gefühl für Autorität und Ordnung hat, wird sich auf Seite von Kaiser und Reich stellen und hat sich infolge der Attentate erst recht mit aller Entschiedenheit dahin gestellt.

Es könnte auf den Untergang der Sozialdemokratie nichts schneller wirken, als solche Bubenstücke. Man wird aber in den verschiedensten Kreisen die Lehre ziehen, daß Ordnung und Autorität vor allem auf der Religion beruhen. Man wird namentlich in der Armee wieder mehr auf Christentum und Achtung vor der Religion sehen müssen.

Ich habe seit Jahren die Beobachtung gemacht, daß die jungen Burschen meines Dorfes, welche als Soldaten fort waren, meist religiös angesteckt und „aufgeklärt" heimkommen, weil sie, wie sie mir offen gestanden, in der Kaserne nur Spott hörten über ihre mitgebrachte gläubige Gesinnung. Erst das allgemeine religiöse Bewußtsein der Gemeinde, in welche sie zurückkehren, bringt die Leute wieder auf den alten Stand.

Dieser Tage, kurze Zeit nach dem ersten Attentat, so erzählte mir ein Landwehrmann, habe der die Landwehr inspizierende General in Konstanz die kriegspflichtigen Familienväter bei der Entlassung in die Heimat ermahnt, ihre Kinder christlich zu erziehen. Von derlei Dingen, meinte mein Berichterstatter, sei früher und zur Zeit des Kulturkampfs in militärischen Kreisen nicht die Rede gewesen.

Ich halte die Sozialdemokratie heute noch und soweit sie in Anarchie übergehen will, nicht für lange gefährlich.

Wenn sie ihr Haupt erhebt, wird ihre Herrschaft kurz sein und blutig enden, weil das „Volk in Waffen" meist aus den Söhnen unseres Landvolkes besteht, dieses aber ob seines Besitzstandes und seiner Religiosität nicht leicht für sozialdemokratische Ideen zu gewinnen ist.

Am schlimmsten wird in der Richtung die kommende Generation, die heute noch in den Knaben- und Bubenschuhen steckt und aufwuchs unter der Ära des Kulturkampfs, geleitet von aufgeklärten Schulmeistern höheren und niederen Ranges. Aber auch diesem künftigen Geschlecht können noch „Mores" gelehrt werden, wenn Kirche und Staat Frieden machen und die Welt zurückkehrt zu konservativeren Grundsätzen. —

Die telegraphischen Unglücksnachrichten drängen sich in den letzten Tagen förmlich und regen einen täglich auf. Ich weiß nicht, wo ich es einmal gelesen habe, daß ein Arzt den Ausspruch tat, die Signatur unserer Zeit sei die Nervosität und eine Hauptursache daran der Telegraph. Und der eben verstorbene Hofrat Buß meinte mir gegenüber auch einmal, die vielen Herzleiden unserer Zeit kämen von den aufregenden, täglich eintreffenden telegraphischen Nachrichten.

Es mag sein, daß man früher die eine Botschaft verdaut hatte, ehe die andere kam, allein so gefährlich ist's doch nicht mit dem Telegraphen. Richtig ist jedenfalls, daß unsere Zeit in alleweg an Nervosität und an einer aufgeregten Hast und innerer und äußerer Unruhe leidet, und daß es deshalb in allen Menschen und in allen Kreisen zuckt und zittert, wie in einem Telegraphenapparat. Schuld daran ist aber vorab die fortschreitende Kultur mit all ihren Folgen.

Ich selbst bin nervös in hohem Grad, — an diesem Leiden sind übrigens Telegraph und Kultur viel unschuldiger, als ich selber und mein ererbtes Temperament.

Am 6. Juni.

Meine Pfarrkinder bekamen nicht umsonst Weltschmerz über den Regentag des heiligen Nikomedes. Es regnet seit

jenem Tage in vollen Strömen und das ergreift jetzt auch mich. Anhaltend Regenwetter macht mein Seelenleben trüb und melancholisch wie eine Kirchhofsmauer. Es fehlt dem geistigen Atmen das Licht, und in dunklen Gedanken schwebt's über der Seele, wie Dünste über dem stillen Gewässer eines finsteren, kleinen Waldsees.

Es liegt ein Stück Gottverlassenheit in anhaltendem Regenwetter, während bei schönem Sonnenschein das strahlende Gestirn des Tages wie das Vaterauge Gottes der Erde und den Menschen zulächelt.

Mein Auge hält bei dem Mangel an Licht nicht lange stand; ich kann kaum einige Minuten lesen oder schreiben. So liege ich heute meist unter dem Fenster und schaue hinein in nasse Melancholie, die über den großen See vor meinem Fenster zu mir herschaut, regnend und schauernd. Regenwetter über ein großes Wasser hin ist der traurigste Überfluß, den es geben kann.

Am 10. Juni.

Es ist Pfingstmontag und heiteres, sonnenfreundliches Festwetter. Über den See ziehen geschmückte Dampfschiffe mit lustfahrenden Passagieren. Den meisten Menschen in den Städten sind ja die Pfingsttage kaum mehr etwas anderes als Tage, die man zu Ausflügen und „Partien" benützt. Und doch könnte gerade das diesmalige Pfingstfest unsern mit dem Zeitgeist schwimmenden Zeitgenossen eine ernste Predigt geben in den Kaiserattentaten, so daß auch sie, wie die Juden am ersten Pfingsttage, die Frage sich stellen dürften: „Quid faciamus?" Was sollen wir tun? — Wohin führt der Materialismus auf den Kathedern und der Rationalismus auf den Kanzeln?

Gar schön sagt an einem Pfingsttag der Jesuit Colberg: „Ja, lieber heil'ger Geist, heute ist Pfingsten, aber man weiß nicht mehr, was das Wort bedeuten will. Ausflüge! Wozu brauchen dich auch noch die Menschen? Sie

haben ohne dich studiert, die größten Geheimnisse der Natur ohne dich herausgebracht und leben ja ganz draußen in der Welt, als ob sie in ihrer Brust keine Welt hätten."

Der Zeitgeist hat überhaupt weit mehr Gewalt über die Leute, als sie nur wissen. Da hört man unsere sogenannten Gebildeten sagen: „Die positive Religion ist für Kinder und alte Weiber. Wir, die Träger des freien Gedankens, wir kennen nur e i n e geistige Macht, die Vernunft. Vor der beugen wir unser Knie." Diese Phrase lautet sehr souverän. Aber fragen wir die Leute einmal, woher sie diese wegwerfende Meinung und diese stolze Vernunft haben?

Vernunft ist nicht so billig zu haben „wie Brombeeren" Sie ist ein rares Ding und nicht überall zu Haus. Und von ihr soviel besitzen, um sich selbst seine Weltanschauung zu machen, ist eine sehr seltene Gabe. Man heißt sie Genie. Es gibt nur sehr wenige Menschen, unter Millionen oft nicht einen, die dieses Privilegium haben.

Gar treffend sagt hierüber Schopenhauer:

„Urteilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht weniger. Die übrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht, zu denken, wie sonst alle Welt denkt; aber zu denken, wie alle Welt in dreißig Jahren denken wird, ist nicht jedermanns Sache."

Das Genie allein vermag es, die Ideen und Anschauungen, welche Erziehung und Unterricht ihm beigebracht haben, wegzuwerfen wie der Adler, welcher die Beute, die er von der Erde in die Lüfte hinaufgenommen hat, wieder fallen läßt.

Das Genie vermag es, seiner Amme und seinem Lehrer sich zu entwinden, aber es wird ihm schon schwer, über sein Jahrhundert und seine Nation hinauszugehen. Das Zeichen seines Jahrhunderts und seiner Nation muß meist auch das Genie an sich tragen.

Wenn so die großen Geister vom Zeitgeist etwas an sich haben, wie wird es den kleinen und kleinsten gehen? Und zu den kleinen Geistern, zu den billigen Denkern, gehört „immer einer mehr, als man glaubt", meint der alte Lichtenberg.

Kurz gesagt, die Vernunft, welcher das Gros unserer Gebildeten und Halbgebildeten folgt und vor der sie ihre Knie beugen, heißt Zeitgeist. Und diesen Zeitgeist machen einzelne den andern vor auf den Lehrstühlen, in den Zeitungen und im täglichen Leben. Und die Macht dieses Zeitgeistes ist für manche Menschen noch eine Entschuldigung, weil es schwer ist, seinem Einflusse sich zu entwinden und es nur wenige Menschen gibt, die lange gegen den Strom schwimmen können.

Wenn all die Gebildeten und Halbgebildeten unserer Tage, die Professoren, Staatsräte, Amtmänner, Schreiber, Volksschullehrer, Kaufleute, Hoteliers usw., die heute jahraus jahrein keine Kirche besuchen und kein Vaterunser mehr beten, vor 400 Jahren gelebt hätten, würden sie Steine zu Kirchenbauten getragen, den Rosenkranz gebetet, womöglich täglich die Kirche besucht und alle Prozessionen und Bruderschaften mitgemacht haben, weil es im Geiste jener Zeit lag. Heute liegt das Gegenteil darin, und deshalb die religiöse Gleichgültigkeit aller derer, die vom Zeitgeist abhängen, wie die Frauenwelt von der Mode.

Unsere „starken" Männer, diese Charaktere von Natur aus, lachen über die Frauen, weil diese sich unter die Mode beugen und sich fürchten, gegen sie anzukämpfen, während sie selber einer viel gefährlicheren Mode, der religiösen Gleichgültigkeit, sklavisch sich unterwerfen, die Frauen dagegen gerade hier weit mehr Widerstand und Charakter zeigen, als die Männerwelt.

Eine Frau geniert sich, nach der alten Mode gekleidet zu sein, aber sie schämt sich nicht, in der Kirche gesehen zu werden und laut ein Vaterunser zu beten. Unsere Helden-

männer aber verleugnen dem Zeitgeist und seinen Propheten zuliebe Gebet und Kirche und, wenn's sein muß, unseren Herrgott im Himmel und nennen sich die Vernünftigen und die Starken. Sind das Männer?!

Am 14. Juni.

Gestern gegen Abend habe ich unsern Bäckermeister, den einzigen des Dorfes, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Er kam zur Zeit des werktäglichen und sonntäglichen Kirchgangs nie aus seiner Backstube. In der Nacht schlief er wie andere Sterbliche und am Morgen mußte der Michel Kammerer Brot backen und am Nachmittag ins Wirtshaus gehen.

Er war sonst in alleweg ein braver Mann und nicht unreligiös. Er gab gerne den Armen und auch für das Haus Gottes und seine Zierde hatte er stets eine offene Hand.

Mein Sakristan und sein Jugendfreund lobte ihn heute ganz besonders, weil er ihm sein Häuschen wieder gegeben, das er einst bei der Gant des armen Mannes, der später mein Mesner wurde, gesteigert hatte.

Vom Bäcker heimgekehrt, traf ich den Müller, ebenfalls der einzige der Umgegend, im Pfarrhause; er ist gekommen, um mir seinen Monatsbesuch zu machen.

Unweit unseres Dorfes zieht durch einen Erlengrund vom Wald herab ein Bächlein eilig dem See zu. Oft lenke ich am Morgen meinen Spaziergang nach diesem stillen Tälchen, das nur die Mühle in sich birgt, und oft schon dachte ich beim Rauschen des Rades und dem leisen Flüstern der Erlen an mein Lieblingslied aus der Studentenzeit:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.

Der wackere Müller, Andreas Keller, ein echtes Müllerbild mit glatten, roten Wangen und vielem urwüchsigen

Humor, und ich sind seit Jahren „gut Freund“, trotzdem er nicht in meine Pfarrei gehört. Ich ging so häufig schon an seiner Mühle vorüber, daß wir uns bekannt werden mußten, und gar manchmal hab' ich den wackern „Meister“ vom Pflug oder vom Mühlgang weg eine Strecke weit als Begleiter mitgenommen.

Aber er hat auch noch ein ganz besonderes Verdienst um mich, er bereitet mir seit Jahren aus purer Freundschaft eigens mein kleines Quantum Schrotmehl, das ich zu meinem „täglichen Brot“, dem Graham-Brot, brauche, während unser jetzt todkranker Bäcker es mir gebacken hat.

Um dieses Verdienst anzuerkennen, lade ich unsern Müller jeden Monat auf einen ihm beliebigen Abend ein; er kommt dann, wie er eben Zeit hat, ich bezahle ihm sein Schrotmehl, und wir unterhalten uns immer ganz gut bei Münchner Bier.

Seit Jahren abends unfähig zu lesen oder zu schreiben, ist es für mich eine Erholung und Abwechslung, bisweilen auch irgend jemand andern als meine Schwester um mich zu haben. Und dieser jemand ist mir stets am liebsten, wenn er nicht zu den Gebildeten oder den sogenannten gescheiten Leuten gehört. Wenn ich mit einem gewöhnlichen Bauersmann so einen Abend über Rebkultur, über Kleebau, Viehzucht, Fruchtpreise mich unterhalte, so ruht mein Geist angenehm aus, und mein Leib schläft, zur Ruhe gebracht, bald ein. Habe ich aber einen sogenannten Gebildeten um mich, so wird politisiert, werden „geistreiche“ Redensarten gewechselt und man regt sich auf — um nichts.

Ich bin deshalb ordentlich froh, daß ich in meinem einsamen Dörflein nicht oft „gescheite Leute“ um mich habe, schon um meiner Nachtruhe willen. Und ich habe darum auch gar nicht das Bedürfnis nach dem, was man „bessere Gesellschaft“ heißt.

Am 17. Juni.

Ich habe gestern lebhaft die Wahrheit dessen gefühlt, was ich im Vorstehenden niedergeschrieben. Am vorgestrigen Abend war mein alter, bewährter Freund, der P. Koneberg aus Ottobeuren, von dem ich schon im ersten Band der „Dürren Blätter“ erzählt, unerwartet zu Besuch gekommen. Er befand sich eben auf der Heimkehr von einer Wallfahrtsreise nach Lourdes, wobei er sich auch einen großen Teil Frankreichs angesehen hatte. Da wurde nun den ganzen Abend hindurch erzählt und räsoniert, und ich hatte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen kamen noch zwei mir bekannte Offiziere der benachbarten württembergischen Garnison Weingarten, die Leutnants Ritter und Alber, dazu und blieben den Tag über bei uns. Außerdem war Sonntag und unser Bäckermeister am Sterben. Öfters verließ ich meine heiteren Gäste, um den Sterbenden zu besuchen, wobei die Gegensätze von Leben und Sterben ebenso gewaltig als grell in mir auf und ab wogten.

Am Abend fuhr ich mit allen dreien den See hinauf, gab ihnen das Geleit bis zur Station Immenstaad und suchte, den Rückweg zu Fuß machend, meine Waldecke bei Kippenhausen auf. Dort saß ich noch lange, aber so trüb und abgespannt von dem vielen Reden während der letzten zwei Tage, daß der stille Abend und die Ruhe der Natur mich nicht mehr zu heben vermochten. —

Als ich diesen Morgen zu unserm Schreiner, einem braven, überaus fleißigen Mann, in die Werkstätte trat, um ihm einen Auftrag zu geben, machte er eben an dem Totensarg für den verstorbenen Bäcker, und unheimlich trat der Gedanke an den Tod an mich heran.

So ein „Totenbaum“ ist ein unendlich trockener, prosaischer, aber scharfer und eindringlicher Prediger, ein unheimlich Ding, das unsere Weltgedanken rasch kalt stellt. Und der Schreiner, selbst ein tiefkranker, dem Grabe zu-

wankender Mann, machte so gleichgültig an diesem Totenhaus, in welchem unser Leib in Staub und Moder sinkt mit all seiner Lust. Johannes Emhart, der Schreiner, bedauerte nur, „daß er nicht mehr bessere Totenbäume machen müsse, denn an diesen sei noch etwas zu verdienen". Der Mann denkt nur an seine paar Mark Profit, da er seinem Nachbar den Sarg zurichtet! Das sind die Gedanken eines Schreiners, den die Gewohnheit gleichgültig gemacht hat — beim Herstellen eines Totenbaumes, während den, welcher selten dieser Arbeit zusieht, der Anblick des düstern Werkes tief innen ergreift.

Seine Söhne haben dem Johannes, einem Schwaben aus Hundersingen, jetzt längst auch schon die Totenlade machen müssen.

Am 18. Juni.

Eben komme ich von Konstanz. Trotzdem nur eine dreiviertelstündige Seefahrt mich von der alten Bischofsstadt trennt und ihr Münster täglich zu meinem Fenster herüberwinkt, besuche ich sie doch sehr selten. Ich habe auf meiner kleinen Pfarrei Zeit im Überflusse, doch kommt mir ein halber oder ganzer Tag, auswärts zugebracht, meist wie ein verlorener vor. Nach Konstanz komme ich nur, wenn ich einen Besuch abholen oder den Pfarrer Brugier, den liebenswürdigen Nachbarn und stets bereiten Helfer, um eine Predigt bitten oder den Zahnarzt Suhm konsultieren will. In der Regel stehe ich dann stundenlang vor Abgang des Schiffes wieder am Hafen und schaue hinüber nach meinem stillen Dörfchen und bin froh, wenn, wie die Bauern am See sagen, „der Dampf abgeht".

Es mag sein, daß das in vieler Hinsicht so interessante Konstanz für mich deshalb so wenig Reize mehr hat, weil ich vor Jahren so oft hinüber mußte als Angeklagter, Staatsverbrecher und Agitator. Und bekanntlich gehen die Gehenkten nicht gerne „in des Seilers Haus".

So oft ich aber dorthin komme, suche ich, als Freund von Ölgemälden, die dortigen Feilträger auf und durchmustere ihre Antiquitäten. Heute war das Glück mir besonders hold. Ich kaufte um einen Spottpreis zwei lebensgroße Porträts, gemalt von dem berühmten Basler Künstler Matthäus Merian, dem Jüngern, einem Schüler van Dycks, geboren 1621. Diese Erwerbung hat mir große Freude gemacht, eine Freude, die mir mein „Freund", der frühere Nagelschmied und heutige Altertümler Kühne in der Fischmarktgasse, jeweils gönnt. Er macht, wie es einem christlichen Nagelschmied zusteht, für die besseren Sachen, die er nicht kennt, sehr billige Preise, und für die wertlosesten „Helgen", wenn sie einen Heiligen darstellen, sehr hohe. So bat er mich förmlich, ihm die zwei Merians um 12 Mark abzukaufen, damit er sie los werde. „Aber," und das ist sein steter Refrain, wenn ich komme, „freie muß es Sie, Herr Pfarrer!" Und es freut mich jedesmal und ihn auch, eben weil es mich freut.

Außer den beiden Merians, die jetzt in der Karthause bei Freiburg hängen, eroberte ich heute bei ihm noch einige Aquarellbildchen, ebenfalls Porträts, von ungemein feiner Ausführung. Es sind vier Glieder der Familie von Werdenstein im bayerischen Allgäu, drei waren Domherren und einer Komtur des Deutschordens. Die Originale sind längst zu Grabe gegangen und ihr ganzes Geschlecht erloschen. Ihre Bildnisse aber, einst die Freude der Lebenden und ihrer Familie, sind von Stufe zu Stufe gesunken bis in die Bude des Trödlers, der sie um eine Bagatelle an mich verkaufte. Sic transit gloria mundi!

Wie viel Geld wird ausgegeben für Familienbilder, und wenn einige Generationen um sind, weiß kein Mensch mehr, wer auf dem Bilde sich zeigen will. Die Familien selbst sind ausgestorben oder verdorben, und nahezu wertlos, wenn nicht von einem großen Künstler, liegen die Porträts namenlos in alten Kammern oder in den Ge-

wölben einer Nagelschmiede, in der ich heute die Bilder getroffen.

Wenn ich es machen könnte, müßte jeder Maler auf jedes Bild seinen Namen und Geburtsort und bei Bildnissen den Namen des Gemalten auf dem Bild angeben.

Unsere neueste Zeit läßt sich wohl auch deshalb nur photographieren, weil dabei nicht viel Geld riskiert und der Welt an den Bildern nichts mehr gelegen sein wird, wenn sie verblaßt sind.

Freund Kühne trug mir heute die Bilder, groß und klein, an das Schiff und rief mir nochmals auf das Verdeck nach: „Aber freie muß es Sie, Herr Pfarrer!" Sie segelten heute mit mir hierher und sollen ästimiert werden, so lange ich lebe. Wie lange aber wird es gehen, bis sie nach meinem Tode wieder beim Trödler hängen und noch billiger verkauft werden? —

Am 19. Juni.

Ich wurde heute abend wieder recht lebhaft an meine Jugendzeit erinnert. Als meine Ministrantenknaben beim Abendgottesdienst vor dem Fronleichnamstag mit ihren Papierkronen voll dürrer Blumen und Goldpapierflitter an den Altar kamen, da trat jene Stunde lebhaft vor meine Erinnerung, in der meine selige Mutter mich an einem Vorabend vor dem „Herrgottstag" zum Buchbinder Hinterskirch führte und mir, dem zehnjährigen Ministrantenbüblein, auch so eine „Krone" kaufte um — 24 Kreuzer. Keinen König der Welt hat je größere Freude durchzogen bei seiner „Krönung", als mich, da der alte Kronenfabrikant mir die Krone auf das Haupt setzte. Und als ich mit den andern Ministranten „gekrönt" in der Kirche am Abend auftreten durfte, und das herrliche, katholische Volkslied: „Deinem Heiland, deinem Lehrer" durch das Gotteshaus ertönte, da war ich glückselig.

Daß die Kinder überall gleich glücklich sind, sah ich

diesen Abend wieder. Die Buben strahlten vor Stolz und vor Freude, und die Nicht-Ministranten schauten voll unschuldigen Neides und voll kindlicher Bewunderung an den Papierkönigen hinauf.

Ich aber hätte weinen können, süßer Wehmut voll.

Nach dem Gottesdienst ging ich noch vor dem Haus auf und ab, da kam einer der Glücklichen, eine Krone in der Hand, und klagte weinend, der Jörgel, sein Kolleg, habe sie ihm beim Betzeitläuten vom Kopf geschlagen und dadurch verdorben. An den kleinen Kronen, dachte ich, hängen Tränen, an den großen Blut. Darum ist es nicht gut, ein gekröntes Haupt zu sein. Ein König schlägt sie dem andern vom Haupte, und hohe Begriffe finden sich im kindlichen Spiel.

Am 23. Juni.

Gerade komme ich von meinem Waldspaziergang heim. Auf der Landstraße unterhalb des Schlosses Kirchberg traf ich einen alten Mann und eine Weibsperson, beide aus den unteren Volksklassen und mir fremd. Ich redete sie an und fragte nach dem Woher und Wohin.

Er stellte sich mir vor als der „Maulwurffänger" der benachbarten Stadt Meersburg und tat dies mit so großem Selbstgefühl, als bekleide er das Amt eines Dogen von Venedig. Das imponierte mir, und ich dachte alsbald an Goethes Ballade:

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nötig hat.

Er gab mir auch sofort seinen Gehalt an, mit dem sich leben lasse, lobte die Lage der Stadt, in der er nicht geboren war, erzählte von der „Liebe und dem Edelmut" der Stadt-

väter gegen ihren „Rattenfänger", weil sie bei der Umwandlung seines Soldes in die Markwährung ihn um drei Mark aufgebessert hätten, ohne sein Zutun. Dem Krieg von 1870 spricht er deshalb seine Sympathie aus, weil er schuld sei an jener Umrechnung von Gulden in „Markt".

Das trug er alles mit ebensoviel Ernst als Wärme vor. Mein Respekt für den bescheidenen Mann wuchs. Wo ist der Sterbliche im Deutschen Reich, der sich glücklich preist, weil das Reich ihm drei Mark Aufbesserung verschafft hat? Das nenne ich altrömische Bürgertugend! Und wenn wir diese selbst an einem „Rattenfänger" finden, zu was werden und sollen unsere besseren Musterpatrioten fähig sein?

Ich zollte dem Maulwurffänger in warmen Worten meine Anerkennung und meinte, wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich ihm seinen Gehalt um 300 Mark aufgebessert und seine Brust mit einer Medaille dekoriert haben. Ich gewann durch meine Worte so sehr sein Herz, daß er mir sein heiligstes Geheimnis verriet: Das Weibsbild neben ihm, eine verwitterte Fünfzigerin, ist seine Braut. Er selbst zählt 75 Jahre. Sie hat seit dem Tod seiner Frau ihm sein Hauswesen bestellt, jetzt will er sie heiraten, nicht „aus Leidenschaft", sondern „zur Pfleg' und Kurzweil", da der Mensch auch nicht „immer ans Ewige denken könne".

Als „Wittum" verschreibt er ihr nach seinem Tod 184 Mark, in der Sparkasse zu Heiligenberg gelegen. Heute ist er in ihrer Heimat gewesen, droben bei Friedrichshafen, und hat sich einer Schwester der Braut vorgestellt. Jene hat das Paar mit Zwilch, Brot und Schmalz beschenkt und mit einem — Blumenstock. Diesen trug er in der Hand; es war eine „Levkoie", ein würdig Bild von Braut und Bräutigam. Ich habe noch nie einen elenderen Blumenstock in einem Topf gesehen. Ein Zweig war dürr, und der andere zeigte eine verwelkte, armselige Blüte. Aber heim tragen sie ihn doch unters „Fensterle". Auf den Hut hat unser

Hochzeiter einen grünen Tannenzweig gesteckt, zum Zeichen seines jetzigen Standes und seines jungen Herzens.

„Es ist eine edle Sache ums Heiraten," meinte er, „aber leider Gottes, Herr Pfarrer, führt der Weg zu diesem schönen Ziel heutzutage durch das Gesetz der Zivilehe."

„Züchtig, mit verschämten Wangen", schritt die „Jungfer Braut" neben uns her und öffnete ihren Mund erst auf mein Befragen. Und nun verriet denn auch sie, daß sie schon einmal verheiratet gewesen, sich aber leicht entschlossen habe, dies wieder zu tun, weil Widrin, der Maulwurfjäger, ein „so braver Mann" sei.

So redend kamen wir zu meinem Dorf, und ich entließ das Pärchen mit den besten Wünschen. Sie zogen weiter in süßem, stillem Frieden mit Zwilch, Brot, Schmalz und der sterbenden Levkoie — einem neuen Leben zu.

Mir aber kam der Maulwurfjäger den ganzen Abend nicht mehr aus dem Kopfe. Wie viel Gold, sagte ich mir, liegt noch begraben unter der Erde! Wie viel Poesie und Gottesfrieden wohnt noch im gemeinen Volke! Und wie manch einer könnte versucht sein, auszurufen:

Glücklich, ein Maufwurffänger zu sein! —

Einige Wochen später kam ich vom Ittendorfer Wald herauf über Stetten durch den Meersburger „Bann". Da kniete in einer Wiese mein Widrin, eine alte Ledertasche über der Schulter, die Knie mit grobem Leder verbrämt, und grub den Mäusen die Falle. Ich rief ihm zu: „Grüß Gott, Widrin! Wie geht's?" „Mir geht's gut," meinte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Aber meine Herren werden mit mir nicht zufrieden sein. Ich fange wirklich so wenig Mäuse. Das Wetter ist zu trocken und da stoßen sie nicht gerne. Ich bin seit vier Uhr diesen Morgen auf den Beinen, aber es will mir nicht glücken." Das war sein einziger Kummer!

Ich sah ihn noch ein und das andere Mal. Aber bald nachher haben sie ihn doch begraben.

Es ist in Meersburg schon so manch vornehmer Herr, geistlich und weltlich, gestorben, seitdem die Franken die Burg ans Meer setzten, gestorben und kein Hahn hat ihm nachgekräht. Aber Widrin, den Mäusefänger, sollen sie mir nicht unbeschrieen begraben haben.

Am 25. Juni.

Abermals hat sich eine Anschauung, die ich in meinem Buche über Italien ausgesprochen, erfüllt. Die Katholiken beteiligten sich an den Kommunalwahlen in Rom. Schon voriges Jahr hob Pius IX. das Verbot auf, daß die Bischöfe das königliche Plazet einholen dürften, und jetzt läßt Leo XIII. unter seinen Augen in Rom wählen. Möge bald auch das katholische Volk Italiens in das Parlament wählen und sich dann ereignen, was ich an diesen Wunsch in meinem Buche angeknüpft habe: Ein konservatives Parlament, ein desfallsiges Ministerium und Versöhnung der Kirche mit dem geeinten Italien. Kommt diese Versöhnung nicht zustande, so profitiert davon mit der Zeit nur der politische und religiöse Radikalismus, die Revolution. —

Ich hatte von gestern bis diesen Morgen wieder einen Besuch. Ein Herr Karl Löhnert aus Chemnitz, Hauptagitator gegen das Impfen, hatte infolge meines vor zehn Jahren gegen die Impfung geschriebenen Büchleins mich in meiner stillen Klause am See aufgesucht. Ich habe seit langer Zeit mich nicht mehr mit der Impffrage beschäftigt, ohne aber meine früheren Anschauungen zu ändern. Herr Löhnert, der vollauf im Zeug ist, glaubte nun mich wieder für diese Agitation, namentlich im Reichstage, entflammen zu können. Ich bin aber zurzeit in jeder Beziehung „agitationsmüde“ und fest entschlossen, einmal die Welt und den Gang der Dinge in Deutschland aus der Vogelperspektive anzuschauen.

An dem genannten Herrn sah ich wieder, was ein Mensch zu opfern imstande ist für eine Idee, der er sich einmal hin=

gegeben hat. Früher Fabrikant, hat Löhnert lediglich um der Impffrage willen sein Geschäft aufgegeben, damit er ausschließlich der Agitation gegen das Impfen in Schrift und Wort sich hingeben könnte. Und doch wird er, solange die Ärzte in ihrer Mehrheit an das Impfdogma glauben, wenig Erfolg haben.

Ich sagte dem Mann noch, daß die Impfgegner mit einer Sekte zu vergleichen seien einer großen Kirche gegenüber; Sekten hätten aber in der Regel wenig Aussicht, die Mehrheit an sich zu ziehen.

Und jetzt hätten die Ärzte durch Entdeckung der Krankheitserreger (Bazillen) aufs neue einen Stein im Brett zugunsten der Impfung.

Wenn sie aber auch irren in vielen Dingen, die Mediziner, so haben sie doch ein großes Verdienst um die Menschheit durch ihren guten Willen, derselben Schmerzen, Not und Tod nach bestem Wissen zu heilen und zu lindern. Und sie leisten und haben hierin schon vieles geleistet, namentlich in der Bekämpfung epidemischer Krankheiten und auf dem Gebiet der Gesundheitspflege. Wenn es heute keine Ärzte gäbe, wäre die durch die Kultur verdorbene Menschheit übel daran.

Übrigens war der Patron der Ärzte, der Gottessohn Asklepios (Äskulap), ein Naturarzt. Er heilte nur mit Kräutern, später durch sein Wort, mit welchem er selbst Tote auferweckte. Er wurde wegen dieser Wundermacht beim obersten Gott der Griechen, Zeus, denunziert und dieser tötete ihn, wahrscheinlich aus Neid, durch einen Blitzstrahl.

Seitdem sollen die Nachfolger des Asklepios, die Ärzte, den Patienten mit Vorliebe ins Grab helfen, um dem Blitze des Zeus zu entgehen.

Am 26. Juni.

Heute hat mich zur Abwechslung meine Schwester wieder einmal geärgert. Diese sonst in jeder Hinsicht mehr als brave Person, mit der ich seit vielen Jahren den Hausstand

teile, hat eine Eigenschaft, die eben fast alle Weibsbilder ohne Ausnahme haben. Sie kann nicht — schweigen, wenn man ihr einen Vorhalt macht oder etwas widerspricht. Da ich leider selbst sehr wenig Sanftmut besitze, dazu bei meinem Nervenzustand in hohem Grade reizbar, so bin ich am wenigsten für weiblichen Widerspruch eingerichtet. Darum gibt es von Zeit zu Zeit und ausschließlich nur wegen Lappalien, wegen eines zu warmen oder kalten Zimmers im Winter, und im Sommer wegen eines zu sauren Salats und ähnlichem, einen Disput, bei dem ich insofern den „Kürzern" ziehe, als ich den Zorn nachträglich in meinem Körperbefinden büßen muß.

Ich halte weibliche Ebenbilder Gottes, welche schweigen können oder wenigstens nicht immer das letzte Wort haben wollen, für halbe Heilige. Und ich glaube, daß diese Art Heiligkeit niemand weniger besitzt, als eine Schwester dem Bruder gegenüber. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich meine, daß eine Frau sich von ihrem Manne weit mehr gefallen läßt, als eine Schwester vom Bruder. Die beiden letzteren sind miteinander al pari aufgewachsen, und da läßt sich keines so leicht die Überlegenheit des andern gefallen. Dazu kommt noch bei der Frau die ganz anders geartete Liebe zum Manne ins Spiel, so daß ein gebildetes Weib in den meisten Fällen dem Gemahle nachgeben wird.

Im Volk ist das freilich anders, da bekommen die meisten Weiber ihre Schläge infolge des „bösen Maules" dem Manne gegenüber. Und dies von Rechts wegen.

Mir haben alle Menschen, mit denen ich je im Leben umging, sei es mündlich oder schriftlich, zusammen nicht so vielen momentanen Ärger Kleinigkeiten halber verursacht, als meine sonst tadellose Hausgefährtin. Es ist aber eigentümlich und spricht für mich, daß so manche Geistliche, und darunter sehr fromme Männer, z. B. Alban Stolz, Lender, mit Schwestern nicht auskommen konnten und sich deshalb von ihnen trennten.

Ich meine aber, es sei immer noch besser, sich von einer Schwester ärgern zu lassen, als von einer fremden Haushälterin.

Doch ich will die weiteren Gedanken unterdrücken, ich käme sonst zu tief in das Lob „der Frauen", ein Punkt, bei dem man nicht vorsichtig genug sein kann. — Nur eines will ich noch berühren. Ich habe eben wieder von Weibern und Weibsbildern gesprochen. Das nehmen mir die „Damen" von jeher schrecklich übel. Ich will mich nun ein für allemal auf die heilige Schrift berufen. Christus der Herr, die ewige Wahrheit, hat selbst seine Mutter stets nur „Weib" genannt. Wenn ich nun aber noch das Wort „Bild", den Begriff des Schönen, hinzusetze, so sollte man mich loben und nicht tadeln. —

Ich muß heute von einem alten, treuen Freunde scheiden, der seit vielen Jahren stummer Zeuge meiner Worte und Gedanken war, an den ich mich tagtäglich angelehnt habe, um an seiner Seite geistig zu arbeiten. Bei ihm hab' ich gar oft des „Weltalls Kummer und Sorgen", trübe Ereignisse und Erinnerungen vergessen und in einer geistig edlen Sphäre verweilt. Ich habe, was mein Herz bewegte, meine Seele durchzog, auf ihm niedergelegt und mich erleichtert von den auf und ab wogenden Gefühlen.

Er hat mir treu gedient, seit 1863, da mein Schulkamerad, der Schreiner Willibald Läufer von Hasle, ihm nach meiner Zeichnung einen neuen Aufsatz geschaffen; treu gedient in Sturm und Not, in Lust und Freud, wie das Schlachtroß dem Krieger, das ihn getragen in den Kämpfen, unter Feuer und Schwert, mit dem er aber durch Blumen und Auen, durch Städte und Dörfer gezogen ist.

Dieser alte, treue Freund aber ist kein anderer als — mein Schreibtisch. Er hat schon meinem seligen Vater und der Mutter Dienste getan, ist jetzt wurmstichig und alt geworden, paßt nicht mehr, wie meine hoffärtige Schwester meint, zu den übrigen Möbeln des Zimmers, und wird

heute noch einem neuen weichen müssen, um droben unter dem Dache einsam zu vermodern.

Und welche Erinnerungen an die Jugendzeit erweckte in mir beim Abschied noch der scheidende Freund, der stille Helfer und Lauscher in schriftstellerischen Stunden!

Auf ihm schrieb einst die Mutter die Mahnbriefe an den leichtsinnigen Studenten nach Rastatt.

Auch treten mir die Tage vor meine Seele, da er noch in des Vaters Zimmer stand, zugleich den Kassenschrank der Familie bildend. Mit welchem Staunen schaute der Knabe, wenn Vater oder Mutter den Schrank öffneten, auf das Silbergeld, das drinnen funkelte; und wie auf einen Zauberschatz sahen seine Augen auf die Gulden und Kronentaler, welche vielleicht kaum zweihundert Mark betrugen, mir aber damals wie eine Milliarde vorkamen!

Ich war keines armen Mannes Kind, aber ich nannte bis zu meinem zwölften Lebensjahre nicht zwanzig Pfennig mein eigen. Heute zählt jeder Bauernknabe meiner Pfarrei sein Geld nach Mark. Ich erinnere mich lebhaft, daß, als ich meine ersten Schlittschuhe um 15 Kreuzer von einem Schlossergesellen kaufte, ich ein Jahr lang daran abzahlte, weil mir niemand so viel Geld auf einmal geben wollte.

Und mein Vater erzählte oft, wie der Großvater, ein vermöglicher Mann, ihm nicht einmal zur ersten hl. Kommunion einen neuen Rock gekauft habe, und wie er in einem aus zwei alten Gewändern seines Vaters, einem grünen und einem schwarzen, zusammengesetzten Gewand am weißen Sonntag des Jahres 1816 aufmarschiert sei.

Heute ist unsere Jugend in diesen Dingen, selbst auf dem Land, fürstlich ausstaffiert, die Eltern aber klagen über schlechte Zeiten und Geldmangel und fragen noch ganz naiv, woher dieselben kommen. —

Du aber, alter, trauter Gefährte, mein Schreibtisch, lebe wohl! Mögen im dunkeln Schatten des Daches stillere Tage deiner warten, und mögest du in deiner Einsamkeit,

um die ich dich beneide, ausruhen vom Weltleben! Ich sehe mit dir heute ein bestes Stück Jugenderinnerung scheiden. Es sind ja schon vor dir fast alle fortgegangen: „Jugend, Sang und Frühlingslust", und haben mich allein zurückgelassen mit der vergeblichen Sehnsucht nach ihnen.

Er ruhte, mein alter Sekretär, unter dem Dache des Pfarrhäuschens am Bodensee, bis ich nach Freiburg kam. Da stellte ihn meine Schwester in den Hausgang vor die Küchentüre, wo er tagsüber im dunkeln Raum die Petroleumlampe trägt. Den Aufsatz aber, den Balde, der Schreiner von Hasle, gefertigt, schenkte ich beim Abzug von Hagnau „dem Professor", wie ich meinen dicken Dorflehrer, den braven Hagestolzen Leopold Hund, nannte.

Merkwürdig! Während ich, 1889, dieses Tagebuch zum ersten Druck vorbereite, wirkt der Professor unweit Hasle in dem lieblichen Bergdörfchen Weiler. Der Baldesche Aufsatz kam so mit ihm wieder ins Kinzigtal, und wo ich einst meine Bücher geschrieben, da korrigiert jetzt ein Dorfschullehrer die Schreibhefte der Hirtenbuben und Hirtenmädchen. Ich meine fast, der Aufsatz meines alten Schreibtisches habe in seiner jetzigen Stellung eine poetischere und nützlichere Arbeit mitzumachen, als ehedem.

Und jetzt, da diese Volksausgabe erscheint, liegt der gute Lehrer Hund schon seit vielen Jahren droben bei der Kirche von Weiler unter den Toten und wo der Aufsatz hinkam, weiß ich nicht.

Am 27. Juni.

In der „Karlsruher Zeitung" finde ich soeben ein Referat über eine Rede Viktor Hugos, die der greise Dichter auf dem internationalen literarischen Kongreß in Paris gehalten hat. Viktor Hugo spricht darin auch von den geänderten Ansichten eines Schriftstellers und von dem Widerspruche zwischen seinen früheren und späteren Werken und meint hierüber: „Was einmal ein Schriftsteller dem Publikum

übergeben hat, kann er, geistig betrachtet, nicht mehr zurücknehmen. Keine Macht der Erde könnte ihm das ermöglichen. Es kann z. B. vorkommen (der Redner hatte nur sich selbst im Auge), daß ein Schriftsteller in seiner Jugend von monarchisch-katholischen Ideen ausgeht, um in der Schule des Lebens zu einer ganz entgegengesetzten Weltanschauung zu gelangen; kann er, soll er deshalb die Werke seiner Jugend verleugnen, ändern oder ungeschehen machen? Keineswegs, wenn er sich nur immer im guten Glauben befand. Das menschliche Gewissen läßt keine Radierungen zu."

Erst vor kurzem starb ein in Deutschland hochangesehener Gelehrter, Leo in Halle. Der dachte und schrieb in seiner Jugend ebenso radikal, wie in seinen späteren Jahren konservativ.

So warf man vielen Achtundvierzigern vor, daß sie das Deutsche Reich, von dem monarchischen und konservativen Bismarck geschaffen, laut priesen und seinem Schöpfer Lob spendeten. So selbst der badische Revolutionsmann Hecker u. a.

Nur ein Dummkopf kann darin eine Charakterlosigkeit finden. Was die alten Achtundvierziger und alle deutschen Politiker vor ihnen wollten und ersehnten, war ein einiges Deutschland, und nachdem diese Hauptsache erreicht war, nahm man es gerne und neidlos in den Kauf, daß diese Einigung von andern Leuten ausging, als man geglaubt und gewollt hatte.

So hat man es auch dem großen Historiker und Demokraten Johannes Scherr verübelt, daß er anno 1870 sich auf preußischen Boden stellte. Sein Biograph Dr. Mähly sagt hierüber ganz treffend:

„Man hat Scherr des politischen Wankelmuts und der Gesinnungslosigkeit geziehen. Liegt aber die Wandlung nicht in der ganzen Natur? Oder gilt das Naturgesetz der Entwicklung nicht auch für das Individuum? Sind die

Altersstufen nicht auch geistige Entwicklungsstufen? Aber die politischen Fanatiker wollen in ihrer Sphäre diesen Weltgang nicht anerkennen. Der Mensch soll als Politiker fix und fertig sein. Überall im religiösen und sittlichen Verhalten, im geistigen Habitus, gibt es Entwicklung. Dort aber im politischen Leben — bewahre — da wird jede Entwicklung Abfall und Verrat an der guten Sache."

Ich habe diese Erfahrung in meinem politischen Leben reichlich gemacht und tröste mich in meiner Kleinheit, da es großen Geistern auch so erging in der Wandlung, wie in der Behandlung. Börne schreibt einmal, es ärgere ihn nichts mehr, als wenn er höre, daß man die Menschen in ihrem Charakter beurteile, je nachdem sie ihre Meinungen ändern oder nicht. Und Goethe selbst hat mit Recht gesagt, „seine Meinung ändern zu können, sei das schönste Vorrecht des Menschen."

Ich meine, daß im allgemeinen nur zwei Klassen von Menschen ihre Weltanschauung nicht ändern: die Esel und die Lumpen.

Am 28. Juni.

Als ich heute abend vom Spazierweg heimkehrte, trafen drei Handwerksburschen auf mich. Nachdem ich ihnen meinen Tribut bezahlt, schloß ich mich ihnen „Studien halber" bis zum Dorfe an. Der eine war ein „Schlesinger" und Glaser, der zweite Bayer und Schuhmacher, der dritte Badener und Konditor. Der gewandteste unter ihnen war der Schuster, ein echter „Knieriem" voll schlauen Vagabundenhumors.

Alle drei sind schon lange auf der „Walze" und klagen über Gewerbefreiheit, tadeln die Aufhebung der Zünfte und all dessen, was damit zusammenhing. Sie hatten da meinen vollen Beifall. Richtig bemerkte der Schuster, die besten Arbeiten in seinem Metier würden noch in Zuchthäusern gemacht. Dort sei der Mensch gezwungen, aus Langeweile alle seine Gedanken seiner Arbeit zuzuwenden.

Der schwerfälligste von dem Kleeblatt war der Glaser, wie denn die Menschen dieses Handwerks spröde und trocken sind, wie das Glas, weswegen sie meist viel auf Löschung des Durstes halten.

Der Konditor, ein junges Bürschchen, hatte seit Oktober ohne Arbeit sich herumtreiben müssen und in dieser Zeit zweimal ganz Deutschland und die Schweiz durchwandert, ohne eine Stelle zu finden. Mit zwei Pfennigen hatte er kurz vor unserem Zusammentreffen das Dorf Immenstaad betreten, auf dem Durchgang 22 Pfennig erfochten und war jetzt wieder guter Dinge. „Für den Abend ist gesorgt, und morgen wird's auch wieder etwas geben," meinte er. Das gefiel mir.

Diese Menschen, dachte ich, leben ganz nach der heiligen Schrift; sie sorgen nicht ängstlich um das, was sie morgen zu essen und zu trinken haben werden, und sind mit dem täglichen Brot zufrieden.

Alle drei waren darin einstimmig, daß Baden in dem Bädeker der deutschen Handwerksburschen das Eldorado fürs Fechten sei, vorab, was die Dörfer des Landes anbetreffe, wo die „Polizeidiener" nicht stramm und die Bauern barmherzige Leute seien.

So ein richtiger Landpolizeidiener ist aber auch eine wahre Satyre auf die öffentliche Sicherheit und das Polizeiwesen. Ich habe schon oft gedacht, ich wünschte mir ein Album, in welchem sämtliche Dorfpolizeidiener des Landes photographiert wären. Es gäbe nichts Besseres, um Geist und Leben zu studieren, als solch eine Galerie dieser Söhne der Gerechtigkeit.

Wenn ich einen Dorfpolizisten treffe, so habe ich im stillen stets meine helle Freude an seiner selbstbewußten Miene und seiner militärisch sein sollenden Haltung, bei einem Gesichte, das so nichtssagend ist, daß es mit einem Blick alles sagt über seinen Mann.

Unser Dorfwachtmeister, der „Franz", eine komische

Figur zu Pferd, ist unter seinesgleichen noch ein wahrer General; denn er hat „Schneid", wenn er nicht gerade Heu macht oder in den Reben arbeitet, während die Vagabunden das Dorf ausfechten, Schneid aber nur mit dem Maul und spricht, so bald er seinen Waffenrock anhat, preußisch. Mehr kann man nicht verlangen von einem schlecht besoldeten Dorfsbirren unserer Zeit. —

Wir kamen beim Dorfe an, und ehe ich schied von den Wandergesellen, gab ich ihnen den Rat, sich noch im Pfarrhaus und den anderen Häusern etwas „umzuschauen". Der Augenblick sei günstig; denn unser Franz sei, als ich meine Promenade angetreten, noch in „entferntes Heu" gefahren. Sie nahmen diesen neuen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage freudig an und dankten. Ich aber dachte im Weitergehen, so ein Wanderleben eines Handwerksburschen müsse sicher interessant sein, und es sollte sich einmal ein Schriftsteller verkleiden und als Buchbinder oder Schuster reisen, um „Erinnerungen eines Handwerksburschen" schreiben zu können.

Leider haben uns die „fahrenden Schüler" des Mittelalters in diesem Genre sehr wenig hinterlassen, so geeignet sie auch gewesen wären, ihre Fahrten und Wanderungen niederzuschreiben. Und aus unserer Zeit wird man später, die Stromer betreffend, nur lesen von Suppenanstalten, Vagabundenkolonien und bezirksamtlichen Verordnungen; aber vom Innern, vom Leben und Treiben des Vagabunden wird die Geschichte nichts melden, so kulturhistorisch interessant dies auch wäre.

Man muß nämlich ja nicht glauben, als ob diese Stromer und Fechtbrüder lauter Lumpen seien aus Herzensgrund. Ich behaupte, daß die größten Lumpen ebensowenig auf der Landstraße zu finden sind, als die größten Spitzbuben im Zuchthaus.

Am 2. Juli.

Ich machte heute einen Besuch bei einer alten, armen, gichtkranken Frau. Sie liegt schon seit vielen Jahren auf dem Schmerzenslager, ist hier fremd und bei einer Tochter, die sich in unser Dorf verheiratete. Die Tochter ist selbst arm, und die Heimatgemeinde bezahlt ihr täglich 34 Pfennig Kostgeld für die Mutter.

So oft ich nun die Kranke besuche, fängt sie an zu weinen, daß „unser Herrgott sie nicht holen und erlösen wolle". Als ich ihr nun heute vom Weinen abriet und Geduld zusprach, rief sie mir halb entrüstet zu: „Herr Pfarrer, weinen darf man. Denn es heißt im Salve Regina: Zu dir schreien wir elende Kinder Evas in diesem Tale der Zähren!" Ich fühlte mich durch diese Entgegnung förmlich geschlagen und suchte einen anständigen Rückzug. Den sich weise Dünkenden versagt der Herr oft das rechte Wort und gibt es den Einfältigen, sagte ich mir, als ich von der Alten schied.

Ich ging von ihr weg in die Schule, und so sehr ich mich innerlich erbaut hatte an der Weisheit des gichtkranken Mütterleins, ebenso ärgerte mich der Gelehrte, welcher die „biblische Geschichte von Schuster" vor einigen Jahren umgeschustert hat. Seit Ostern bringen einzelne Kinder diese neue, sogenannte verbesserte Auflage, während die meisten noch die alte, vom verstorbenen Pfarrer Schuster in Ailingen bei Friedrichshafen am Bodensee, in Händen haben. Diese neue Auflage ist geradezu verschlechtert. Die alten Mängel läßt sie stehen, die Verbesserungen aber sind das gerade Gegenteil und streifen gar oft an das Lächerliche.

So ließ ich heute die Geschichte von Esau und Jakob von den Kindern lesen. Im alten Buch heißt es kurz und gut: „Esau sah ganz rauh und haarig aus", im neuen steht nun: „Esau war haarig wie ein Pelz." Das heißt man

populär schreiben! Die Kinder selbst merkten's und lachten hell auf über diese neue Lesart. Es gibt Leute, die meinen, dumm reden oder dumm schreiben sei populär. Sie vergessen, daß das Volk von Natur aus kein Esel, sondern ein Genie und Dichter von Gottes Gnaden ist. —

Heute nachmittag mußte ich mit meinem Lehrer, als dem Aktuar der katholischen Stiftungskommission, Notaten beantworten zu den kirchlichen Fondsrechnungen, die vom Oberstiftungsrat in Karlsruhe alljährlich revidiert werden. Ich kenne für einen halbwegs vernünftigen Menschen kein widerwärtigeres Geschäft als dieses. Es besteht darin, daß man in der Regel Fragen beantworten soll, die ebenso pedantisch als geistlos sind.

So fragt heute z. B. wieder einer der Revisoren, ob ich auch das Tropfwachs[1] abwäge, ehe der Mesner es dem Krämer bringe, der das Wachs liefert. Ich werde auf solche und ähnliche Fragen jedesmal grob aus Verzweiflung, was die betreffenden Akten beim Oberstiftungsrat nachweisen können. So gab ich heute zur Antwort: „Ob denn wieder ein neuer Revisor angestellt sei, der eine Entdeckung gemacht habe, welche seine Vorgänger zu übersehen gewissenlos genug gewesen seien, und ob der Mann glaube, unsereiner hätte nichts anderes zu tun, als Tropfwachs abzuwägen und Kerzenstumpen zu zählen?"

Und doch sollte man diesen Revisoren, die in allen Branchen gleich sind, alle Sünden und jeden Ärger, den sie denkenden Menschen verursachen, verzeihen. Ihrer Sünden Vater ist der Bureaukratismus, dieser edle Sohn der trostlosesten Geistesarmut, dieses Töters aller Vernunft durch den Buchstaben.

Man sagt, daß im Klettgau der Bauernaufstand 1524 ausgebrochen sei, weil eine Gräfin von Lupfen den Bauern

---

[1] Wachs, das von den Kerzen des Altars abträufelt und Reste von Kerzen.

befahl, frohnsweise Schneckenhäuschen zu suchen, damit sie und ihre Mägde Garn darauf wickeln könnten. Eine viel wichtigere Arbeit haben die geplagten Revisoren auch nicht. Sie müssen die Schneckenhäuschen suchen, auf die dann die Oberstiftungs- und Verwaltungsräte und Amtleute die Garnfäden spinnen, an denen die Rechner aufgehängt werden.

Die armen Revidenten müssen jahraus jahrein Mücken seigen, und wenn dann der Rechner einer Kasse nach jahrelang verdecktem Defizit einmal ein Kamel verschluckt und mit einigen Tausenden durchbrennt, so haben sie und die ihnen vorgesetzten Bureaukraten in der Regel das leere Nachsehen.

Also Verzeihung und Geduld für alle Revisoren und Revidenten! Sie müssen von Amts wegen nach Mücken schnappen, andere Leute ärgern, und das Erstere ist wahrlich der Strafe für das Ärgern genug.

Spaß beiseite! Ich bin in diesen Dingen ein abgesagter Feind von allem Rechnungs- und Paragraphenwesen, ein Ignorant dazu, und wenn sie gar noch in Form von Tüfteleien und bureaukratischer Kleinigkeitskrämerei an mich herantreten, so grenzt mein Widerwille, wie schon angedeutet, an Verzweiflung. Aus diesem Grund allein bin ich von Herzen froh, daß man den Geistlichen nicht bloß die Standesbuchführung, sondern auch die sogenannten weltlichen Stiftungen abgenommen und den Gemeinden gegeben hat.

Wenn ich nicht einen so vortrefflichen und geduldigen Aktuar hätte, ich würde schon oft die ganze Notatenbeantwortungsgeschichte an die Wand geworfen haben. Unser Lehrer, ein Junggeselle, wie er selten zu finden sein wird, ist die Geduld zu Pferd und dadurch ein wahrer Dämpfer für meinen aufbrausenden Widerwillen gegen die Aktenfuchserei.

Am 3. Juli.

Seit die Tage heiß werden, suche ich, meinen gewöhnlichen Spaziergang am See hin verlassend, gegen abend den Wald auf. Es ist mir dieses ganz einsame Ergehen im Walde, wo höchst selten eine menschliche Seele einem begegnet, ein wahrer Hochgenuß. Die Stille im dunkeln Grün, durch das die Sonne nur verstohlen blickt, das leise Rauschen in den oberen Zweigen der Fichten und Tannen, das halblaute Zwitschern und Pfeifen der Vögel in der Abendschwüle wirkt wie kühlender Tau auf mein Seelenleben.

Es mutet mich im Naturleben nichts sympathischer an, als Wasser und Wald. Ein See oder ein grüner Tannenforst sind mir in ihrer Ruhe und Bewegung, bei Sturm wie bei hellem Sonnenschein, gleich lieb. Und beide haben auch eine eigentümliche Ähnlichkeit. Was der Wald über der Erde, das ist der See in der Tiefe der Erde. In beiden ist ähnlich Leben und Bewegung; über der Oberfläche des Sees spielt der Wind, wie über den Kronen des Waldes — in gleich sanftem oder gewaltigem Rauschen. Den See durchziehen die Fische, den Wald die Vögel, und im Innern von beiden ist rastloses Leben und Schweben millionenfacher Geschöpfe. Die Majestät des Schöpfers zeigt sich in ihnen weit mehr, als in der sonstigen, stillen Natur und spricht am eindringlichsten und dabei am wohltuendsten.

Wie manche stille, innerlich frohe Stunde habe ich schon dem Walde „Weingarten“ zu verdanken, zur Sommerszeit in seinem Innern, im Frühjahr und Herbst an seinen Rändern hin!

Heute traf ich, was selten der Fall ist, den alten Beiförster Grohe, der seitdem das Zeitliche längst gesegnet hat, im Walde. Er liegt zur Sommerszeit den ganzen Tag über in seiner Hütte in der Wald-Saatschule und brütet vor sich hin. Das Schicksal hat ihn hart geschlagen. Er war

einst Oberförster und ein angesehener Mann. Schwere Verletzung seiner Dienstpflicht stürzte ihn. Aus Gnade wurde er Beiförster in meinem Dorf und der „Weingarten" seiner Hut anvertraut bei kärglichem Gehalt. Ich habe ihn in das leere Kaplaneihaus aufgenommen, wo er billig wohnt mit seiner Frau und einer siechen Tochter. Ich bin seitdem sein Freund, mehr als mir lieb ist.

Wie oft hat er mir schon seine Unschuld beteuert und sein Geschick beklagt, ergrimmt über Gott und die Welt. Und er hört nimmer auf, wenn er angefangen, der alte, greise, harte und hartgeschlagene Mann! Der Wald ist sein einziger Trost, die Tannenbäume, die er gezogen und verpflanzt hat, seine einzige Freude. In ihre dunkeln Zweige hinein ruft er täglich sein Leid.

Und die jungen Oberförster, seine Vorgesetzten, seine eigentlichen Standesgenossen, wollen alles besser verstehen, als er, der alte, erfahrene und ebenfalls studierte Waldmann. Sie machen ihm auch sein Leben sauer und sein Brot noch härter.

Wir beide suchen Ruhe und Frieden im Walde. Ich weiche aber ihm und seiner Hütte, so schön diese auch unter hohen Föhren liegt, aus, weil er stets meine Ruhe stört und zu klagen anfängt.

Manche haben wohl schon schlimmer gehaust, als der, denk' ich oft, und sind noch in Amt und Ehren. Ihn hat das Unglück im Dienst und in der Familie hart getroffen und verläßt ihn nimmer.

Glück und Unglück sind zwei merkwürdige Dämonen im Menschenleben; wen sie packen, den lassen sie nimmer los. Der eine Dämon führt den Sterblichen oft mühelos auf die Höhe irdischen Daseins, der andere zieht sein Opfer unaufhaltsam in die Tiefe, aus der es sich trotz aller Mühe nicht mehr heraufbringt. —

Seit einigen Tagen, wenn ich abends zum Fenster hinaus über den stillen See wegschaue, bläst des Nachbars

Meichles „Antoni" auf seiner eben erlernten Klarinette. So einfältig und nichtssagend dieses Instrument ist, so mutet es mich, in einfachen Tönen schöne Volksweisen wiedergebend, gar sehr an. Es mahnt mich an die Schalmei des Hirten und gibt in meiner Seele gleichsam den Ton an zu der Stimmung, in welche mich See und Abend versetzen.

Am 5. Juli.

Ich lese seit Wochen immer noch Byron und bin steigend entzückt über diesen wunderbaren Geist. Ich finde, daß man Genies, wie Byron, erst recht versteht im Mannesalter, und daß Klassiker, wie Byron, Shakespeare, Dante, Goethe, nie in der Jugend gelesen werden sollten. Es gilt hier das schöne Wort des großen, niederländischen Staatsmannes und Gelehrten Hugo Grotius:

Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Hugo Grotius.

Byrons Motive zu seinen lyrischen Dichtungen sind mir null, weil entnommen dem tändelnden, leichten Leben des Lords. Allein seine Schilderungen von Natur, seine Darstellungen des menschlichen Seelenlebens, die in den Liedern niedergelegten allgemeinen Wahrheiten sind zum Entzücken schön und werden jeden etwas elegisch gestimmten Leser wie im Sturm mit sich fortreißen.

Nebenher lese ich zurzeit auch „die Witterungen der Seele" von Alban Stolz. Und wenn ich dann nach kurzer Lesung bei Byron — Stolz zur Hand nehme, so komme ich mir vor, wie einer, der nach dem raschen Genuß einer berauschenden Flasche Most und Chandon ein Glas frisches, klares Quellwasser trinkt.

Es gibt so das ruhige Seelenleben von Alban Stolz wieder den richtigen Ausgleich für mich ab.

Wie unendlich verschieden sind diese beiden Geister? In Byron die von Weltschmerz zerrissene, vergeblich nach Ruhe jagende Seele, bei Stolz der stille Gottesfriede, die Gedanken eines Mannes, der die Welt in sich abgetötet hat und aus ungetrübter Seelenruhe seinen Geist leuchten läßt.

Eben las ich in Byrons „Don Juan" eine in hohem Grade originelle und beachtenswerte Kritik über Cervantes. Der geniale Brite schreibt den politischen Ruin Spaniens, sein Herabsinken von der mittelalterlichen Größe, dem Spott zu, mit welchem Cervantes in seinem „Don Quixote" das Rittertum, die Kraft und Größe der Nation, vernichtet habe:

Cervantes scherzte weg die Ritterschaft
Hispaniens und zerbrach ihr Arm und Lanze
Durch seinen Spott. Seitdem fehlt Heldenkraft
Dem Land. Als noch Romantik strahlt' im Glanze,
Wich alle Welt vor ihrem Siegeskranze.
Und drum hat Unheil auch sein Werk geschafft,
Weil dessen Ruhm, als Preis vollkommner Dichtung,
Erkauft ward durch des Vaterlandes Vernichtung.

Es dürfte ein Stück Wahrheit in dieser Auffassung Byrons liegen.

Am 13. Juli.

Seit Beginn dieser Woche bis heute an deren Ende fühle ich mich unwohl. Mein altes Nervenübel lagert wieder über meinem ganzen Körper und macht meinen Geist krank und welk. Ich bin unfähig zu schaffen und zu denken. Kaum imstande, das Notwendige in Kirche und Schule zu leisten, habe ich die ganze Woche nie Lust empfunden, auch nur einen Gedanken zu fassen und zu Papier zu bringen. Mit Widerwillen sah ich mein Schreibzeug auf meinem Pulte stehen und liegen. Und doch zog in dieser nun abgelaufenen Woche so vieles an mir vorüber oder in mich hinein: ein vagabundierender Priester, ein sprechend Bild zu dem Satze:

corruptio optimi pessima; dann der Besuch des Pfarrers Bauer von Dietershofen in Sigmaringen, Astronom und Kenner von Pilzen, ein Beleg dafür, auf was alles ein strebsamer Pfarrherr in seiner Einsamkeit kommen kann; Briefe von Baumstark und Stolz, ebenso von Dr. Martens in Danzig — in kirchenpolitischen Angelegenheiten; Schreiben des Führers der konservativen Partei im Seekreis in Sachen der Reichstagswahlen. Aber ich kann heute nur noch das alles ins „Memorial" einfach eintragen, zu jedweder Reflexion fehlt mir Lust und Kraft.

Was sind wir Menschen für armselige Geschöpfe, wenn der Leib nur ein wenig seinen Dienst versagt und die Nerven ihre Spannkraft verloren haben! —

Am 16. Juli.

Es kommen mir in diesen Tagen verschiedene Kritiken über meine „Landtagserinnerungen" zu, die sich meist konträr widersprechen. Goethe sagt einmal: „Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß, jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann." Und Byron meint:

Es will oft geschehen,
Daß tadelsüchtige Leutchen Unkrautsquendel
In Autors (Schriftstellers) reinen Weizen säen.

Wenn die Genies unter den Schriftstellern so sagen, wie muß es dann einem Autor meiner Rangordnung gehen, namentlich wenn er selbst gerne „Quendel in anderer Leute Weizen säet".

Ich bin ganz für Subjektivität angelegt, und in allen meinen Urteilen spreche ich gerne nur subjektive Anschauungen aus. Dies muß die Gegnerschaft anderer „Subjekte" und subjektiver Meinungen hervorrufen, und je nachdem diese mit mir harmonieren oder nicht, wird auch die Kritik ausfallen.

Heute habe ich über das gedachte Buch eine Kritik gelesen, die mich in psychologischer Hinsicht frappierte. Es ist ein Referat der „Frankfurter Zeitung“ über die gedachte Schrift. Da heißt es denn unter anderem: „Das Ganze dieser politischen Streitschrift hat nicht mehr den frischen, fröhlichen Zug, mit dem wir den Pfarrer von Hagnau in Italien wandern zu sehen gewohnt sind. Das macht, weil der Verfasser zur Erkenntnis gekommen ist; er lernte das Böse vom Guten, den politischen vom kirchlichen Katholizismus unterscheiden, und nun fühlt er sich aus seinem Paradiese verjagt. Wenn auch in etwas verändertem Sinn, so kann man doch auch von dem katholischen Geistlichen sagen: Wer einmal zur Erkenntnis des Lebens gekommen ist, für den hat das Leben ein Ende. Wenn auch nicht das Leben überhaupt, so doch die Frische, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit des Denkens und Wirkens. Dr. Hansjakob sagt sich feierlich vom politischen Katholizismus los; ob ihm das seinen Humor wieder geben wird? Wir bezweifeln es. Wer einmal den Schritt des Dr. Hansjakob getan hat, muß entweder der Schritte mehr tun oder verbittert zurücktreten.“

Diese Worte geben in der Tat einen Teil meiner dermaligen Seelenstimmung richtig wieder. Der Humor hat in jenem Büchlein seine „wehmütige Seite“ herausgekehrt, und mit Recht nennt der Kritiker es geradezu „Wehmut“ und „Müdigkeit“. Doch hoffe ich meinen Humor wieder ganz zu finden, wenn die Schatten, welche die mir gewordene Behandlung in meine Seele geworfen, mit der Zeit verschwunden sein werden und der Gang der Dinge definitiv für oder wider mich wird entschieden haben. —

Gestern war mein Namenstag. Eine kleine Zahl auswärtiger Freunde hatte sich bei mir eingefunden und wider meinen Willen Musik und Freudenschüsse meiner Pfarrkinder den Tag schon am Abend zuvor verkündigt.

Als unsere Dorfmusik ihre einfachen Klänge über den

See hin spielte und Fackellicht das Dunkel der Nacht düster erleuchtete, da zog eine eigene Wehmut durch mein Inneres, für die ich keine rechten Worte finde. Ich weiß nicht, waren es die Töne der Musik durch die Nacht hin, die mein Nervenspiel erregten, oder war es der Gedanke an das, was der Namenstag und Namensheilige jedem Katholiken sein sollen und in der Regel nicht sind.

Wie schön und einfach lauten beim hiesigen Landvolk die Glückwünsche von jung und alt: „Ich wünsche Glück zum Namenstag, daß Sie lange leben, gesund bleiben, dereinst in Himmel kommen und wir uns dann in der Ewigkeit wiedersehen!"

Wenn man sein Verhältnis zu seinem Namenspatron im christlichen Sinne auffaßt, wonach der Heilige uns gegeben ist als Vorbild, dem wir in seinen Tugenden und seinem Streben nach dem Ewigen nachahmen sollen, so dürften die meisten Menschen an ihrem Namenstag in Sack und Asche Buße tun, statt zu essen, zu trinken und lustig zu sein.

Ich bin ordentlich froh, daß der Tag mit seinem vielen Reden und der Unruhe im Hause und im Herzen vorüber ist.

Heute bin ich, um wieder etwas auszugleichen, in die Totenstille vergangener Jahrhunderte hinabgestiegen und lese die alten Urkunden meines Nachbardorfes Immenstaad.

Es ist ein eigener Gang, der Gang durch die verschwundenen Zeiten, die uns solche Schriftstücke vorführen. Wenn wir sonst in Büchern von alten Zeiten und Menschen lesen, so haben wir nichts vom Original vor uns. Hier aber liegt in unserer Hand das ehrwürdige Pergament, welches jene Menschen der Vergangenheit in Händen gehabt haben und die es und ihre Taten um viele Jahrhunderte überlebt hat.

So las ich heute eine Bulle Johannes' XXIII., datiert Konstanz 21. März 1415, worin er den Bewohnern des genannten Dorfes am See gestattet, eine Kapelle zu bauen.

Diese Kapelle ist längst vom Erdboden verschwunden, die Geschichte jenes berüchtigten Papstes liegt um mehr denn vier Jahrhunderte hinter uns, vom damaligen Konstanz ist kaum noch ein Stein auf dem andern — die Bulle aber hat all das überdauert und ist noch so frisch leserlich, wie am Tage ihrer Geburt. Wahrlich, so ein Pergament kann sich fast messen mit den ewigen Wellen des Sees und den Bergriesen, die in denselben hineinschauen. Es kann uns Menschen stolz zurufen: „O, wie klein und vergänglich seid ihr — selbst einem ordentlichen Stück Papier gegenüber!“ Unser heutiges Holzstoffpapier kann nicht so sagen.

Aber abgesehen von dem Pergament, ist nicht das geschriebene Wort unsterblich? Was ist uns von den alten Völkern noch übrig, von ihren Städten, Kunstwerken, Prachtbauten, nur noch Ruinen. Aber ihre Religions- und Gesetzesbücher und die Worte ihrer Dichter und Denker sind bis auf uns gekommen und leben heute noch unter uns.

Das Wort ist eben Geist und Geist ist unsterblich. Drum hat selbst des Menschen Wort Anteil an dem Worte Gottes, das bekanntlich ewig bleibt.

Am 18. Juli.

Diese Nacht dachte ich lange vergebens nach über die Notwendigkeit und Nützlichkeit verschiedener Insekten im Haushalt der Natur. Seit der heißen Jahreszeit sind hier eine Art Schnaken allen Menschen zu einer nächtlichen „ägyptischen Landplage“ geworden. Mich ließen sie diese Nacht auch nicht ruhen, unheimlich singend und stechend.

Es kam mir die eigentliche Bosheit dieser Tierchen so recht in den Sinn. Untertags, wo man sich ihrer wehren könnte, sitzen sie harmlos und ruhig an der Wand, in der Nacht aber, da der Mensch ruhen will von harter Sommerarbeit, wird er von ihnen geplagt. Vergeblich dachte ich nach über die Frage: „Wozu diese Bestien?“ Und gerade unter den zahllosen Insekten sind die allermeisten entweder

nutzlos für uns Menschen oder schädlich. Daß viele unter ihnen den Vögeln zur Nahrung dienen, ist richtig, allein warum plagt dann dieses Schnakenvieh nicht jene, sondern uns? Ich meine, daß in diesem Fall die Darwinsche Lehre, der ich bis zum Affen einschließlich beistimmen kann, eine Erklärung gibt. Diese Tierchen sind eben die notwendigen Entwicklungsstufen von einer Gattung zur andern.

Sie, deren es 200 000 Arten geben soll, fliegen und kriechen und schwimmen in unzähligen Millionen um uns herum, als eine unbekannte Welt. Sie fühlen, fürchten, wollen, lieben und hassen wie wir.

„Warum," so schreibt der christliche Naturforscher Vetter, „diese Insektenwelt? Schafft Gott etwas umsonst? Warum 200 000 Arten verschiedener Seelen; denn wozu sonst die Art. Also 200 000 Weltanschauungen, mögen unsere Unwissenheit und unser Hochmut sie noch so gering achten. Warum nicht bloß 20 000 oder 2000? Mußte es so sein? Wäre die Schöpfung unvollkommener, wenn sie nicht da wären? Wozu sind sie? Und haben diese Millionen Jahrtausende auf Erden gelebt und sind vergangen, was bleibt von ihrem Dasein? Sie sind uns eine unbekannte Welt." —

Ich las heute das neueste Heft der Annalen von Lourdes, die von den dortigen Missionären herausgegeben und in freundlichster Weise, seitdem ich dort war, mir zugesendet werden. Es fiel mir heute wieder besonders auf, wie die Franzosen Religion und Vaterland aufs innigste verbinden. Auf jeder Seite kann man lesen: „Wir Christen und Franzosen", „unser Frankreich", „sein und der Kirche Triumph". Von einem Prediger an der Grotte heißt es: „Seinem ebenso katholischen als französischen Herzen entströmten oft die feurigsten Gefühle des christlichen Patriotismus."

Was ich von diesem glühenden Patriotismus der Franzosen und Katholiken halte, habe ich in meinem Buche über dieses Land des nähern dargetan. Ich habe mich heute

nur wieder überzeugt, daß es in diesem Punkte noch nicht besser geworden ist.

Fürst Bismarck hat einmal im Reichstag diesen Patriotismus des französischen Klerus lobend hervorgehoben und sich gewundert, daß der deutsche Klerus ihn nicht so habe. Es ist gewiß eine schöne Sache um den Patriotismus. Er ist in Frankreich stärker, als bei uns, weil die Franzosen seit Jahrhunderten ein großes, einiges Reich haben, Deutschland aber bis vor kurzem zerrissen und zerstückelt war und seine Kaiser in den letzten Jahrhunderten machtlos den ihnen feindlichen Landesherren gegenüberstanden. Die Kapetinger haben es verstanden, die Einzelfürsten auf jede Art auszutilgen. In Deutschland, das leider ein Wahlreich gewesen, konnte es nie so weit kommen, und der Einzige, der damit umging, etwas Ähnliches zu tun, Wallenstein, mußte fallen.

Daß der französische Klerus sein Frankreich zu einem Abgott macht, ist aber ein Patriotismus, den ich bei uns nicht wünsche, obwohl es auch in Deutschland Reichshuber genug gibt, die da meinen, das allerhöchste für den Deutschen seien „der Kaiser, Bismarck und das Reich und sein Heer und seine Marine“. —

Am 3. Juni, so lese ich in den genannten Annalen weiter, kamen die Schüler der Jesuiten von Toulouse, die dort für die Militärschule von St. Cyr vorbereitet werden, nach Lourdes. Sie hatten eben ihr Examen bestanden und zu ihren schriftlichen Arbeiten Federn benutzt, die sie, wie die Annalen berichten, vorher in Wasser von der Grotte getaucht hatten. Diese Benutzung des Wassers von Lourdes geht mir nun entschieden zu weit und ist sicher nicht geeignet, die Tatsachen am Felsen von Massabielle weiterzutragen, sondern zu diskreditieren. Ich begreife nicht, wie die sonst so ruhigen und jeder Übertreibung entgegentretenden Jesuiten ihren Schülern so etwas vorschlagen oder es auch nur dulden konnten.

Es vollziehen sich an der Grotte von Lourdes so viele wirklich fromme und heilige Akte, daß man um so mehr bedauern muß, wenn derartige Dinge, die von Gegnern so leicht ins Lächerliche gezogen werden können, vorkommen.

Am 24. Juli.

Es ist seit acht Tagen eine Hitze, bei der einem nervösen Menschen Denken und Schreiben vollständig vergehen. Allein beides ist ja auch nicht absolut nötig, da unsereiner weder Philosoph, noch Diplomat, noch Redakteur, noch Aktuar oder Ratschreiber ist. Schriftstellerisches Denken und Schreiben gilt ja in der Regel als Privatvergnügen und kann deshalb jederzeit sistiert werden, ohne daß der Mensch seiner Pflichterfüllung etwas vergibt. Und fürwahr, wenn ich es nochmals anzufangen hätte, das Schriftstellergewerbe, ich würde es nicht mehr tun. Wenn ich alle meine Schriften, die ich geschrieben, aus der Welt schaffen könnte, so würde ich mich verpflichten, nie mehr auch nur eine gedruckte Seite von mir zu geben. So aber, nachdem man mit gutem oder schlechtem Renommee unter seinen Mitmenschen umhergeht und sich Schriftsteller „schimpfen" läßt, schreibt man ruhig unter der alten Firma weiter, häuft Staub auf Staub und vermehrt die Unzahl der täglich erscheinenden und täglich verschwindenden Schriften.

Es ist das Schriftstellern kleiner Geister, wie unsereiner, eine Art Manie. Wenn man einmal angefangen hat, literarisch tätig zu sein, so kann man nicht mehr aufhören. Man glaubt, die Welt gehe unter, wenn nicht jedes Jahr etwas unter seinem Namen erscheint, während keine Katze einen Laut mehr miauen und kein Hahn einen Ruf weiter krähen würde, wenn der Betreffende seine Werke ungeschrieben ließe.

Der alte Schriftsteller gleicht dem alten Fuhrmann; wenn der auch nicht mehr stolz die Rosse lenken kann und weder Pferd noch Wagen mehr hat, so knallt er doch noch

im stillen Hof neben dem leeren Stall mit der Peitsche, in seliger Erinnerung an bessere Zeiten.

So schreiben wir eben fort und fort, und wenn's auch immer dümmer und schlechter wird, was wir schreiben. Wir Schriftsteller meinen allerdings, wir schrieben immer gescheiter von Jahr zu Jahr, während der ruhig denkende Leser anders urteilt. Wenn ich, was sehr selten geschieht, ein Buch, das ich vor Jahren geschrieben, heute wieder durchblättere, so schäme ich mich einesteils meiner jugendlichen, unreifen Gedanken, anderenteils wundere ich mich und meine, ich sei früher geistig geweckter gewesen. Und jetzt werden die Gedanken anfangs alt und wahrscheinlich langweiliger, als ehedem.

Item, es ist ein Elend mit den Schriftstellern niederen Ranges, und man sollte, wie schon gesagt, derlei Leuten, zu denen ich mich natürlich auch zähle, verbieten, je etwas drucken zu lassen. Es wird überhaupt in der heutigen Welt viel zu viel gelesen und geschrieben, und darin liegt auch kein kleiner Grund unseres nationalen und sozialen Elends.

Am 27. Juli.

Zum erstenmal seit dem Bestehen des deutschen Reiches bin ich an den Reichstagswahlen unbeteiligt und halte weder Kandidatenreden noch Wahlversammlungen für andere. Ich lasse, ganz unberührt, in den Tagesblättern die Politik und ihr Treiben in den Parteien an mir vorüberziehen und sehe jetzt erst ein, wie glücklich der Mensch ist, der nicht mitten in einem politischen Kampfe, namentlich nicht in einem Wahlkampfe steht.

Der einzige Mensch, mit dem ich zurzeit von Politik rede, ist mein Sakristan, ein Original, das ich später einmal ausführlich zu zeichnen gedenke. Abends, wenn er die Betglocke geläutet hat, setzen wir uns manchmal auf die Bank vor meinem Hause, schauen über den stillen See hin und politisieren. Ich trage ihm die neuesten Nachrichten

vom Tage vor und höre dann zu meiner Unterhaltung seine Ansicht darüber. Er ist ein alter Politiker, hat in seiner Jugend viel gelesen und war anno 1848 einer der Hauptrepublikaner in Dorf und Umgegend. Er mußte flüchten, stellte sich später selbst und büßte sein Staatsverbrechen im Gefängnisse. Sein Hang nach Opposition gegen die Regierung trieb ihn, wie manch anderen seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen, ins „ultramontane" Lager.

Als ich bei meiner Hierherkunft die Maiandacht einführte, machte er mir das Modell zum ersten Maialtar sehr schön und aus eigenem Antrieb, was mich nach dem Tod des vorigen Sakristans veranlaßte, ihn zum Kirchendiener zu erheben.

Ich hab seitdem schon manche Stunde mit ihm politisiert und mich erfreut an seinen stets gesunden, originellen Ansichten. Er ist im eben beendigten russisch-türkischen Kriege Freund der Türken, dabei Bewunderer der Engländer und Schwärmer für die Griechen.

Lange schon ist oft der Abendstern am Säntis vorübergezogen, wenn wir uns trennen. Während er dann ins Oberdorf seiner Hütte zugeht, spricht er, immer politisierend, mit sich selbst über Russen und Türken.

Am Morgen stellen wir beide nach dem Gottesdienst zuerst dem Wetter die Prognose, wobei unsere Ansichten viel mehr differieren, als in der Politik. Gen Mittag trägt er mir, in der Sommerszeit, mein Badezeug an den See, und unterwegs beginnt das politische Thema des Tages, das am Abend sich fortsetzt.

Am 30. Juli.

Heute erhielt ich von einem Freunde ein kleines bayerisches Volksblatt zugesandt, das über mich schimpft, was das Zeug hält, wegen meiner Residenzerinnerungen. Das ordinäre Schimpfen ärgerte mich nicht, aber etwas anderes.

Das genannte Blättchen nennt sich „Kreuz", erscheint

in Stadtamhof und hat zum Redakteur einen Pfarrer Schäfer in Ramspau. Auf dem Titel prangt das Kreuz Christi mit der Inschrift: „Alles für Jesu und Maria.“ Diese Leute meinen nun, seinen Nebenmenschen heruntersetzen und beschimpfen geschehe auch zur Ehre Jesu und Maria. Bei solcher Gesinnung würde man besser den Teufel über das Blättchen malen. —

Ich habe seit einigen Tagen meine Lektüre Byrons beendigt und lese den dritten Band der Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, herausgegeben vom literarischen Verein in Stuttgart. Schon die frühern Briefe dieser geistreichen, urdeutschen Pfalzgräfin vom Rhein, die an den Bruder Ludwigs XIV. verheiratet war, haben mich in hohem Grade interessiert.

Ich bin sonst ein Feind von allem, was in Briefform erscheint, und finde namentlich literarische Erzeugnisse in dieser Form über die Maßen langweilig. Diese Briefe der Herzogin von Orleans aber lese ich mit einem Vergnügen, wie ein junges Mädchen einen Roman, und bedaure nur, wenn ich im besten Lesen bin, meiner Augen halber das Buch für einige Zeit wieder weglegen zu müssen, um so mehr, als es mit lateinischen Lettern gedruckt ist, die mir das Lesen doppelt erschweren.

Man lernt in diesen Briefen nicht bloß eine vollendete Frau kennen, sondern so viel Neues und Interessantes über jene Zeit und jene Menschen, daß die Lektüre zu einer in hohem Grade nutzbringenden wird.

Elisabeth Charlotte (geb. 1652, † 1723), Enkelin Friedrichs V. von der Pfalz, des bekannten Winterkönigs von Böhmen, gibt uns in ihrem Briefstyl aber auch einen Beweis von der guten, deutschen Natürlichkeit jener Zeit, einer Natürlichkeit, die sie an dem affektierten und verdorbenen Hofe zu Paris nicht verloren hatte. Heute gälte ein Brief in dem naiven, offenen Tone der Herzogin für „gemein“ bei einer Bürgersfrau, bei einer Prinzessin für „Skandal“

— und doch wird man selten und zu allen Zeiten in höheren Ständen eine sittenreinere, wahrhaft christlichere Person gefunden haben, als Elisabeth Charlotte es war.

Die Begriffe von „Bildung" und „Anstand" waren eben zu kaum einer Zeit irriger, als in der unserigen, die in diesen Dingen einem übertünchten Grabe gleicht.

Von der Unmasse von Briefen, welche die Herzogin schrieb, liegen in den genannten Publikationen die deutsch geschriebenen an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise von der Pfalz, vor, und diese allein füllen bis jetzt drei Oktavbände. Der Band, den ich eben lese, umfaßt die Briefe aus den Jahren 1716, 1717 und 1718. Ich las heute merkwürdige Dinge über die damalige Art, für seine Gesundheit zu sorgen. Da wurde alle Monate ein- bis zweimal jedem Prinzen und jeder Prinzessin, auch in gesunden Tagen, zur Ader gelassen und bei Unwohlsein noch mehr. So erzählt Elisabeth, wie sie im Frühjahr 1717 mit Blutentziehen und Purgieren so herabgebracht wurde, daß sie kaum mehr durch ein Zimmer schreiten konnte. Und doch lesen wir von Monat zu Monat eine Fortsetzung dieser Kur neben Trinken eines Wassers, in dem ein lebendiger Krebs lag. Auch Kaffee mußte zur Remedur getrunken werden, den die Herzogin sehr haßte. „Man macht mir nun 2 mahl deß tags den verfluchten caffé, 2 mahl des tags, das verdrießt mich unerhört." Trotzdem sie alle Medizin verwirft, und es ihr jedesmal angst ist auf den Aderlaß, so geschieht es doch fort und fort, weil sie dem Arzt glaubt und es am Hof so eingeführt ist.

Man muß sich wundern, daß die Frau noch 71 Jahre alt wurde, und sich nicht verwundern, daß in jener Zeit am französischen Hofe — alles von Geblüt so früh starb, wenige ausgenommen. Allerdings lebten jene „Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt", wie Charlotte selbst berichtet, auch darnach, aber das stete Blutentziehen war doch noch ein Beschleunigungsfaktor ersten Ranges.

Köstlich ist auch die Verhaltungsmaßregel nach den Aderlässen: „Den ersten Tag mäßig, den zweiten fräßig, den dritten Tag toll und voll.“

An Purgiermitteln gaben die Ärzte den Herrschaften wahre Pferdedosen, so daß man sich fragen muß, wie es möglich war, daß die Patienten auch nur eine Kur überstanden haben.

So schreibt die Herzogin z. B. unterm 5. Mai 1718: „Seiter meiner Aderläß bin ich so schwach, daß ich keine 3 Schritt thun kann, ohne bitter müd zu werden. Bis sambstag wird es noch viel ärger werden, wenn man mich wirdt purgiert haben, dann werde ich keinen Fuß vor den andern setzen können. Wenn man mich so plagt, wenn ich krank bin, finde ich nichts dagegen zu sagen; aber wenn man mich krank macht, wenn ich gesund bin, das ist mir unleidlich.“

So kurierte und präservierte man die Menschen vor 200 Jahren — ohne Dynastien und Völker gänzlich auszurotten. Und das im Namen — einer Wissenschaft! —

Fast nach jeder Woche berichtet die Herzogin von diesen bei ihr angewandten Heilmitteln.

Übrigens sind wir jetzt, was den Aderlaß betrifft, ins Gegenteil verfallen. Damals wurde zu viel und heute wird zu wenig zur Ader gelassen.

Noch in meiner Knabenzeit ließen sich die Leute, besonders die vom Land, jedes Vierteljahr zur Ader und die Ärzte wandten den Aderlaß mit gutem Erfolg gerne bei Lungenentzündungen an, was jetzt fast nie mehr geschieht. —

Noch interessanter war mir ein Brief vom März 1718, worin sie einige Belege gibt, wie in Geschichte gemacht und gelogen wird. In ihres Großvaters, Friedrichs V., Geschichte dozierte man bis in die neueste Zeit und immer noch, daß er von seiner Frau, einer englischen Prinzessin, getrieben worden sei, die Krone Böhmens anzunehmen. Elisabeth sagt nun, es sei daran kein wahres Wort; ihre

Großmutter habe sich lediglich um Komödie, Ballett und Romanlesen bekümmert und gar nichts von der Sache gewußt. Der Prinz von Oranien habe den Pfalzgrafen dazu bestimmt. Ebenso schreibe man den Frieden mit Holland und die dadurch erfolgte Heimkehr Ludwigs XIV. dem Edelmut und der Friedensliebe dieses Königs zu, während er heim sei, um die Montespan wiederzusehen! Auch sei der erste holländische Krieg durch den Minister de Lionne angesponnen worden aus Eifersucht gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der seiner Frau den Hof gemacht habe.

Die Herzogin fügt diesen Berichten trefflich bei: „Nun kann man so lügen in sachen, so uns vor den nasen geschehen; was kann man denn glauben von was weiter ist und vor langen jahren geschehen."

Es wird heute noch gerade so in Geschichte gemacht. Nur sind so frivole Kriege nicht mehr möglich, wie im 18. Jahrhundert.

Am 2. August.

Eben bringt mir die Zeitung die Nachricht von dem Tode des Kardinalstaatssekretärs Franchi. Dieser Tage noch las ich in einer kurzen Lebensskizze von ihm, „die Geschichte werde ihn einst den größten Kardinalstaatssekretären an die Seite setzen", und heute kommt die Nachricht von seinem Tod, ehe er noch eine Gelegenheit gehabt, seine kirchenpolitische Kunst zu zeigen. Während der Kardinal eben die Versöhnung mit Deutschland einleitete, ein Unternehmen, das ihm großen Ruhm hätte bringen können, überfällt ihn der Sensenmann. Daß er, von niedriger Herkunft, es im Leben zum Kardinal gebracht hat, ist immerhin ein ehrender Nachruhm für den Mann.

Von der Wahl seines Nachfolgers wird übrigens für uns in Deutschland viel abhängen.

Fürst Bismarck hat vor einigen Jahren einmal im

Parlament gesagt, „die katholische Kirche sei der Papst. Jetzt eben sei ein kriegerischer Papst da; er hoffe aber, daß einmal auch ein friedfertiger Papst und ein friedfertiger Kardinalstaatssekretär kommen werden, und mit denen hoffe er dann Frieden schließen zu können". Diese Hoffnung schien bei der Ernennung Franchis in Erfüllung zu gehen. Während er im Sterben lag, konferierte sicher im Auftrag des Staatssekretärs der Münchner Nuntius Masella in Kissingen mit dem Reichskanzler. Dieser ging also nicht nach Kanossa, Rom aber ging nach Kissingen; was jeden freuen wird, der es mit der katholischen Kirche in Deutschland wohl meint.

Es scheint sich jetzt zu verwirklichen, was ich in meinem Buch über Italien aussprach, daß nämlich die Zeit kommen würde, wo Rom über die Häupter der deutschen Bischöfe weg mit Deutschland sich vertragen werde. Und nun verhandelt ein junger italienischer Prälat mit Bismarck, und die Bischöfe werden sich wohl oder übel fügen müssen. Das hätte man sich ersparen können. Daß wohl keiner der staatlich abgesetzten Oberhirten mehr in seine Diözese zurückkehren dürfte, habe ich in jenem Buch auch gemeint, und die Zukunft wird auch das bestätigen.

Man nimmt es Rom vielfach übel, daß es im Kampf verdiente Bischöfe beim Friedensschluß dem Staate opfert. Ich finde das aber begreiflich. Rom hat stets die Sache im Auge, und die geht den Personen vor, da die letzteren nur um der Sache willen da sind.

Nach dem großen Kampfe wegen der gemischten Ehen zu Anfang der dreißiger Jahre wurde der tapfere Erzbischof von Köln geopfert. Es wird auch diesmal ähnlich gehen mit dem Erzbischof von Köln.

Ich lese, daß Monsignore Masella in Kissingen unter dem Namen eines Abbé Gaetano aus Bamberg figuriere. Ich stellte mir dabei die Frage, ob er nach dem strengen Sinne der Moral und Kasuistik sich für einen anderen aus-

geben dürfe? Es ist allerdings eine Lizenz der hohen Herren weltlichen Ranges, inkognito unter fremden Namen zu reisen. Ob aber ein Vertreter der christlich-katholischen Kirche dies tun darf, weiß ich nicht. Ich möchte die Frage fast verneinen, da es in etwas an den Satz grenzt, daß der Zweck die Mittel heilige. —

Seit einigen Wochen habe ich nicht eine Stunde einen sogenannten gebildeten Menschen um mich gehabt. Selbst meinen geistlichen Nachbarn, den Pfarrer von Kippenhausen, den ich sonst fast täglich beim Spaziergang getroffen, sehe ich nicht mehr, seitdem ich der Hitze halber die Landstraße verlassen habe und in des Waldes Gründen umherschweife. Ich finde, daß ich durch das stete Alleinsein mit meinen Gedanken innerlich viel ruhiger, aber auch viel elegischer gestimmt bin. Vergänglichkeit und rasches Schwinden von Zeit und Dasein beschäftigen mich viel mehr als sonst bei meinen einsamen Gängen.

Es mag dazu auch die Lektüre der Briefe der Herzogin von Orleans beitragen. Die Schilderung von Festen, Personen und Tagesereignissen, die nun schon längst entschwunden, erinnert unwillkürlich an die Eile des Lebens.

Am 5. August.

Als ich heute gegen Abend in den Wald ging, begegnete mir ein kontrakter Bursche unseres Dorfes, der „Marte". Dieser arme Mensch ist von Geburt an so krüppelhaft, daß er kaum gehen und reden kann und die Gestalt eines zwölfjährigen Knaben hat, trotzdem er in den zwanziger Jahren steht. Er ist aber dabei eine so fromme, gute Seele und ein so tätiger Arbeiter, daß man ihn lieben und achten muß. So hatte er heute in der großen Hitze des ganzen Nachmittags Ähren gelesen. Welche Mühe ihm das verursachte, mag daraus hervorgehen, daß er knieend auf dem Felde rutschen mußte, weil er sich nicht stark bücken kann, ohne zu fallen. Gleichwohl war er seelenvergnügt, da ich ihn auf seiner

Heimkehr mit seinen Ährenbüscheln traf und mit ihm redete.

Es strahlt aus diesem unscheinbaren Menschen eine so liebe Seele, daß ich jeweils eine Freude habe, ihn zu sehen.

Wie es selten wahr ist, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, so ist es gar oft der Fall, daß in verkrüppelten, häßlichen Menschen eine häßliche Seele sich zeigt. Das Volkssprichwort sagt: „Je krümmer, je schlimmer." Unser Martin ist davon eine Ausnahme. Seine Seele schaut so mild und friedlich aus seinem elenden Körper, daß man diesen ganz übersieht.

Am 9. August.

Ich las eben in Stolz' „Wilder Honig" die Worte aus seinem Tagebuch: „Eine Weltmüdigkeit, eine Langeweile und Tonlosigkeit für alles, was mir die Erde bietet, lagert über meiner Seele." Ich kann dies zurzeit buchstäblich auch von mir sagen, und es gereicht mir zur Beruhigung, daß dem ebenso geistreichen als frommen Alban Stolz derlei Stimmungen auch nicht fremd sind. Unfähig zu jeder geistigen Arbeit, sitze ich untertags im Hause und vor dem Hause herum und schleiche am Abend durch den Wald, müde und matt, wie ein krankes Reh.

Ich finde zu dieser Stimmung absolut keinen seelischen Grund und glaube sicher, daß die ganze Geschichte von einer durch die Gluthitze hervorgerufenen Depression meiner Nerven ausgeht. Sind aber die Saiten lahm, so kann die Seele nicht spielen.

Am 16. August.

Mein Seelenleben gleicht diesen Monat einem Blatt, das träg auf dem einsamen Wasser eines Waldsees dahinschwimmt, schneller oder langsamer, je nachdem ein Windhauch über dem Gewässer spielt oder nicht. Und ich gewöhne mich so an diese Energielosigkeit, daß ich mir fast darin gefalle. So kommt es, daß ich zurzeit mehr vegetiere, als

lebe. Weder die aufregenden Zeitungsartikel über Stichwahlen zum Reichstag, noch verschiedene Besuche in den letzten Tagen, worunter auch eine englische Dame und ihr deutscher Mann, konnten mich in der vergangenen Woche bestimmen, irgendeinen Gedanken in mir festzuhalten und niederzuschreiben.

Ich lese heute bei der Herzogin von Orleans, daß ein damaliges Sprichwort sagte: „Große Herren und große Gewässer zur Nachbarschaft haben, da findt man sich nie wohl dabei." Ich bin zufällig in dieser Lage; wenige Schritte von mir ist der Bodensee, und einige Minuten oberhalb meines Dorfes residiert seit einigen Tagen wieder Prinz Wilhelm von Baden. Daß mein Unwohlsein nach dem obigen Sprichwort daher komme, vermag ich nicht zu glauben, da ich mit beiden Nachbarn auf bestem Fuße stehe.

Am 17. August.

In einem von der „Germania" veröffentlichten Briefe aus Rom heißt es, daß man „Besorgnisse hege, der Papst möchte angesichts der traditionellen Friedensliebe Roms zu große Konzessionen machen, um den Frieden der Kirche mit Deutschland herbeizuführen, und daß man jenen Besorgnissen an den Stufen des päpstlichen Thrones Ausdruck gegeben habe". Man sieht hieraus, daß es in Deutschland immer Leute gibt, die stets päpstlicher sind, als der Papst selbst.

Doch meint der Briefschreiber schließlich doch noch mit Recht, was der heilige Vater tue, sei wohlgetan, und es opfere der Kapitän im Sturme oft ein oder das andere Frachtstück, um das übrige zu retten.

Am 19. August.

Heute ist mein Geburtstag. Es sind 41 Jahre verflossen, seitdem ich in dieses Erdenleben trat. Und wenn ich zurückblicke, wie riesenhaft schnell sie vorübergingen,

wie wenig ich in dieser flüchtigen Zeit für die Ewigkeit getan habe, so kann die Stimmung meiner Seele nur eine elegische sein, und ich denke an Byrons herrliche Worte:

Zwischen zwei Welten, flüchtig und geschwind,
Seh'n wir das Leben einem Stern gleich gleiten.
Wie wenig, ach! ist kund uns, was wir sind;
Wie wen'ger, was wir werden. Strom der Zeiten
Wälzt uns'ren Wasserschaum in wüste Weiten;
Der alte berstet, neuen zeugt der Wind
Des Zeitenflügels, und gleich flücht'gen Wellen
Seh'n unsere Tage wir in Nichts zerschellen.

Wie sehnt man sich in der Jugend nach rascherem Gang der Zeit, um im Leben etwas zu sein und zu gelten! Man wird zum Manne, wird alt und sieht dann erst, wie schnell die Zeit verflog, und wie wenig man eigentlich für Gott und die Welt getan und erreicht hat. Und, was das schlimmste ist, diese Einsicht bringt uns doch nicht zu ernstlicherem, besserem Schaffen. „Wir wälzen unseren Wasserschaum" ruhig weiter und meinen, das heiße leben.

Es vergeht bei meinem einsamen, weltfernen Leben kein Tag, an dem ich nicht an diese Dinge denke, und doch werde ich weder besser noch schlechter als bisher.

Wer das vierzigste Jahr überschritten hat, gehört nach meiner Ansicht zu den alten Leuten. Die letzte Station im Leben, das Alter, beginnt, und sie sollte einen doppelt nachdenklich machen.

Als ich diesen Nachmittag im Walde spazieren ging, schaute ich einige Zeit einer großen Schnecke zu, welche auf dem Wege ihre Promenade machte. Von Zeit zu Zeit hob sie ihre Fühlhörner und ihren Kopf in die Höhe, als wollte sie über ihren Weg und ihr Ziel, über wo? und wohin? nachdenken. Aber nach kurzem Bedenken ging's wieder in dem alten Schneckenschritt auf dem kalten Erdboden weiter.

„So bist du,“ sagte ich mir. „Oft und namentlich heute hast du dein Haupt erhoben von dem Erdenleben und bedacht, was dir zum Frieden diente, und jedesmal geht's dann wieder in der alten Trägheit, im alten Weltschritt weiter auf dem Wege, dessen Ende nicht vorauszusehen ist.“

Am 20. August.

In der Frühe schon, ehe ich aufgestanden war, rief man mich zu einer kranken Frau. Ich erhob mich sofort. Als ich aber gegen das Haus der Kranken kam, lief mir ein Nachbar entgegen mit der Nachricht, die Frau sei eben verschieden. Zum erstenmal, seitdem ich hier bin, starb mir eine christliche Person ohne die Sterbesakramente. Vor einigen Jahren ein Lumpazius, den ich aber nicht unter die Glieder der Kirche zählte. Er endete, wie er gelebt.

Doch hatte die Verstorbene noch vor wenigen Tagen, am Himmelfahrtstage, die heiligen Sakramente in der Kirche empfangen, was mir ein Trost war für sie und mich. Das Geschrei der Kinder um die tote Mutter, die eben noch einen Sprößling geboren, tönte vom Totenhaus schneidend herüber, als ich den Heimweg antrat, weil die Glocken mich zum Gottesdienst riefen.

Der Vater ist fort nach Meersburg, um einen Arzt zu holen, und wenn er kommt, findet er die Mutter tot und um die tote Mutter wehklagende Kinder.

Ich dachte noch in der Kirche darüber nach, wie namenlos viel Schmerz und Elend sich oft im Familienleben zusammenhäufen, während der Mensch ohne Familie nie so gehäuftes Weh zu tragen hat.

Deshalb sind aber auch „Hagestolze“ die ungeduldigsten und widerwärtigsten Menschen, wenn sie nur ein kleines Leid oder winzigen Schmerz zu tragen haben. —

Ich wurde heute mit der Lesung der Briefe der Herzogin von Orleans, soweit sie bis jetzt erschienen sind, fertig.

Ein Gedanke war mir hierbei besonders klar vor die Seele getreten: Wenn man die sittlichen Zustände, wie sie in jener Zeit am französischen Hofe und im französischen Adel bestanden und wie sie Elisabeth Charlotte teils schildert, teils andeutet — in Betracht zieht, so kann es niemanden wundern, daß die große Revolution so schrecklich losbrach. Über Königshaus und Adel erging nur das Gericht, das die Ahnen schon längst vorbereitet und verdient hatten.

Am 23. August.

Ich hatte gestern abend Gäste, lauter Künstler, Maler aus München. Hofmaler Zimmermann, einer der angesehensten Meister der älteren Schule in Isar-Athen, ist ein geborener Hagnauer. Aus sich selbst, ohne materielle Mittel, unter großen Hindernissen alles geworden, was er heute ist, gehört er zu jenen schätzenswerten Menschen, die einem schon um ihrer Energie im Leben willen Achtung abzwingen. Seit Jahren hat er eine kleine Villa in seinem heimatlichen Seedorf und verbringt hier einen großen Teil des Sommers mit seinen zwei Söhnen, Ernst und Alfred[1], ebenfalls Künstlern. Ich bin schon manchen Abend bei dem alten Meister in meinem Hause gesessen, habe den Anschauungen und Urteilen des ebenso geistreichen als erfahrenen und bescheidenen Mannes gelauscht und vieles von ihm gelernt.

Gestern abend waren wir wieder beisammen und außer den Söhnen noch ein Freund des Vaters und Kunstgenosse. Dieser war ein auffallend stiller, ruhiger Mann, der mir dadurch schon imponierte. Wenn ich Sanguiniker und nervöser Mensch einem recht ruhigen Manne mich gegenüber befinde, so wirkt das beruhigend wie kaltes Wasser auf meine Nervenstimmung, und ich selber werde unwillkürlich inne, daß ich ein aufgeregter Mensch bin. Ich verkehre deshalb sehr gern mit derartigen Naturen, weil sie mir stets ein Stück Selbsterkenntnis beibringen.

[1] Sie sind heute, 1911, auch beide tot.

Der genannte Herr wurde mir aber auch dadurch interessant, daß er mir erzählte, wie er Maler geworden sei. Vor mehr denn vierzig Jahren war er als flotter Studiosus juris auf der hohen Schule zu Heidelberg. Eines Tages geht er am Museum vorüber, als ihm ein Bekannter zuruft und ihn auffordert, ein hier ausgestelltes Bild zu betrachten. Er tritt ein und sieht eine Landschaft von Fries. Das Bild ergreift ihn so mächtig, und der Gedanke, die Natur auch einmal so darstellen zu können, tritt so überwältigend vor seine Seele, daß er von Stund an den Pandekten Lebewohl sagte und bei dem Schöpfer jener Landschaft als Kunstjünger eintrat.

Wie aber gar oft solch rasche Entschließungen und Änderungen des Berufes nicht den gewünschten Erfolg haben, zeigte sich auch hier. Der Mann brachte es nie zu einem bedeutenden Künstler. Als Jurist hätte er es wahrscheinlich weiter gebracht.

Ein mittelmäßiger Jurist bringt es in der Regel viel weiter in seiner Existenz, als ein mittelmäßiger Maler. Jener kann längst Oberamtmann sein, während dieser Hunger leidet.

Am 31. August.

Ich bin ordentlich froh, daß mit dem heutigen Tage dieser Monat zu Ende geht. Trüb, regnerisch oder durch Hitze ermattend war seine Signatur, die sich auch ganz in meinem Seelenleben und in meinem seelischen und leiblichen Befinden abspiegelte.

Wenn ich auf ihn zurückschaue, kann ich sagen, er war „verloren". Aber, wie manchen Tag und wie manchen Monat verlieren wir während der vielen Jahre unseres Lebens, ohne für die Zeit noch für die Ewigkeit etwas Ordentliches getan zu haben. Und schließlich verspielen wir unser ganzes Leben.

So spielen wir Narrenpossen mit der Zeit, und die Geister der Weisen sitzen in den Wolken und spotten uns'rer —

sagt Shakespeare. —

Hinter der Kirche, die unweit vom Seeufer steht, hab ich vor einigen Jahren mit Hilfe meiner Hagnauer einen kleinen Park angelegt, den aber an Werktagen nur — der Pfarrer und der alte Mesner besuchen. In einer Ecke der Kirche ist eine stille Bank mit herrlicher Aussicht auf See und Alpen. Man sieht von ihr aus nichts vom Dorfe, nur Natur weithin. Wenn nun der Sakristan „Ein Uhr" geläutet hat und mich nicht auf der Bank vor dem Pfarrhaus trifft, so sucht er mich hinter der Kirche. In der lauschigen Ecke halten wir dann unsere Siesta nach dem Mittagessen.

Ich war heute schon einige Zeit da gewesen, hatte trüb in den See hineingeschaut und über die Vergänglichkeit und die Öde des Lebens nachgedacht. Da kam der Alte dahergehunken, und ich rief ihm, da er sich zu mir setzte, die Worte meines Vaters zu, die längst auch mein täglich Sprichwort geworden sind: „'s ist ein Elend auf dieser Welt."

„'s ist ein Elend, Herr Pfarrer, aber aushalten müssen wir's doch," meinte der Mesner. „Und Sie können es noch besser, als ich. Ich bin ein armer Mann, mein Weib, die Kreszenz, ist krank, mein Sohn, der Benni, liegt seit Jahr und Tag krank darnieder, und ich kann keine Nacht schlafen vor Schmerzen in meinem Fuß. Und doch bin ich froh und dank unserm Herrgott, daß ich noch mein ‚Dienstle' besorgen und jeden Tag gehen und stehen kann."

Ich dachte an die Worte Mephistos, wo er zu Faust spricht:

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt,
Auch die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch und unter Menschen bist.

Und als wir uns erhoben, ließ ich meinem braven Mephisto, zum Dank für seine Lehre, im Pfarrhaus eine Flasche Wein geben. Glückselig hinkte er das Dorf hinauf seiner Hütte zu, und ich — beneidete ihn um seine christliche Lebensauffassung.

Ich rede absichtlich nie von religiösen Übungen, wie Gebet und Betrachtung, zu denen ich als Priester verpflichtet bin, aber heute will ich doch davon reden.

Als ich, bald nachdem der Mesner mich verlassen, ein Kapitel aus Thomas a Kempis las, bekam ich noch eine bessere Lehre, als die der Sakristan eben dem Pfarrer gegeben hatte. Da spricht der Herr im 25. Kapitel des III. Buches: „Frieden wollen alle haben, aber nicht alle sind besorgt für das, was zum wahren Frieden führt. Mein Friede ist bei denen, die sanftmütig und demütig sind. Dein Friede wird bestehen in der Geduld. In allem merke auf dich, was du tust und was du redest, und richte deine ganze Absicht dahin, daß du allein mir gefallen wollest. Erwarte nicht, daß du nie einige Beschwernis leidest am Leibe oder im Gemüte, denn frei sein davon ist ein Zustand nicht des gegenwärtigen Lebens, sondern der ewigen Ruhe."

Am 2. September.

Eben war ich bei einer Frau meiner Pfarrgemeinde, die sich in einem Anfall von Schwermut das Leben hatte nehmen wollen. Sie sah jetzt ganz klar ein, vor welch furchtbarer Tat sie gestanden, aber sie hätte in jener Stunde, so erzählte sie, nicht anders gekonnt. Morgens um 9 Uhr hatte sie, während ihre Kinder in der Schule waren und ihr Mann krank im Bette lag, sich entfernt, um sich in das zwei Stunden vom Bodensee entfernte Flüßchen Aach im Salemertal zu stürzen. Unterwegs aber traf sie auf einen tiefen, mit Wasser gefüllten Graben, und in den trieb sie „der böse Geist".

Am Rande des Wassers rang sie noch mit sich, rief

die Namen ihrer Kinder und stürzte sich hinein. Von ferne hatte sie aber ein Mann beobachtet; der sprang herbei und zog sie heraus. Sofort, als hätte das kalte Naß ihren Nervenzustand beruhigt, erkannte sie, was sie hatte vollbringen wollen, und kehrte in tiefster Reue heim. Sie schilderte mir in ergreifender Art, wie sie es nicht gerne getan habe, und daß sie keinem Menschen sagen könne, wie es ihr zumute gewesen sei.

Verwandte wollten ihr schwere Vorwürfe machen, statt die Arme aufzurichten, die lediglich von einem geerbten Leiden heimgesucht ist. Ihr Großvater hatte im Wasser den Tod gesucht, und ihre Mutter, die ich selbst noch kannte, hatte häufige Anfälle umnachteten Geistes.

Von allen Übeln, die sich von Eltern auf die Kinder übertragen, ist Geisteskrankheit entschieden das gräßlichste. Man spricht in unsern Tagen mit Fug und Recht von Einschränkung der fast schrankenlosen Verehelichungsfreiheit, weil so viele existenzlose Menschen sich verheiraten. Noch nützlicher aber wäre es, wenn man mit erblicher Krankheitsanlage Behaftete vom Ehestand ausschließen würde, weil sie ganze Generationen elender, unglücklicher Menschen in die Welt setzen. Ich erinnere nur an die unzähligen Fälle von Schwindsucht. Der moderne Staat greift so viel und so weit in Dinge ein, die man füglich dem Einzelnen überlassen könnte; wo aber Zwang not täte, gibt er Freiheit.

Ich habe mir schon aus früheren Jahren Fälle aus meiner Gemeinde erzählen lassen, wo Menschen den Tod im Wasser suchten, und dabei die merkwürdige Erscheinung wahrgenommen, daß keines von diesen Unglücklichen sich in den nahen Bodensee stürzte, sondern alle entfernter gelegene, kleine Gewässer aufsuchten. Wie ist diese Tatsache zu erklären? Hatten die Armen eine Art Scheu vor dem großen Wasser oder waren ihnen die weiten Ufer des Sees zu belebt und wollten sie in stiller Einsamkeit, ungesehen,

die Welt verlassen? Merkwürdig ist ferner, daß alle die hiesigen Selbstmörder und die meisten, von denen ich überhaupt weiß, am Tag ihr Leben endeten und nicht bei der Nacht. Es sind all diese Fragen Rätsel und werden es wohl stets bleiben.

Eines aber hab ich gefunden, daß geistig beschränkte Menschen eher zum Selbstmord schreiten, als begabtere. Wenn in ein kleines Gehirn etwas kommt, was noch nie durch dasselbe gegangen ist oder ein äußerer Vorgang heftig auf dasselbe einfällt, so kommen die Betreffenden sehr leicht „aus dem Häusle", wie das Volk sagt. Es ist ein harter Schlag auf Glas.

Derlei Leute gleichen dem kleinen Blumentopf, in den man eine groß werdende Pflanze setzt; sie dehnt sich aus, und der Topf zerspringt.

Geistig stärkere Leute halten die elektrischen Ströme des Lebens eher aus, sie verlieren nicht den Mut bei harten Schicksalsschlägen und gehen dem Kampf ums Dasein nicht aus dem Wege. So hat sich in meiner Gemeinde vor kurzem ein schwachgeistiger Mann ums Leben gebracht, weil er in einer Erbschaftsangelegenheit vor Gericht sollte und noch nie „vor Amt" gewesen war. Am Tage vor dem Termin ging er in den Wald und erhängte sich.

Obige allgemeine Bemerkung lasse ich aber nur gelten für normale Zeiten und für vom Zeitgeist und der Kultur nicht angefressene Menschen. Jetzt töten sich ja kleine und große Buben in Menge — aus Blasiertheit, Liederlichkeit und Religionslosigkeit — Dinge, die allerdings auch Schwäche des Gehirns voraussetzen!

Am 3. September.

Zum erstenmal seit Monaten verließ ich heute wieder für einen halben Tag mein stilles Dorf. Ich fuhr nach Konstanz; das Motiv dazu war ein sehr unbedeutendes. Meine Schwester wollte meine Zimmer aufwaschen, eine

Tat, welche ich schon längst verhindert hatte, die mich aber, als sie unabwendbar geworden, aus meiner Klause hinaustrieb. Der Widerwille des männlichen Geschlechtes gegen das Aufwaschen und Putzen von Zimmern und Hausgängen ist allgemein, soweit die starke Seite des menschlichen Geschlechtes nicht aus Bodenwichsern und „Weibsleuten" besteht.

Gar oft wird das Waschen und Aufwaschen auch zur weiblichen Kriegslist. Wenn man den Hausherrn gerne einmal aus dem Haus hätte, so braucht man nur von solchen Dingen zu reden und ihrer absoluten Notwendigkeit, dann geht der gute „Kater", und die Mäuse sind, wenigstens auf einige Zeit, Meister. —

Der bayerische Kapitän, dessen „Bavaria" ich heute bestieg, begrüßte mich als einen lange nicht mehr Gesehenen. In der Tat wohnt kaum jemand am See, der weniger auf Dampfschiffen zu sehen ist, als ich. Meine Antipathie gegen kleinere Ausflüge und meine Abgeschlossenheit nach außen nimmt immer mehr zu. Wenn das so fortgeht, bin ich in zehn Jahren ein menschenscheuer Hypochonder.

Konstanz kam mir heute durch die vielen fremden Reisenden, welche am Hafen und in seinen Straßen zu sehen waren, wie eine Großstadt vor, zu welchem Eindruck allerdings der Kontrast zu meinem Dorf viel oder alles beitrug. Gleich am Hafen traf ich einen alten Rastatter Studienfreund, den Wilhelm Anselm, jetzt Zollinspektor in Konstanz. Aus dem lustigen, hagern Studenten war ein dicker, nahezu phlegmatischer Hagestolz geworden, ein Mann, wie er anders nicht werden kann bei Zolltabellen und Tarifansätzen, mit denen er jahrein jahraus zu tun hat. Bei derlei Beschäftigung müßte ein Mensch alles mögliche anwenden, um nicht Schablone zu werden. Gegenmittel wären Musik, Poesie, Schöngeisterei; allein dazu haben die meisten derartigen Beamten weder Zeit noch Lust. Wenn sich dann noch das Hagestolzentum dazu gesellt, so fehlt

bald nichts mehr zum Bureau-Hypochonder der schlimmsten Sorte dieser Gattung, und als solchen fand ich meinen alten Freund. Ich war innerlich froh, kein Kanzleimensch geworden zu sein.

Dieses Frohsein ward auch nicht getrübt, als ich bald darauf in das Bureau des Staatsanwalts Fieser eintrat. Die Staatsanwälte habe ich sonst schon oft beneidet ob der schönen, freien Reden, die sie halten dürfen. Als ich aber heute einen dieser Glücklichen hinter seinen Akten in enger Stube sitzen sah, da war auch dieses Ideal geschwunden.

Diese Herren sind die Beichtväter des Staates. So wie ein kirchlicher Beichtvater dem Sünder rückhaltlos ins Gewissen reden darf und reden soll, so auch der Staatsanwalt dem Verbrecher und Sünder am irdischen Gesetze. Doch der geistliche Beichtvater muß es unter vier Augen tun und absolutes Geheimnis bewahren. Die Beichtväter des Staates aber gehen vor aller Welt mit dem Sünder ins Gericht, machen in der Regel den armen Teufel noch viel schwärzer, als er ist, und haben ein gewaltiges Privilegium des Räsonierens und Kritisierens. Wenn ein Verteidiger zu weit herauslangt, wird er vom Vorsitzenden sofort zur Ordnung gerufen, aber gegen die Staatsanwälte sind die Präsidenten, welche ja auch von Staates Gnaden sind, nachsichtig, wie schwache Großväter gegen ungezogene Enkel.

Ein Freund möglichst freien Redens, hab' ich drum schon manchmal gedacht: „So ein privilegierter Staatstrompeter möcht' ich auch sein!" Heute verging mir diese Lust.

Eine Stunde später besuchte ich den Chef der Konstanzer Zeitung, Redakteur und Verleger Ammon, einen geistreichen Mann. Auch hier überkam mich der Gedanke, ein Redakteur zu sein, eiskalt.

Und als ich am Nachmittag auf der Terrasse des Konstanzer Hofes saß und über den See hinausschaute, fand

ich, daß die Aussicht von meinem Pfarrhause doch noch schöner sei.

So fuhr ich denn am Abend gerne wieder über das Wasser heim und dachte: „Der liebe Gott hat es am Ende doch am besten mit dir gemeint, daß er dich zum Dorfpfarrer am See gemacht hat."

Am 4. September.

Wie ich meinen Abendspaziergang antreten wollte, kam zur Türe herein ein alter Schulkamerad aus meiner Heimat, ein ehrsamer Metzgermeister.

Ich hatte größere Freude an seinem Besuche, als wenn irgendeine politische oder literarische Größe mich beehrt hätte.

Es war der Metzger „Giger" von Hasle, der erste Charcutier des Kinzigtals, ein Mann, der mit seinen Zervelat- und Groschenwürsten weit mehr verdient, als unsereiner. Ich nahm ihn sofort mit auf meine Promenade und zeigte ihm von der Höhe des „Fohren-Bühls" aus alle Herrlichkeiten des Bodensees.

Der Mann des Blutes und des Fleisches wurde aber nicht recht warm. Und ich nahm es ihm auch nicht übel. Ich dachte, die schönste Ansicht für einen Metzger sei wohl ein Stück Mastvieh, und die schönste Aussicht ein Kamin voll geräucherter Schinken. Im Verlaufe unseres Weges aber merkte ich, daß dem „Heiner" auch sonst noch etwas am und auf dem Herzen liege. Und richtig, im Angesichte der Säntisgruppe, vor dem Spiegel des Schwäbischen Meeres erzählte er mir, es habe zu Hause Spektakel gegeben, und er sei dem Groll seines Weibes, meiner Jugendnachbarin, des „Schneider Hilsen-Seppe", gewichen und in die weite Welt gefahren.

Ich war gestern vor weiblicher Wascherei über See gedampft und heute kam der Blutmann, der von Hasle entflohen ist, weil sein Weib ihn gewaschen hat. Er, der einen Stier mit wuchtigem Schlag niederwirft und tötet, er weicht

vor den Zungenschlägen eines Weibes bis hinauf zum Schwäbischen Meer! So groß ist die Macht der — Loreley, auch ohne goldenes Haar und goldenen Kamm!

Schon im vorigen Jahr kam ein Freund aus dem untern Kinzigtal zu mir, der Josef Gottwald von Offenburg. Auch ihn hatte seine herzensgute Frau erzürnt, und er war bei Nacht und Nebel davongereist, planlos, und endlich an den See gekommen.

Merkwürdig! Beide wollten ihre Frauen erschrecken durch den heimlichen Weggang; beiden sagte ich, sie würden ihren Zweck nicht erreichen. Frauen haben nämlich ein ganz vorzügliches Gefühl für die guten und schlimmen Eigenschaften ihrer Männer. Drum weiß eine Frau genau, ob der Mann in Fällen, wie die obigen, wiederkommt oder nicht.

Die beiden Freunde, die an den See flüchteten, sind kreuzbrave Männer. Ihre Weiber wußten deshalb sicher: die kommen wieder. Und sie kamen auch. Darin liegt aber ein edler Charakterzug des Mannes. Eine Frau, die vom Mann beleidigt das Haus verläßt, kommt in der Regel nur, wenn der Gatte zu Kreuz kriecht, abbittet und die Dame wieder holt. Die „guten Kerle" von Männern aber suchen den Frieden ohne Abbitte und kommen von selbst wieder. Drum geschieht ihnen recht, wenn die Weiber so sind.

Zwischen jenen zwei Kinzigtälern und ihren Frauen hat jetzt der Tod Frieden gemacht für immer. Dem Heiner starb die Frau, und der andere ist selber fort aus diesem Leben. Und heute, da dies Buch neu erscheint, sind alle vier fort und ruhen im ewigen Frieden.

Am 5. September.

Trotzdem ich seit Jahren in der Nähe der Taubstummenanstalt wohne, kam ich erst diesen Morgen dazu, einmal einer öffentlichen Prüfung daselbst anzuwohnen. In dem

prächtigen Rokokoschlosse der ehemaligen Fürstbischöfe von Konstanz, dessen Räume ich ebenfalls zum erstenmal sah, befinden sich unsere armen Taubstummen.

Welche Ironie des Schicksals! Aus einem prunkvollen, vielbesuchten Fürstenschlosse hat die Zeit ein Asyl gemacht für Taubstumme!

Ich hatte keine Zeit, mich lange mit Gedanken über des Geschickes Mächte zu befassen. Das Interesse, welches die Kinder und ihre Bildung mir abgewannen, schnitt alle weiteren Nebengedanken ab.

Es hat mich seit Jahren nichts so sehr in Erstaunen gesetzt, wie heute diese redenden und vernehmenden taubstummen Kinder. Das Hauptorgan der Seele für die Außenwelt, das Ohr, ist tot, und alles muß durch den Gesichtssinn auf das Gehirn übertragen werden. Es ist nun interessant, diese scharf aufpassenden Blicke der Kinder zu sehen, mit denen sie von den Lippen der Lehrer die Worte ablesen und darauf die Antwort geben mit ihrer schwer beweglichen, aber doch gar wohl verständlichen Zunge.

Was die Kinder sprachen, erzählten, beschrieben — alles war mir ebenso neu als überraschend, namentlich auch die Art, wie denselben Begriffe beigebracht wurden, eine Übung, die der Regierungskommissär, Herr Oberschulrat Armbruster, mir zur Lehr' vornehmen ließ.

Der heutige Prüfungskommissär der Kinder war einst auch einer der meinigen. Als ich im Dezember 1863 im Ständehaus zu Karlsruhe mit elf Leidensgenossen das philologische Staatsexamen machte, hielt der jugendlich schöne und überaus freundliche Oberschulrat Armbruster, vom evangelischen Landpfarrer in Wolfenweiler bei Freiburg eben zu dieser Würde erhoben, Wache über uns bei den schriftlichen Arbeiten.

Er hat bis heute weder an Freundlichkeit noch an Jugendfrische abgenommen und zeigt außerdem keine Spur von dem ledernen Wesen eines alten Schulmannes. Er

besuchte mich in den letzten Jahren meines Aufenthaltes am See jeweils, wenn er in Meersburg prüfte, an einem Abend in meinem Pfarrhäuschen und ich begleitete ihn dann in der Nacht noch den halben Weg nach Meersburg zurück.

Ich machte mir heute mittag auf dem Heimweg allerlei Gedanken über die taubstummen Menschen. Vom medizinischen Standpunkt aus ist dieses furchtbare Leiden wohl leicht zu erklären. Aber warum sucht Gott die Menschheit damit heim? Wäre es nicht besser, nicht geboren zu sein oder nach der Geburt zu sterben, als so zu leben? Und ich dachte mir: Diese Unglücklichen sind wohl Werkzeuge Gottes, um uns übrigen Menschen den hohen Wert von Sprache und Gehör zu zeigen. Ohne Taubstumme glaubte man, es müßte so sein, daß alle Menschen hören und reden können.

Und dann darf hier wohl auch an ein bekanntes Wort des Heilandes erinnert werden: „Es ist besser, taub und stumm ins Himmelreich einzugehen, als hörend und redend verworfen zu werden."

Am 8. September.

Als ich gestern mich auf eine „Muttergottespredigt" vorbereiten sollte, konnte ich fast zu keinem guten Gedanken kommen. Ich bin seit Jahren durch die Maiandachten gewohnt, oft über die seligste Jungfrau zu predigen, und liegt mir deshalb das Thema um so weniger fern. Diesmal aber wollte mir nichts Passendes weder in die Feder, noch in den Kopf. Mühsam und trocken schrieb ich endlich einiges nieder. Da ich aber heute in die Kirche kam, die andächtige Gemeinde, die geschmückten Muttergottesbilder, die Fahnen sah, und über all dies unsere „große Glocke" vom Turm herab ihre eherne Stimme erhob, da löste sich meine geistige Dürre. Es kam plötzlich Leben und Wärme in das trockene Gebein meiner Predigt, und ich predigte mit ebenso großer Lust, als ich mit Unlust an der Predigt gearbeitet hatte.

Am 9. September.

Wir feiern heute den Geburtstag unseres Großherzogs. Ein Mann aus einer benachbarten Gemeinde kommt nach der Kirche zu mir und bittet mich, ihm ein „Gnadengesuch" an den Landesfürsten, der eben auf der Bodenseeinsel Mainau weilt, zu fertigen. Ich kann überhaupt keine Briefe schreiben und wollte lieber betteln, als einen Briefsteller abfassen. Briefe und Bittgesuche an hohe und höchste Herrschaften gelingen mir erst gar nicht. Mein Styl ist derart fern von den üblichen Redensarten in derlei Schriftstücken, daß ich mit dem besten Willen nicht weiß, wie man solche stylgerecht abfaßt.

Ich suchte daher dem Manne seine Bitte an mich auszureden mit meiner Unkenntnis in solchen Dingen; aber er meinte, wenn einer „Bücher stellen" könne, werde er auch das können. Auch das hätte bei mir nicht gewirkt. Da bekannte er, seine Frau wünsche partout die Absendung einer Bittschrift, und wenn er ohne eine solche heimkäme, gäbe es Spektakel. Jetzt griff ich nach der Feder und erfüllte den Wunsch des armen Mannes, um ihn vor dem Zorn seiner Ehehälfte zu schützen, welche, um mehrere Jahre älter als er, den jungen Menschen als Witwe geheiratet hatte. Ich befahl ihm aber hoch und teuer, ja dem Großherzog nicht zu verraten, daß ich der Schriftführer gewesen sei.

Der Geburtstag des Landesfürsten wird in unserem stillen Seedörfchen sehr einfach gefeiert. Da am Tage zuvor ein Feiertag ist, den meine Rebleute, als große Verehrer der Mutter Gottes, hochhalten, obwohl er staatlich abdekretiert wurde, so nehmen sie sich keine Zeit, den staatlichen Festtag mitzumachen. Ein Fischer sagte mir einmal nicht unlogisch: „Der Staat hält auf den Muttergottestag am 8. September nichts und kann es darum uns nicht übelnehmen, wenn wir den Staatsfeiertag am 9. September auch nicht begehen."

Am Vorabend läutet mein Sakristan, der alte Acht-

undvierziger, mit seinen Ministrantenbuben den Tag ein. Zwischen die Glockentöne hinein brummt er dann einige Redensarten über Freiheit und Volkswohl. Am Morgen holt die Dorfmusik die Festgäste im Rathaus am See drunten ab, und unter ihren naiven Klängen rücken der Bürgermeister und einige Gemeinderäte in abgeblaßten Zylindern, gefolgt von einigen Grenzwächtern, in die Kirche ein.

Mein dicker Lehrer, ein guter Patriot, ist in Verzweiflung. Er will eine „Festmesse" geben, die Singmädchen sind aber in den Reben an der Arbeit, und er muß seine Messe solo singen und noch die Orgel dazu schlagen. Er arbeitet im Schweiße seines Angesichtes.

Nach dem Gottesdienst ist „Frühschoppen mit Konzert" beim „Fritz". Hier toastet der Bürgermeister. Am Abend vereinigen sich die gleichen Festgäste zum Bankett beim „Zeller am See", und da hält in der Regel mein guter Lehrer die Festrede, die, wie mir Ohrenzeugen versichern, stets einige pikante Wendungen enthält. So sprach er im vorigen Jahre, in bester Absicht, über die Zunahme der Lasten, die auf dem Volke liegen, und meinte dann entschuldigend: „Aber, es ist unserm Großherzog selbst leid, daß er sein Volk so drücken muß." Auf dieses Leid baute er dann, rednerisch ganz richtig, das Fundament seines Toastes.

Franz, der Polizeiwachtmeister des Dorfes, benimmt sich als die berufenste Persönlichkeit des Tages. Und wenn längst alles zur Ruhe gegangen ist, steuert er sein schwankes Fahrzeug, den von meinen Weingartenschen militärischen Freunden ihm dedizierten Offizierssäbel in der Rechten, durchs Dorf hinauf und läßt mit stammelnder Zunge, aber im besten preußischen Dialekt, den Landesvater noch einmal hochleben.

So spielen sich bei uns große Dinge im kleinen ab, und ich sage: „Honny soit qui mal y pense!" zu deutsch: Ein schlechter Kerl, wer darüber schlecht denkt! —

Am 14. September.

Mein hoher Nachbar, der Prinz Wilhelm von Baden, beehrte mich heute mit seinem Besuch. Als wir am Fenster meines Wohnzimmers standen und über das kleine Gärtchen und die grünen Rebgelände zum stillen See hinabschauten, machte der Prinz die treffende Bemerkung: „Sie haben da einen sehr ruhigen Aufenthalt für Ihren unruhigen Geist!"

So sehr diese Worte bewußt oder unbewußt ihre Spitze gegen mich kehrten, ebenso sehr freuten sie mich, weil sie den Nagel auf den Kopf trafen. Ich bin in der Tat überzeugt, daß die Einsamkeit, in der ich hier Woche für Woche verbringe, mir ungemein gut und not tut. Sie ist das Niederschlagende für die sanguinischen Fluida meines „unruhigen Geistes". Allein, was kann der vom Weibe Geborene für sein Temperament, für sein mehr oder weniger gesteigertes Seelenleben? Es läßt sich die Anlage ohne Zweifel steigern oder mildern, je nach der Willenskraft und dem Berufsleben des einzelnen — doch der Grundton ist und bleibt angeboren.

Ob einer Reiteroffizier im Felde oder Nachtwächter in einem kleinen Dorfe ist, macht jedenfalls viele Unterschiede bei gleichem Naturell. Für einen Sanguiniker meiner Art, der zugleich Priester ist, hat das stille, ruhige, monotone Landleben unbedingt großen Nutzen.

Ich weiß es, in Gesellschaft werde ich „leichtsinnig", drum meide ich sie auch, selbst seitdem ich nicht mehr auf dem Dorfe, sondern in der Stadt lebe, obwohl mir die Leute sagen, ich hätte großes gesellschaftliches Talent. Ich meine, es ist Schopenhauer, der einmal sehr wahr sagt: „Geselligkeit gehört zu den gefährlichsten, ja verderblichsten Neigungen." Und der große Menschenkenner Jean de Labruyère schrieb vor zweihundert Jahren: „Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls." (All unser Elend kommt daher, daß wir nicht allein sein können.)

Bisweilen ist es mir aber doch zu stille. Wenn ich an dunkeln Regentagen weder lesen noch schreiben kann und stundenlang von meinem Fenster aus über den naßkalten See hinschaue, träumend und sinnend, da sehne ich mich oft nach Menschen und nach Unterhaltung, und die Einsamkeit kommt mir unheimlich vor. Immer nur allein sein mit seinem Träumen macht die Seele für Augenblicke schauerlich öde.

Bei Sonnenschein und leiblichem Wohlbefinden entschädigt mich die Natur für alles, und ich gäbe meine einsamen Gänge am See um keine Gesellschaft der Welt. Komme ich aber in die Gesellschaft der Städte, wie z. B. beim Landtag, so wird mir das Toben und Lärmen und Reden bald zuwider, und ich suche weit draußen vor der Stadt die Stille und Ruhe der Natur auf. Wieder heimgekehrt an den See, fühle ich stets die Wahrheit des Schopenhauerschen Satzes: „Die allermeiste Gesellschaft ist so beschaffen, daß, wer sie mit der Einsamkeit vertauscht, einen guten Handel macht.“

Und lernen leben in Gesellschaft wir,
Ist's Einsamkeit, die uns lehrt sterben —

ruft Byron so schön aus. Und das Sterben lernen ist wohl die beste Studie, die wir hienieden betreiben könnten, aber leider am wenigsten betreiben. —

Ich habe dieser Tage eine Lektüre in die Hand genommen, die man eigentlich vor gewissen Leuten nicht nennen sollte, wenn man nicht in den Verdacht halber Ketzerei kommen will. Es ist Heine.

Diejenigen Leute, denen der Name Heine ein Greuel ist, haben seine Schriften allermeist gar nicht gelesen. Heine ist und bleibt eines der größten Dichtergenies unserer deutschen Literatur, und von einem Genie kann man immer lernen. Man mag Heine mit Recht frivol, zynisch, religionslos nennen, aber es finden sich bei ihm trotzdem noch so

viele Perlen edelster Art, daß auch der strengste Cato ihn mit Genuß und Nutzen lesen kann. Seine Lyrik und sein Humor sind von zauberhafter Macht, jene begeisternd, dieser unterhaltend. Und wer selbst zu Humor geneigt ist, wird in diesem Faun jeden anderen Humor und Witz übertroffen finden.

Ich bin überzeugt, daß Heine noch keinem ernstlich religiösen Menschen die Religion genommen oder auch nur mit dem geringsten Zweifel angesteckt hat. Wer diesen jüdischen Dämon einmal kennt, wird ihm in dieser Richtung nicht das mindeste glauben. Aber freilich ist er keine Lektüre für junge Leute.

Um aber von Heine nicht zu sehr verzaubert zu werden, treibe ich nebenher holländische Sprachstudien, und der trockene, breite Ernst dieser Sprache sorgt für das nötige Gleichgewicht in meiner Seelenstimmung.

Am 17. September.

Ich komme nochmals auf Heine zurück. Ich bin an seiner Abhandlung über Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Wer diese Plaudereien, zunächst für Franzosen geschrieben, liest, wird, so viel Geistreiches und Originelles er auch darin findet, am Ende doch nicht entscheiden können, ob es dem Satyr, der sie schreibt, Ernst oder Spaß war. Er schwärmt fürs Mittelalter, fürs Mönchtum, für den „teuern Mann" Luther, hängt aber jedem nach dem Lob wieder seine satyrischen Bemerkungen an, die wie der „Pferdefuß" des Teufels plötzlich hervorschauen und alles vorher Gesagte in Zweifel ziehen.

Es ist überhaupt Heine nicht möglich, längere Zeit in höheren, ernsten, reinen Sphären zu weilen. Es zieht ihn nach den herrlichsten Schilderungen plötzlich wieder hinab in die beißende Satyre oder ins Triviale.

Ich möchte sagen, dieser Mensch war ein kleiner Teufel — im Lichtgewande und mit den Engelsflügeln des Genies.

Wenn ihm bei seinen religiös-philosophischen Betrachtungen eines ernst ist, so mag es das Urteil über Lessing und Kant sein, ein Urteil, so feingeistig, wie es nur ein Genie über ein Genie geben kann.

Ich habe, nachdem ich bei ihm den Abschnitt „Von Luther bis Kant" heute gelesen hatte, gleich darauf des Vergleichs halber ein anderes Buch in die Hand genommen und in den Nachtgedanken des heiligen Augustinus das Kapitel gelesen: „Philosophie und Religion", und es ward mir zumute wie einem, der eben aus einem mit elektrischem Lichte beleuchteten Konzertsaale, in welchem die lustigsten Walzer von Strauß gegeben wurden, heraustritt und gleich darauf in einem herrlichen, gotischen Dom niederkniet und dem Requiem von Mozart lauscht, wo jeder Takt ihn mit dem erhabensten Ernst durchzittert.

Wie wirft der große Afrikaner mit wenig Sätzen seiner hochpoetischen Sprache die ganze Leere und Hohlheit der Philosophie und ihres Ersatzes für Religion nieder, und wie zauberhaft überwältigend baut er vor uns auf „die höhere Gebieterin, die heilige Religion, die mit königlichem Fuße die Erde berührt und ihr Haupt über die Sterne erhebt"! „Gleich der Taube," ruft das heilige Genie eines Augustinus aus, „die der zweite Vater des Menschengeschlechtes nach der verheerenden Überschwemmung aussandte, überschaue ich die Erde und finde da keinen Platz, wo ich sicher ruhen könnte. Alles ist Verwesung, die mich tötet, Sumpf, der unter meinen Füßen weicht und worin ich versinke. Nur dein triumphierendes Schifflein, heilige Religion, schwimmt sicher über der sumpfigen Erde und kann mir eine sichere Zuflucht gewähren!"

Heine führt uns alle philosophischen Systeme der größten deutschen Denker vor und zeigt dann, wie sie alle, Kant, Fichte, Schelling, später wieder von ihren Systemen ab- und zurückfielen in die Arme des Glaubens oder ihrer früheren Gegner. Und aus all diesen philosophischen Leug-

nungen des positiven Glaubens geht nach Heine schließlich der Kommunismus (die Sozialdemokratie) in Deutschland hervor. „Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel," schrieb er im Jahre 1852, „hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wirksamkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge der durch die deutsche Philosophie veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland, und es ist eine ebenso natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen. Jene gehen über von der Doktrin zur Tat, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: ‚Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien.‘ Diese Worte stehen in meinem Buche ‚De l'Allemagne‘, wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervorgehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrieen. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die geharnischten Männer hervorwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich untereinander erwürgen werden!"

Wieviel näher stehen wir heute, fünfundzwanzig Jahre später, der Heineschen Prophezeiung!?

Und wie klar hat Heine die Bedeutung des Christentums für die leidende Menschheit erkannt! Er hofft zwar,

die Nachkommen würden schöner und glücklicher sein als wir, weil er an den Fortschritt glaubt und glaubt, daß die Menschheit hienieden zur „Glückseligkeit bestimmt sei". Er bezeichnet diesen Glauben aber sofort wieder mit Recht als eine törichte Hoffnung. „Wenn aber", so fährt er fort, „die Menschheit hienieden zu ewigem Elend verdammt sei, so solle man das Christentum zu erhalten suchen und barfuß und in der Mönchskutte durch Europa laufen, die Nichtigkeit aller Güter und Entsagung predigen und dem gegeißelten Menschen das tröstende Kruzifix vorhalten".

Am 21. September.

Als ich gestern mit meinem alten Mesner vor dem Pfarrhause, auf dem kleinen Platze an der Kirche, stand und über das Wetter und die Österreicher in Bosnien gesprochen hatte, sagte er: „Auf der Stelle, wo Sie stehen, liegt auch ein alter Österreicher." Ich stand auf hartgetretenem Kirchweg, aber ehedem war hier der Friedhof, dessen Spuren heute ganz verschwunden sind.

Mein Sakristan erzählte mir nun, daß unter meinen Füßen ein Graf Zuccato begraben liege. Er sei Hauptmann und Kommandant der Festung Hohentwiel gewesen, habe sie ohne Verteidigung den Franzosen überliefert und sei abgesetzt und hierher „ins Elend", d. i. in die Verbannung, geschickt worden. Jahrelang habe er in Hagnau gelebt und, als man ihn begraben, sei mein Erzähler als Knabe am Grab gestanden.

Richtig fand ich im Totenbuch der Pfarrei, daß ein Graf Markus Maria von Zuccato aus Parenza in Illyrien, Bruder des russischen Generals gleichen Namens, königlich württembergischer Edelknabe und kaiserlich königlich österreichischer Hauptmann, hier gestorben und am 15. Dezember 1821 begraben worden sei. Er soll sehr armselig und verlassen gelebt haben. Der Dichter sagt ja:

Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Ich finde, daß des Grafen Exil ein schönes war; denn ich lebe schon seit Jahren gerne in dem hiesigen „Elend" am wundervollen Bodensee. Was den Mann aber am meisten mochte gedrückt haben als Soldat, wird die Infamie gewesen sein, die er sich zugezogen.

Übrigens trug er nicht die Hauptschuld an der Übergabe. Er war nur einer der wenigen alten Hauptleute auf der Festung, die mit dem Kommandanten wehrlos sich aufgaben.

Niemand erkennt mehr die Stätte, wo der illyrische Graf sein Grab gefunden. Nur ich will jetzt bisweilen seiner gedenken, der ferne der Heimat ohne Erdentrost und ehrlos zu Grabe ging.

Am 27. September.

Es ist am Bodensee nie schöner, als im September. Der Himmel Italiens kommt da über die Alpen herüber und macht dem Schwäbischen Meer seinen Besuch. Reiner, blauer Äther ergießt sich vom Säntis herab in die grüne Flut und versilbert die Rebgelände und die Wälder an den Ufern hin. Dazu herrscht eine heilige Stille in der ganzen Natur und über dem Spiegel des Meeres, als wollte alles, was lebt und schwebt, in verklärter Andacht schweigen.

Ich hatte heute abend beim Spaziergang lange in diese Herrlichkeit hineingeschaut und ging dann am Saume des Waldes hin. Da, wo das Feld eine große Bucht in die Tannen hineingezeichnet, traf ich meinen alten Sakristan, den „großen Kübele", wie die Hagnauer ihn nach seiner Leibeslänge und seinem Geschlechtsnamen nennen. Er saß auf einem großen Markstein, der noch zwei Klosterwappen trägt und einst Wald und Feld der Klöster Salem und Weingarten trennte. Dort drüben hackten sein Weib und eine Tochter „Bodenbirnen" aus der Erde. Der Alte hatte eben den Wagen mit dem magern Kühlein gebracht, um

„das Brot der Armen" heimzuführen. Die Arbeiterinnen waren noch nicht fertig, und er ruhte am Waldrande aus.

Ich fragte ihn, ob das Kartoffelfeld sein Eigentum sei. Er verneinte die Frage. Es sei „ein Pachtacker vom Staat". Das Feld ringsum habe ehedem den Klöstern gehört, und das seien, so habe er oft von seinen Eltern gehört, gute Zeiten gewesen. Die Hagnauer hätten den Klöstern die Reben bebaut um den halben Ertrag. Der Abt habe alles zum Bau geliefert, jedem ein Stück Feld zum Kartoffel- und Gemüsebau geschenkt, und im Winter sei der Klostermüller angefahren und habe auf Abrechnung im nächsten Herbst das Mehl vors Haus geführt. Die Leute hätten damals, außer ihrer Hütte, kein Eigentum besessen, aber auch keine Schulden gehabt. Heute sei einer Eigentümer nur dem Namen nach, in Wirklichkeit gehöre alles den Gläubigern. Die Bürger im Dorf besäßen somit ebensowenig als früher, nur trügen sie viel mehr Sorgen ums Zahlen der Schulden und Zinsen. Jetzt habe man seine Felder zu pachten, und im Winter komme statt des Klostermüllers vielfach der Gerichtsvollzieher.

Ich bewunderte, wie schon oft, die gesunde Logik meines Sakristans, der überhaupt ein sehr vernünftiger Sozialpolitiker ist, trotzdem er nie eine „Vorlesung" im Leben gehört hat. —

Nach Hause gekommen, fand ich den Brief eines jungen, befreundeten Angestellten, der sich beklagt über die Fuchsereien seines Vorgesetzten, „der ein Dummkopf sei!" Ich finde dieses Mißverhältnis sehr erklärlich. Der junge Mann ist sehr begabt. Wenn aber ein Talent mit einer Borniertheit in die Position des Untergebenen zum Vorgesetzten kommt, so wird das nie gut tun.

Der Begabtere wird die Schwäche des andern sofort merken, in den bekannten Fehler geistreicher Menschen fallen und die Zunge nicht zügeln. Dem billigen Denker und Vorgesetzten werden die Bemerkungen seines Untergebenen zu

Ohren getragen, und da er ihn schon vorher haßt, eben weil er nicht dümmer ist, als er selber, so gießt die Kritik Öl ins Feuer, und das „Kujonieren" gibt sich von selbst.

Ich kenne in der Richtung kein wahreres Wort, als das des alten Lichtenberg, der da sagt: „Gewissen Leuten ist ein Mann von Geist ein fataleres Geschöpf, als der deklarierteste Schurke." Wenn aber gar der Mann von Geist der Untergebene von Dummköpfen ist, dann wehe ihm! Er steht zwei gefährlichen Mächten gegenüber — der Dummheit und der in der Regel mit ihr vereinten Bosheit, und beide zu „Pferd", während er zu Fuß gehen muß.

Talentvoller und geistreicher sein, als seine Mitmenschen, ist überhaupt eine sehr gefährliche Gabe. Man kann auch hier das Wort anwenden: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen."

Die Gabe ist gefährlich für den Besitzer wegen innerer und äußerer Gefahren. Gefahren von innen sind Mangel an Demut, Selbstüberhebung und alles, was drum und dran hängt; Gefahren von außen der Haß und Neid der Vornierten und alles, was aus diesen Quellen fließt.

Darum ist auch diese Rose nicht ohne Dornen.

Dem jungen Beamten aber schrieb ich — was alte und junge Beamte, Geistliche und Angestellte in allenfallsiger Lage sich merken mögen, folgendes: „Lieber, junger Freund! Vergessen Sie nie, daß Bescheidenheit jedem jungen Mann wohl geziemt, einen talentvollen aber geradezu liebenswürdig macht. Zügeln Sie Ihre Zunge, urteilen und kritisieren Sie nie Ihre Vorgesetzten, auch wenn sie geistig weit unter Ihnen stehen. Danken Sie dem lieben Gott, daß er Sie mit herrlicheren Gaben ausgestattet, als jene — aber schweigen Sie. Lassen Sie es ja Ihre Vorgesetzten nie merken, daß Sie deren geistige Schwäche kennen. Reden Sie im Umgang mit ihnen nie geistreich, sondern platt und borniert. Vergessen Sie nicht, daß Zaunkönige eben auch Könige sind und Sie in ihrem Gehege wohnen.

Hören Sie meine warnende Stimme, lassen Sie sich belehren, und Sie werden friedliche Tage sehen und Karriere machen!"[1]

Am 28. September.

Ein schwäbischer Professor aus dem Preußischen, der bekannte geistvolle Germanist Dr. Birlinger aus Bonn, gebürtig aus Wurmlingen im Lande Württemberg, ein Riese an Gestalt und altdeutschem Wesen, war heute einige Stunden bei mir und beschäftigte sich, da ein Professor seine Natur nie und nirgends verleugnen kann, damit, die alten Bücher der Pfarrbibliothek zu durchstöbern. Er fand bei dieser Schau auch eine „Augsburger Ordinari Postzeitung" vom Jahre 1774, die ich noch nie zur Hand gehabt hatte, die ich aber seitdem einigemal durchblättert habe.

Wer sehen will, was aus der Presse seit 100 Jahren geworden ist, der wird durch das Lesen einer deutschen Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert merkwürdige Unterschiede finden. Wie naiv erzählt die alte Zeitung ihre Nachrichten, wie friedlich sind ihre Artikel! Wie ein alter Großvater seinen Enkeln, so erzählt sie die Weltereignisse und die Zeitgeschichte. Man meint, man lese in einer alten Familienchronik.

Heute ist die Presse — Professor, Schulmeister, Richter und Henker geworden; sie will und tut uns lehren, vordozieren, ihre Ansichten beibringen, uns kritisieren, verhetzen, verhöhnen, verspotten. Kurzum, wenn man in den frühern Blättern glaubt, ein alter Großvater oder eine Muhme in der Spinnstube erzähle und redigiere, so meint man jetzt gar oft, eine Legion böser Geister habe sich der Presse bemächtigt und betöre, belüge, höhne und hetze die arme Menschheit. Und, was das Gefährlichste ist, Tausenden ist

---

[1] Wer diese Lehre am wenigsten befolgt, ist der Herr Verfasser selbst. (Anmerkung des Setzers.)

ihre Zeitung heute ihr alles geworden: ihr Evangelium, ihr Katechismus, nicht bloß in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung. Es gibt unzählige Menschen, denen das Zeitungslesen zum täglichen Brot gehört, und jede Zeitung hat ihre eigenen Gläubigen, die nicht höher schwören, als auf das, was der Zeitungsschreiber ihnen täglich auftischt.

Während ich dieses niederschreibe, ruft ein wandernder Komödiant seine heute abend in unserm Dorf zu gebende Komödie mit den Worten aus: „Es wird gegeben Genoseva oder die Versöhnung auf der Siegfriedsburg, ganz getreu nach dem Buch.“ So wie dieser Schauspieler glaubt, es genüge, treu nach dem Buch zu spielen, so finden wir unzählige Menschen, die getreu nach ihrer Zeitung denken, reden und handeln, ohne sich je zu fragen, ob das alles, was ihnen die Zeitung vormacht, auch wahr ist und den Verhältnissen entspricht. Und zu diesen Menschen gehört eine Unzahl von Gebildeten und Halbgebildeten.

Es ist einerseits betrübend, andererseits komisch, wenn man solche Leute politisieren hört und merkt, wie sie lediglich ihrem Leibblatt nachreden und am Nachmittag oder am Abend in hoher Politik machen, nachdem sie am Morgen ihre Zeitung gelesen. Man kann in der Hinsicht heutzutage vielfach sagen: „Der Mensch ist seine Zeitung.“ Und wenn einst der Satz ging: „Ich fürchte den, der nur e i n Buch gelesen“, so kann man heute sagen: „Schrecklich die Menschen, die nur e i n e Zeitung lesen und auf sie schwören.“

Es ist mir beim Gedenken an ihre gefährliche Macht schon durch den Kopf gegangen, wer von beiden, das Pulver oder die Presse, am meisten Schaden anrichte in der Welt. Beide traten nicht so fern voneinander ins Leben, und beide haben unermeßliche Wirkungen hervorgerufen. Sie sind eigentlich die Träger der neueren Zeit. Wer aber meinen wollte, beide seien lediglich „Ausgeburten der Hölle“, hat noch nie über ihren Nutzen nachgedacht und darf sich trösten,

denn es wird ihm niemand nachsagen, daß er das Pulver erfunden habe.

Mit mir ist die Presse schon sehr schlecht umgegangen, weil es Parteiblätter gibt, die über alles schimpfen, was ihnen gegen ihren Strich geht. Und da ich gar oft vielen Leuten wider den Strich schreibe, fallen sie über mich her, wie die Philister über Simson, der bekanntlich ihrer viele mit einem Eselskinnbacken erschlagen hat.

In unsern Tagen teilen gewisse Blätter ihre Streiche auch mit einem ähnlichen Instrument aus.

Am 2. Oktober.

Die zwei letztvergangenen Tage habe ich wieder einmal in Gesellschaft zugebracht. Ich habe einige Freunde besucht in der benachbarten oberschwäbischen Stadt Ravensburg, im Stammlande der Welfen, und mit ihnen einen Ausflug gemacht. Wer das heitere Bild einer altschwäbischen, bürgerlichen Stadt sehen will, der muß nach Ravensburg gehen. Wer sehen will, wie friedlich es im Lande Württemberg und wie dort „Ruhe des Bürgers erstes Bedürfnis“ ist, der braucht nur an einem der gewöhnlichen Tage über den breiten, sonnigen, menschenleeren Marktplatz Ravensburgs zu wandeln. Niemand würde glauben, daß hier einst die kriegerischen Geschlechter der Welfen und Hohenstaufen aus und ein zogen, wenn nicht der „Mehlsack“, ein steinalter Turm über der Stadt, an jene Zeiten erinnerte.

Eine Kunstgewerbeausstellung, welche als bis zum 1. Oktober dauernd angesetzt war, wurde in der Art eines Schwabenstreichs am 29. September geschlossen, und wer, wie ich, am 30. sie besehen wollte, war betrogen. Zwar sah ich noch die stolzen Hallen und einige Buden der Ausstellung, ein paar Leichensteine, von denen ich keinen Schluß auf das Ganze machen will, sonst käme das heutige Ravensburg in tiefen Schatten gegen das mittelalterliche, welches

die Papierfabrikation aus Lumpen erfand, und in dem die Ahnen der Holbeine gelebt haben.

Etwas spät, aber immerhin für die Nachwelt früh genug, errichteten die Ravensburger eben ein Siegesdenkmal an die Jahre 1870/71, wo die wackern Schwaben mit dem alten Ruhme gefochten haben.

Meine Freunde, Dr. Stiegele junior und der fürstlich Wolfeggsche Domänenrat a. D. Schüle, später Schultheiß in Ravensburg, führten mich zu dem in Schwaben mehr als irgendwo üblichen Frühschoppen — in den „Storchenbräu". Ich trank zwar nichts, weil ich's nimmer vertrage, schaute aber gerne dem friedlichen Bilde all derer zu, die am Morgen schon nach der Stunde sich gesehnt:

Wo man in sich geht und denkt,
Wo man einen guten schenkt.

Als ich am Abend wieder dahin kam, um selbst mitzutrinken, da war trotz der Überfülle an Gästen das friedliche Zusammensein ebenso ungetrübt, wie am Morgen. Geistliche, Beamte, Bürger, Arbeiter, Offiziere — alles saß ohne Unterschied in der großen Bierstube und trank, trank, trank. Nirgends eine Zeitung, und kein Wort von Politik.

Das einzige Zeichen friedlichen Kampfes waren die schwarzen Schrotkörner, welche die Kellnerinnen in den Händen hatten, und von denen sie bei jedem Glas, das sie kredenzten, dem Gast eines als Schuldschein in den porzellanenen Untersatz des Bechers gleiten ließen. Diese praktische, originelle schwäbische Art, die Rechnung leicht zu finden, gefiel mir. Nur muß es die Hebe mit ehrlichen Leuten zu tun haben, was aber im Schwabenland sich von selbst versteht.

Nichts raubt einem deutschen Trinker mehr die Freude am Nektar des Gambrinus, als wenn er nach jedem Schoppen in die Tasche greifen und bezahlen soll. Nichts vergißt

aber ein biertrinkender Germane leichter, als wieviel er getrunken hat, und so ist dieses stille Bombardement der Kellnerin in die Porzellantasse ein rührendes Zeichen deutschen Erfindungsgeistes und ein starker Faktor in der Wonne des stillen, ehrlichen Trinkers.

Die Hauptsache des Tages fiel aber zwischen den ersten und zweiten Besuch im Storchenbräu, unsere Ausfahrt auf die Waldburg am Nachmittag des 29. September.

Schon oft, wenn ich an sonnenvergoldeten Abenden auf der kleinen Anhöhe hinter meinem Dorfe hinging und meine Blicke vom See weg dem fernen Höhenzug der oberschwäbischen Berge zulenkte, hatte ich im Abendlicht auf waldiger Höhe die Waldburg glänzen sehen und mir jeweilig gedacht, welch wunderbare Schau über Gebirg und See jene Burg bieten müßte.

Heute war ich nach Ravensburg gekommen, vorab mit der Absicht, das fern zu blickende Schloß zu besuchen und einmal von dort herzuschauen, wohin ich so oft schon geschaut hatte.

Meine vorgenannten Freunde begleiteten mich. In des Doktors hochelegantem Zweispänner ging's das heitere Tälchen des Fladbaches hinauf, vorbei an der alten Veitsburg, der Urahne der Stadt. Denn ehedem hieß das Welfenschloß da oben Ravensburg, gab aber diesen Namen der Tochter drunten und behielt für sich nur den Vornamen des Heiligen (Vitus), dem die Burgkapelle geweiht war.

Ich hätte kaum gedacht, daß ein so reizendes Hinterland die alte Reichsstadt ziere. Überall grüne Matten, lichte Wälder, rinnende Wasser, kleine Seen, behagliche Häuser. Es mutete mich fast an wie der Weg von Neapel nach Camaldoli. Als wir aber auf die halbe Höhe des Tales kamen, da sagten mir meine Begleiter, daß das reizend gelegene Dorf dort drüben Grünkraut heiße — und alle Poesie schwand in mir vor Ärger. Überall Luft und Duft, Wald und Wiese, Klang und Sang — und doch hat man

den Ort auf diesem, so lieblich von der Mutter Natur angehauchten Fleck das Grünkraut genannt — ein wahrer Hohn auf jede Poesie in der Natur! Statt nach Forst und Hain, nach Wiese und Quelle zu schauen und danach das Dorf zu benennen, hing man ihm den namenlos prosaischen Titel Grünkraut an! Fürwahr, ein Schwabenstreich schildbürgerlichster Art! Und der Streich ist schon alt, denn das Dorf gehört zu den ältesten Pfarreien Oberschwabens.

Pfarrer von Grünkraut aber möchte ich um alles in der Welt nicht sein und heißen. Und, wenn ich eine Stimme hätte wie der Fall des Niagara, ich würde den Einwohnern Grünkrauts zurufen: „Geht prozessionsweise und barfuß nach Stuttgart und bittet euern König, daß er euch einen andern Namen gebe, denn am jüngsten Tage noch werdet ihr von allen Nationen ausgelacht als die ‚Grünkräuter aus Schwaben‘."

Grünkraut und Waldburg, nebeneinander in unmittelbarer Nähe, bilden einen Kontrast, wie er stärker in der Geschichte der Ortsbenennungen nicht gedacht werden kann.

Was die Macht der Gewohnheit bewirkt, sah ich an meinen zwei Freunden. Die konnten meinen Ärger gar nicht begreifen und meinten, Grünkraut sei kein so übler Name. Es muß halb und halb in allen Schwaben etwas liegen, was an Schwabenstreichen Freude hat, sonst hätte namentlich der schöngeistige Sohn des Äskulap unmöglich den Dorfnamen verteidigen können. —

Wir fuhren im Streit um Grünkraut weiter, bis auf die umwaldete Hochebene, wo sich die Waldburg bald präsentierte und mich den Ärger vergessen ließ. Auf einem von düstern Tannen eingehüllten Bergkegel schaut die alte Burg, im Abendlichte glänzend, aus ihrem grünen Wald hervor. Zu ihren Füßen liegt, versteckt und schutzsuchend das kleine Dörfchen gleichen Namens.

Bald standen wir im Schloßhof.

Der Schloßwächter, seines Zeichens ein ehrsamer

Schreiner und Anstreicher, mit der Miene eines alten Dorfschulmeisters, trieb hier ein sehr friedliches Hantieren. Er strich einige reparierte „Herrgötter" (Kruzifixe) an für Bauernstuben. Nie hätten wohl die vergangenen Ritter und Grafen von Waldburg in ihren Tagen geahnt, daß nach wenigen Jahrhunderten ein Gevatter Schreiner die einzige Besatzung ihres noch wohl erhaltenen, stolzen Schlosses sein werde, und daß da, wo Waffen klirrten, Sporen rasselten und Streitrosse sich bäumten, einst ein Anstreicher seinen faden Pinsel führen werde!

Der Domänenrat kannte den unschuldigen Burgvogt, der sofort in sein Verließ eilte, um die Schlüssel zu holen.

Die Waldburg ist das Ahnenschloß des alten Geschlechtes der Truchsesse von Waldburg. Sie waren einst Dienstmannen der Welfen, dieser glänzenden altschwäbischen Herzöge, die in Ravensburg und Altdorf wie Könige Hof hielten, und ihre Marschälle, Schenken und Truchsessen hielten.

Als sie ausstarben und die Herrschaften in Oberschwaben durch Kauf an den Neffen des letzten Welfen, Kaiser Rotbart, gekommen waren, dienten die Waldburg den Hohenstaufen als Truchsessen.

Ein Heinrich von Waldburg, der auf unserer Burg saß, während der letzte Hohenstaufen, Konradin, in Ravensburg Hof hielt, zog mit diesem nach Italien, wohnte der unglücklichen Schlacht bei Scarcola bei und sah am 29. Oktober 1268 seinen Herrn in Neapel hinrichten.

Ein anderer Heinrich von Waldburg hatte 1208 den staufischen König Philipp von Schwaben gegen seinen Mörder Otto von Wittelsbach mit eigener Lebensgefahr zu schützen gesucht.

Und die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. gaben ihren Truchsessen auf das Schloß Waldburg die Reichsinsignien, die sonst auf der Burg Trifels verwahrt wurden, in zeitweiligen Schutz.

Der heutige Besitzer der Burg ist der Fürst Franz von

Waldburg-Waldsee-Wolfegg, der zwei Stunden entfernt auf dem Schlosse Wolfegg seine Residenz hat. So gut mir die letztere Burg gefiel, da ich vor einigen Jahren sie zum erstenmal sah, so begreife ich doch nicht, warum ihr Besitzer die Waldburg so vereinsamt läßt, dieses düster-heitere Schloß, in dem das Rittertum, jene derbe, aber hoch imponierende Zeit, auf Schritt und Tritt uns begegnet, und von dessen Zinnen herab man mit „vergnügten Sinnen" ein Stück irdischen Paradieses schaut.

Ich habe nur im fernen Westen, an der Loire, einmal solch ein Schloß gesehen, so durchaus echt und recht erhalten, wie die Waldburg. Noch sind alle Möbel da, wie die Ritterzeit vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege sie hinterließ: Tische, Stühle, Holzplafonds, Öfen, Bettstatten, Gobelins, Rüstungen, Bilder und Humpen — Alles so, als ob die Bewohner von damals eben nur drunten in der Dorfkirche wären und jeden Augenblick in ihre Wohnungen zurückkehren könnten.

In den Fensternischen sind noch die kleinen Tischchen und Bänke, auf jedem ein Humpen. Hier waren die Lieblingsplätze der alten Ritter, wo sie in ihrer Mußezeit saßen, den Humpen leerten und den Rosenkranz beteten.

Ich setzte mich einen Augenblick an eines dieser Tischchen, und die Ritterbilder, unter ihnen der Bauernjörg, jener blutige Löser der sozialen Frage des 16. Jahrhunderts, schauten still auf mich herab, als verstünden sie meine Gedanken.

In einem Zimmer stand eine prächtige Wiege. Der letzte Säugling aber, der einst darin gewiegt wurde, ist schon über zweihundert Jahre tot.

Immer und immer wieder begriff ich nicht, warum diese Burg unbewohnt ist, und ich wurde dem sonst in jeder Hinsicht hochachtbaren Fürsten von Wolfegg halb böse, daß er in seiner Ahnenburg nicht Sommerresidenz nimmt. Noch mehr steigerte sich dieser Gedanke, als wir aus den Ge-

mächern hinaufstiegen auf das kleine Observatorium auf dem Dache der Burg und über den still modernden Sälen der vergangenen Zeit hinabschauten in die von der scheidenden Herbstsonne verklärte, ewig lebendige Natur.

Ich war, seitdem ich auf Kanossas Trümmern und auf den Ruinen des Amphitheaters von Taormina gestanden, nicht mehr so entzückt, wie hier. Und in der Tat, ich habe in Deutschland, so weit ich es kenne, von den bayerischen Alpen bis zum Königsstuhl bei Heidelberg, keinen so wunderbaren Aussichtspunkt getroffen, wie die Waldburg.

Sie ist mir, was das südliche Deutschland und die Aussicht betrifft, das schwäbische Kanossa. Da liegen in lichter Ferne die Alpen, von der Benediktenwand oberhalb des Starnberger Sees bis hinab zum Pilatus, mit ihren zahllosen Spitzen, Felsschroffen, Schneefeldern, Gletschern und ihren verlassenen Tälern. Vor uns, gegen Osten, das liebliche Allgäu, jene milde Schwarzwaldlandschaft voll grüner Matten, duftender Wälder, heimischer Dörfer und Städtchen. Im Südwest sehen wir den Bodensee von Bregenz bis Konstanz und mit dem Fernrohre seine Schiffe und ihre schäumende Wasserstraße; ja, selbst die Pappelbäume an der Kirchhofmauer meines Dorfes grüßen zu mir herüber. Nördlich breitet sich vor uns das ganze, fruchtbare Oberschwaben aus mit seinen unabsehbaren Flächen. Im Westen zeigen sich der Hohentwiel und die Berge des Hegaus. Und all das in zauberhaftem Abendsonnenschein.

Ein hohes Entzücken ging durch meine deutsche Seele, ein Entzücken, wie es so mächtig, majestätisch, ernst und feierlich eben nur die Natur in uns hervorzubringen vermag. Mich störte es nur, nicht allein hier oben sein und unbelauscht, wie ein Träumer am Meere, in diese stille Seligkeit der Natur hineinschauen zu können.

Neben mir stand mein junger Freund Karl, der Arzt. Sein Anblick ließ mir Weltschmerz in seinem Innern erraten; ich sah ihm an, wie er das stille Weh seiner Seele hinabgoß

in die wunderbare Gottesau zu unsern Füßen. Das verbitterte auch mir den Genuß etwas, und ich verglich unser ruheloses Seelenleben mit der heiligen Ruhe in der Natur. Wir arme Menschen sollen hienieden ja nie ganz ungetrübt uns freuen, weil wir überallhin unserer Seele irdische Leiden tragen und ihre Qual.

Ich fragte meinen Freund, ob ich seine Stimmung erraten. Es war so, und er verriet mir auf den Zinnen der Waldburg sein Geheimnis. Es war Amor, der grause Schelm, der dem liebenswürdigen, vielumworbenen Mann die Freude nahm an der Herrlichkeit der Natur. Ich wollte ihn aufheitern und zitierte ihm das Wort Byrons:

O Amor, Gott des Unheils sonder Zweifel,
Und dennoch nannte niemand noch dich Teufel. —

Auch erinnerte ich ihn an die Worte Napoleons I.: „Die Liebe, die unsere Freude sein sollte, ist unsere Qual."

Unser Domänenrat, ein alter, fertiger Hagestolz, der höchstens noch den Bacchus anerkennt von den heidnischen Götzen des Altertums — hatte sich indes von dem Burgwart ein Instrument erklären lassen, das die Kommission für Landesvermessung hier aufgestellt hat.

Wir schieden von der Zinne; ich mit dem festen Vorsatz, noch mehr denn einmal, so Gott will, von dieser Burg herab ins Land zu schauen.

Noch führte uns der Wächter dieses Kleinods in die im vierten Stockwerk gelegene Burgkapelle. Der Weg geht durch die Wohnung des ehemaligen Burgkaplans. Ist das eine reizende, lockende Zelle, dieses Gemach des „Burgpfaffen"! Grau in Grau angemalt, mit Alkoven und Glaskasten in der Wandvertiefung — und eine Fernsicht auf Allgäu und Alpen, wie sie wohl nur noch dem Pfarrer von Kanossa in der Ämilia beschieden ist.

Wie schade, daß sie unbewohnt ist! Wenn mir der Fürst von Wolfegg eine Gnade erweisen wollte, so würde ich ihn

bitten, mir einmal auf sechs Wochen zu gestatten, die Stube des Burgkaplans, allein im düstern Ahnenschlosse, bewohnen zu dürfen. Wie wollte ich da tagsüber einsam unter meinem Fenster sitzen und träumen in die wunderbare Welt drunten, morgens und abends hinabsteigen in die dunkle Schloßkapelle zum Gebet und mittags meinen Imbiß holen beim Wirt im stillen Dörflein!

Wie würde da das alte Schloß mein Freund werden und mir erzählen aus der märchenhaften Ritterzeit; wie würden die nächtlichen Winde dazu rauschen um die verwitterten Mauern, und wie aus jedem Gemach längst vergangene Gestalten geisterhaft vor mir auf und ab gehen und mir zuflüstern von der Menschen Leid und Freud, ihrem Leben und ihrem baldigen Sterben!

Und wie würde mein ganzes Leben hier eine schauerlich wonnige Elegie! —

Ich äußerte in der im stillsten Innern der Burg gelegenen kleinen Kapelle meinen Freunden diesen meinen Wunsch. Der Domänenrat, von Haus aus Mathematiker und Biertrinker, lachte spöttisch darüber, während der heute zur Wehmut geneigte Doktor mit mir sympathisierte.

Wir stiegen burgabwärts. In der Dorfherberge nahmen meine Begleiter einen Trunk, den ich verschmähte. Ich war zu tief aufgeregt und hatte weder Hunger noch Durst. Ich ging indes hinüber zur kleinen Dorfkirche und auf den Friedhof, der sie umgibt. Es begann zu dunkeln, und tiefstiller Abend herrschte ringsum. Keine lebende Seele störte mich bei meiner Wanderung auf dem Gottesacker, nur die alte Burg, bereits in tiefen Schatten gehüllt, schaute auf mich herab. Ich las Grabschriften, darunter auch eine zum Andenken an einen Soldaten, der während des letzten Krieges im Felde geisteskrank wurde und sich bei Chalons sur Marne selbst das Leben nahm. Ein grausiges Geschick! Mich dauerte der Unglückliche doppelt, weil er so fern von der Heimat sein Grab fand und nicht begraben sein sollte auf dem lieblichen, stillen

Friedhofe seines Dorfes. Es ist eine Gräberstätte, dieser Gottesacker in Waldburg, so wunderbar idyllisch, daß man da sterben möchte, um da ruhen zu dürfen.

Schon lange hatte die elegische Seite meines Gemüts mich nicht mehr so lebhaft erfaßt, wie heute in diesem Waldburg, — so lebhaft, daß eine Reaktion eintrat und ich körperlich matt und müde wurde. Still fuhren wir im raschen Flug der feinen Rosse des Doktors wieder gen Ravensburg — durch die Nacht hin. Ich schloß, nervös abgespannt, wachend meine Augen, während der Wind in den offenen Wagen seine wohltätig kühlenden Abendgrüße sandte.

Als ich nach einiger Zeit die Augen öffnete, hatte Mondlicht, von den Allgäuer Bergen herübergestiegen, die Landschaft magisch beleuchtet. Der Sohn des Gambrinus schlief, und Karl saß neben seinem Kutscher und lenkte die Pferde. Mich überkam die Elegie aufs neue, und ich fühlte so recht die Worte Byrons:

Gefährlich Schweigen herrscht zur Mondscheinszeit,
Raum wird durch tiefe Stille dann der Seele,
Sich zu erschließen; nicht wird sie bedräut,
Daß ihr das Tief' und Tiefste sich verhehle.

Der Silberglanz, auf Türm' und Wald gestreut,
Schafft, daß mit Mildem Schönes sich vermähle,
Dringt auch zu Herzen, weckt ein Sehnen drin,
Ein Schmachten, dem nicht Ruh' wird zum Gewinn.

Von dem unglückseligen Grünkraut winkten die Lichter in den Stuben auf die Straße herüber, und bisweilen schlug ein Hund an. Sonst war alles still. Nur der Fladbach rauschte, als wir ins Tal kamen. Die ehrsamen Ravensburger aber waren meist zur Ruhe gegangen, als wir durch das obere Tor in die alte Welfenstadt zurückkehrten, im Storchen noch ein Bier tranken und dann uns zur Ruhe begaben — ich ins Gasthaus zum Lamm, die andern in ihre Junggesellenherbergen.

Am 4. Oktober.

Ich setze heute die Aufzeichnung meiner Erinnerungen an Ravensburg fort:

Am Morgen nach der Waldburg-Fahrt besuchte ich den „Präzeptoratskaplan" Geis, einen hellen, witzigen Schwabenkopf, der den Tag über arbeitet wie ein Brunnenputzer, aber dann am Abend stillvergnügt in seinem „Storchennest" sitzt und seine Ruh' haben will.

Diese Präzeptoratskapläne, wie sie Württemberg besitzt, haben ein mühevolles Amt. Sie müssen in der Seelsorge in allem mithelfen und dazu in den Gymnasien und Realschulen die unteren Klassen in Latein, Deutsch und Griechisch unterrichten. In jedem kleinen Städtchen des Landes sitzt einer, sei es als Kaplan oder Helfer oder Diakonus, und übt die Elemente der klassischen Wissenschaft den Buben ein.

Sie sind durchweg Leute von eisernem Fleiß, Schulmeister mit Leib und Seele, und in meinen Augen die Hauptfaktoren, daß Württemberg das Land der besten Mittelschulen ist. Sie sind die Feldwebel der schwäbischen Schulkompagnien, und ihnen verdankt das Schwabenland seine großen, klassischen Männer.

Sie sind wichtiger und leisten mehr, als die sogenannten Professoren. Diese sind die Offiziere der Kompagnie. Aber jeder Militär wird zugestehen, daß gut weiterexerzieren ist, wenn die Soldaten schon eingeübt sind, und daß die Seele der Kompagnie der Feldwebel und die Unteroffiziere sind. Diese haben die größere Mühe, die Offiziere den höheren Rang. So ist's gerade bei den Präzeptoren und Professoren.

Und was das Wissen betrifft, so wette ich, was zu wetten ist, daß ein schwäbischer Präzeptor, sei er protestantischer Helfer oder katholischer Kaplan, jeden badischen Professor vor dem Frühstück verspeist.

Ich habe manchen badischen Philologen kennen gelernt und seinerzeit, nicht unter den letzten, das Professorats-

examen gemacht, aber der „mindeste“ Präzeptor in Württemberg weiß in klassischen Sprachen weit mehr als ich.

Freude und Respekt erfüllt mich jedesmal, so oft ich einen dieser Männer kennen lerne. Ich sehe in ihnen „die Säulen und Grundvesten“ der altwürttembergischen klassischen Bildung, die man sich überall zum Muster nehmen sollte im deutschen Reich. Ja, wenn die Schwaben nicht so dumm und die Preußen nicht so „gescheit“ wären! Darum bezieht ein ordentlicher Patriot seine Intelligenz aus Preußen, auch wenn sie weit unter der „schwäbischen Dummheit“ steht.

So kenne ich ein Land, es ist mein badisches Heimatland, das Lehramtspraktikanten und Professoren in Menge bezogen hat, aber beileibe keine Schwaben, denn die wissen nicht einmal verkehrt zu zählen und Prima zur letzten und Sexta zur ersten Klasse zu machen. Man hat sie alle aus Preußen bezogen und noch besser bezahlt, als die eigenen.

Was diese schwäbischen Präzeptoren noch auszeichnet, ist der Vorzug, daß sie gar nichts vom Schulmeister an sich haben. Sie sind nicht so steif und ledern, wie anderwärts, sondern heiter, lustig, jovial — kurzum „Hauptkerle“, wie der schwäbische Bauer sagt.

Mein Freund Geis ist der jovialsten einer und hat deshalb von seinen geistlichen und weltlichen Mitbürgern den Titel „Vetter“ erhalten. Der „Geise-Vetter“ von Ravensburg ist in geistlichen Kreisen so bekannt im Schwabenland, wie Onkel Tom in Amerika. Er benützt auch untertags jede freie Stunde, um in den Storchen zu sitzen, nicht, wie er sagt, des Bieres halber, sondern aus Rücksicht auf fremde Geistliche. Es könnte, so meint er, einer mit der Bahn gekommen sein und allein im Storchen sitzen müssen, dem wolle er dann Gesellschaft leisten.

Sein protestantisches Pendant, den Diakonus Steudle[1], einen alten Herrn, kenne ich ebenfalls. Er ist ein ebenso

[1] Geis und Steudle sind jetzt längst tot.

gründlicher Philolog wie der Geise-Vetter, nebenbei aber der beste Alpenkenner in Schwaben, dazu ein Hofmann, wie er im Buch steht, und deshalb auch um seiner vielseitigen Kenntnisse willen gern gesehener Gast im unfernen Hohenzollern-Schlosse zu Sigmaringen.

Mir selber hat er von meinem Rebhäuschen in Hagnau aus ein Alpenpanorama aufgenommen, das mich stets erinnern wird an den geistreichen und liebenswürdigen Diakonus in Ravensburg.

Ich bin kein Freund vom Wirtshaussitzen der Geistlichen und besuche nie ein Wirtshaus in meinem Dorfe, auch nicht in der Stadt, seitdem ich in einer solchen Pfarrer bin. Aber so, wie ich sie in Ravensburg gar oft gesellschaftlich beisammen sitzen sah — die Geistlichen beider christlichen Konfessionen, die sämtlichen höheren Beamten, den Stadtschultheißen, die besseren Bürger und die Offiziere der nahen Garnison Weingarten — das lasse ich mir gefallen.

Man glaube dabei ja nicht, daß eine gefährliche Vermischung der religiösen Übungen und Lehren der beiden christlichen Konfessionen aus dieser Art des Verkehrs hervorgehe. Ich habe in Württemberg überall das katholische Volk gut katholisch und das protestantische gut evangelisch gefunden; beide in ihrer Art weit besser, als in andern Ländern, wo die Gegensätze sich schroff gegenüberstehen, und wo gewisse Leute die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer miteinander verkehren.

Vor meiner Abreise von Ravensburg besuchte ich noch, wie immer, meine „Freundin", die Frau Zwick. Sie ist die Schwester der Storchenwirtin, der Freundin aller katholischen Geistlichen in Oberschwaben; beide ältere, streng katholische, beleibte Damen von einem Umfang, der ihrem Berufe entspricht.

Meine Schwester würde meine ganze Fahrt nach Ravensburg für vergeblich ansehen, wenn ich von der Frau Zwick

keine „Schützenwürste" mitbrächte. Der Mann der Frau Zwick ist nämlich Metzger und Wurstkönig von Ravensburg, und seine Gattin verkauft diese königlichen Würste.

So sind Frau Zwick und ich bekannt geworden, und sie hat jedesmal ihre helle Freude, wenn der große Landpfarrer vom See mit dem großen Hut kommt und Schützenwürste holt. Längst bin ich ihrem Mann und ihren Kindern vorgestellt, und so oft der erstere daheim ist, muß ich ins Wohnzimmer, und da erwartet mich dann ein Genuß, den man wohl bei keinem Metzger der Welt suchen würde. Meister Zwick spielt mir eins — auf dem Klavier. Er ist ein Hüne, ein Finger von ihm so schwer, wie die Hand einer Primadonna auf dem Klavier — und doch spielt der Riese mit den sentimentalen Kinderaugen mit einer Gewandtheit, die Staunen erregt. Und er ist sein eigener Lehrer. Seine Tochter lernte dies Saitenspiel, in unbewachten Augenblicken probierte es der Vater so lange, bis er es auch konnte.

Aber so was findet man eben nur im Schwabenland, der Heimat deutscher Poesie und Naivität. Bis jetzt hat man nur gesungen und gefragt: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?" Ich aber frage: „Kennst du das Land, wo die Metzger Pianino spielen und dazu die besten ‚Schützenwürste' machen?"

Mit meinem „Wurstpäckle" in der Hand und begeistert vom Maestro Zwick, ging ich dann zu Freund Karl, diesem Urgemüt voll stillen Sinnens, sprach ihm zu, sein Weh zu heilen und das „erlösende Wort" zu sprechen. Merkwürdig! Eben kam ich entzückt vom klavierspielenden Metzger, und da gestand mir der von Amor Verwundete, daß das gleiche Spiel der jungen Dame ihm sein Herz gestohlen habe und schuld sei an seinem Liebesleid. Er schilderte mir dann ihre sonstigen Tugenden und Schönheiten mit der ganzen Begeisterung eines poetischen Freiers. Mir gefiel nur eines nicht. Sie heißt Amalie, und das ist mir der schrecklichste Weibername der Welt. Es liegt so etwas namenlos Fades und Lang-

weiliges in ihm. Das fühlen auch die Schwaben, darum haben sie die Am—alien längst in Amélies umgetauft.

Bald darauf hab' ich die „Amélie" als Braut und Frau meines jungen Freundes kennen gelernt und über ihrer Anmut und Bescheidenheit die Am—alie ganz vergessen. Es war ein Paar, wie es, um ein Volkswort zu gebrauchen, die Tauben nicht schöner hätten zusammentragen können.

Seitdem sind viele viele Jahre ins Land gegangen. Und heute, 1911, da diese Blätter neu erscheinen, ist Freund Stiegele Geheimer Hofrat und Leibarzt a. D. in Stuttgart und Frau Amélie Geheime Hofrätin und sie soll immer noch — schön sein, gesehen habe ich sie schon fast drei Jahrzehnte nimmer.

Am 7. Oktober.

Am Tage nach meiner Rückkehr aus dem Schwabenland traf bei mir ein Herr ein, den ich par renommée längst kannte, der aber noch nie in meinem Hause gewesen war, trotzdem er nicht allzuweit von hier wohnt. Er ist durchweg ein Mann der Politik, und deshalb wurde zunächst politisiert und dann, weil in unsern Tagen diese Kapitel so enge zusammenhängen, ein Religionsgespräch geführt.

Ich hatte einen ausgesprochenen Darwinianer vor mir, der zwar die Abstammung vom Gorilla standhaft leugnete, aber die bekannte Entwicklungstheorie um so fester und gewandter verteidigte. Ihm scheint der „Höhlenmensch", wie ihn die Gelehrten im Seekreis aus dem Funde der Höhle von Thayingen bei Schaffhausen konstruiert haben, der eigentliche Stammvater der Seehasen zu sein. Mein Widerpart, ein geistreicher Mann, war in diesen geologischen Funden und den Schlüssen, welche die Gelehrten des 19. Jahrhunderts daraus ziehen, erstaunlich bewandert.

Er erzählte auch, wie in neuester Zeit ein zoologischer Blaustrumpf die Erfindung gemacht habe, eine Molchenart, die bisher nur im Wasser lebte, landlebig zu machen, wobei

die sonst blinden Tierchen Augen bekommen hätten. Es sei dies ein neuer Beleg für den Darwinismus. Merkwürdig! Früher haben die Menschen einmal den Ossa auf den Helikon getürmt, um den Himmel zu stürmen. Das war wenigstens ein anständiger Versuch gigantischer Kraft. Jetzt operiert man mit Taubenfedern, Molchenaugen und Höhlenmännlein gegen das Jenseits und steht doch immer vor neuen Rätseln.

Noch merkwürdiger ist aber etwas anderes. Das Vorstehende wurde geschrieben im Oktober 1878. Sechs Jahre später lernte ich in Freiburg die Molche verändernde Dame — es ist eine Preußin, die Tochter des Generals von Chauvin, mit dem ich gut bekannt war — kennen, und zwar näher. Sie ist vor allem nichts weniger als ein Blaustrumpf, sondern eine äußerst praktische, verständige Person, die, was bei weiblichen Wesen sehr selten vorkommt, denkt und sehr viel denkt, dieses Denken aber nicht in leerer Theorie und aufgeblasenem Geschwätz aufgehen läßt, sondern ins Leben übersetzt. Sie verändert Molche, zieht junge Ziegen, Hühner, Gänse und Enten aller Rassen, lehrt Uhus, Eulen und Raben sprechen, macht wilde Katzen und riesige Hunde zu Lämmern, spielt ohne Gefahr mit Skorpionen und Basilisken, ernährt eine größere Zahl von Mäusen und liebkost sie — kurzum, sie liebt, hegt, pflegt, zähmt alles, was lebt im Reiche der Natur.

Alle ihre Tierchen vom „Axelotl" und Molch bis hinab zur weißen Maus hören und kennen ihre Stimme, und es ist hochinteressant, dem Verkehr zwischen ihr und ihren Lieblingen zuzusehen.

Dabei ist sie, obwohl eine Preußin, ausnahmsweise sehr liebenswürdig gegen die „Badenser" meiner Sorte.

Sie inspiziert jährlich wenigstens einmal meinen Garten, meine Zimmerpflanzen und meinen Hühnerhof.

Respekt vor solchen Blaustrümpfen, welche die Welt mit Eiern und jungem Geflügel versorgen und nebenher in wissenschaftlichen Leistungen jedem Universitäts-Zoologen über den Kopf schauen! —

Ich habe vor kurzem einige Vorträge des großen englischen Forschers Tyndall gelesen. Derselbe beschäftigt sich seit Jahren mit den Kristallisationen in der Natur. Auf alle mögliche Art sucht er der Sache beizukommen. Und was erklärt dieser Gelehrte, nachdem der Prozeß bis in die minutiösesten Atome verfolgt war? Er sagt: „Ich finde eben überall eine Kraft, die da wirkt, und die ich nicht erklären kann. Man möge sie nun Gott oder Jehova oder Naturkraft heißen, sie existiert, kann aber von uns nicht gefaßt werden."

Wie leicht geht der gläubige Christ über all diese Fragen hinaus, und wie findet er eine beruhigende Lösung, um die jeder ungläubige Gelehrte, der da forscht und doch nie zum Ziele kommt, ihn beneiden dürfte — in den Worten: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." —

Am Tage nach meiner Disputation mit dem Darwinianer mußte ich einer jungen Frau die heiligen Sterbsakramente reichen. Es war ein einfaches, gläubiges Bauernweib, aber sie sah dem Tode entgegen mit einem Mute und einer Ruhe, wie sie eben nur der Glaube gibt beim Sterben. Während ich vor der Frau am Bette stand und sie bewunderte in ihrer Furchtlosigkeit, dachte ich: „Wie würde es dieser Sterbenden jetzt sein, wenn sie ihren Glauben an Gott und Ewigkeit auf den Darwinismus, auf Molchsaugen und Höhlenmännlein gestützt hätte?!" Und die ganze, naturwissenschaftliche Spielerei, so interessant sie für die menschliche Forschung sein und so recht sie auch in so vielem haben mag, fiel mir in den Abgrund tiefster Armseligkeit.

Am 9. Oktober.

Seit langem hat mich keine Lektüre so erfreut, wie die Abhandlung Heines über die „romantische Schule", die ich heute wieder einmal gelesen habe. Fürwahr, schöner kann eine Kritik nicht mehr geschrieben werden! Und, wenn es sonst an sich etwas Langweiliges ist, eine Sammlung von

Kritiken zu lesen, so gehören diese Charakteristiken Heines, wenn auch nicht immer zum Wahrsten, so doch zum Interessantesten und Spannendsten, was ein halbwegs Vernünftiger lesen kann.

Es ist mir bei dieser Besprechung der letztvergangenen großen deutschen Dichter- und Philosophenzeit wiederholt ein Gedanke gekommen, — der nämlich, wie reich an großen Männern Deutschland in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und in den ersten dreißig Jahren unseres Säkulums war. Da sehen wir einen ganzen Wald aufwachsen von lauter genialen Menschen. Philosophen und Poeten von hoher Bedeutung stehen vor uns wie ein Geschlecht von Geistesriesen. Jene Zeit kommt mir vor wie die Renaissance in Italien. Es war ein neues, gewaltiges, massenhaftes Aufblühen des deutschen Geistes in der Literatur. Und als hätte sich der deutsche National-Genius damals überanstrengt durch die Überproduktion: es trat, nachdem der Tod jenen Dichter- und Philosophenwald niedergelegt hatte, eine ebenso große Ebbe ein, wie die Flut gewesen. Es war in dem dichten Wald kein Nachwuchs aufgekommen; kalt und leer blieb die Oberfläche. Und während jene genialen Eichen der deutschen Dichtkunst und Philosophie und die sentimentalen Linden der romantischen Schule in den Himmel hineinwuchsen, stolz und kühn, grabbeln jetzt armselige Erdmännlein an ihrer Stelle und wühlen wie Kobolde — in dem Materialismus. Der germanische Geist, klassisch gebildet in jenen Tagen, ist wieder verwildert, liegt auf der Bärenhaut und denkt an Krieg und Revolution.

Ich behaupte, was ich auch schon anderwärts ausgesprochen habe, daß die deutsche Kultur nicht im Fortschritt, sondern im Rückgang begriffen ist, und daß die große Zeit in der Literatur und Kunst schon war und nicht mehr kommen wird.

Ich sage ausdrücklich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Hier haben die gebildeten Völker aller Zeiten

Großes geleistet und sind Genies aufgetreten, die in den gleichen Nationen keine Nachfolger mehr haben werden. Aber auf einem Felde des Forschens und Wissens hat die Menschheit noch eine riesige Zukunft — auf dem der Naturwissenschaften. Sie wird zwar im letzten Grunde nie über das Bekenntnis Tyndalls hinauskommen, aber noch unendlich vieles entdecken, was bisher Geheimnis war.

Was hat unsere Zeit nicht auf dem Gebiete der Elektrizität, des Lichtes, des Dampfes, des Schalles für Fortschritte gemacht, und welche wird sie noch machen!? Aber was dann? Auch dann werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen und wir aus dem Meere von Rätseln, das uns umgibt, nicht herauskommen, vielmehr immer wieder vor neuen Geheimnissen stehen, und wenn die Menschen, auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Kultur angekommen, zu Giganten werden wollen, die sich anschicken, den Himmel zu stürmen und den lebendigen Gott aus der Schöpfung hinauszujagen — wird „Zeus" mit seinem Blitz sie erschlagen, d. h. unter den Trümmern der Kultur sie begraben. Dann wird die Menschheit wieder von vornen anfangen müssen beim Hirten, beim Bauern, die ihre Herden da weiden und ihren Pflug da führen, wo einst Hochschulen des Materialismus gestanden sind.

Am 12. Oktober.

Seit Jahren war der Weinmonat nicht so mild und freundlich wie im heurigen, weinarmen Jahr. Es liegt oft eine eigene Ironie in der Witterung. Den ganzen Sommer regierte Jupiter Pluvius und sandte dem armen Weinstocke alle möglichen Feinde, vom Sauerwurm bis zum Schwarzbrenner. Und jetzt, da die Träublein, klein und mager, von ihren Feinden schwer verwundet, unter dem gelblichen Laube hängen, jetzt sendet Helios, der Sonnengott, seine goldensten Strahlen, welche die welken, kranken Kinder der Rebe in

ihrer Armseligkeit fast verhöhnen und dem Rebmann das Elend seiner Pfleglinge in elektrischem Lichte zeigen.

Wenn man sich über diese Trauer in den Weinbergen hinaus erhebt, so ist das Gemüt doch dankbar der lieben Sonne, die so wunderbar die sterbende Natur verklärt in diesen Tagen. Es ist mir eine wahre Wonne, am Abend dieses Liebkosen der Sonnenstrahlen mit Wald und Feld zu belauschen. Und wenn ich am Waldsaume hinschreite, bald die lichtgoldne Färbung des sterbenden Buchwaldes, bald das matte Grün der Waldwiesen, schon kämpfend mit dem Winterschlaf, noch im Halbschlummer geweckt von den letzten Sonnenstrahlen, still sinnend betrachte; wenn ich hier den Hirtenknaben zuschaue, wie sie, im Frühling der Menschheit, von keinem Herbst und keinem Winter des Lebens wissend, singend und jauchzend ihre kleinen Feuer zwischen den weidenden Tieren anzünden; wenn ich dort sehe, wie die Erwachsenen, vertieft in des Lebens Sorge, gebeugt von der Arbeit und der Jahre Last, von den Feldern die letzten Erzeugnisse einheimsen, so zieht eine süße Elegie in meine Seele. Ich versöhne mich für Augenblicke wieder mit unserer menschlichen Vergänglichkeit und Armseligkeit, weil all das, was vor meinen Augen sich zeigt, so lieblich verklärt wird von der Herbstsonne, als ob ihre Strahlen Boten wären und kleine Lichtlinien von der großen, ewigen Verklärung im Jenseits.

Es ist mir, als ob dieser herbstliche Sonnenglanz uns Menschen zuriefe: „Seht, ihr Menschenkinder, wie ich die tote, geistlose Natur verkläre und ihr ein überirdisches Gepräge verleihe im Sterben — und glaubt an die eigene Verklärung! Erhebt eure Häupter und schaut, wie drüben die Steinriesen der Alpen im Abendsonnenschein schon seit Jahrtausenden der Natur und den Menschen zusehen, wie sie sterben und vorübergehen, aber auch zusehen, wie die Natur immer wieder ihren Frühling hat nach dem Herbst und Winter! Und ihr Menschenkinder, ihr sollt nicht mehr wert sein, als jenes langlebige Gestein und die wiederauffstehende Natur? Und für euch

allein, die Kronen der Schöpfung, sollte es nur einen Frühling und dann keinen mehr geben, und ihr solltet im Flug vorübereilen, um auf ewig im Nichts unterzugehen?" —

Am 14. Oktober.

In einem von Rebhügeln verdeckten, stillen Dörfchen, unweit vom See, lebt mein nächster Nachbar, der Pfarrer Schrof. Gar oft, namentlich zur Winterszeit, führt mein Spazierweg durch sein abgelegenes Heim. Er begleitet mich dann eine Strecke weit meinem Dorfe zu, und wir reden über alles, was das Herz einsamer Landpfarrer bewegt.

In Beurteilung unserer Pfarrkinder und der Natur der Seehasen sind wir stets einig. In kirchenpolitischen Dingen ist er so konservativ, daß ich ihm gegenüber radikal erscheine. Und wenn wir bisweilen auf der stillen Höhe, welche sein Dorf von dem meinigen trennt, streiten, so geschieht es aus diesem Grunde.

Heute sprachen wir von seiner Zukunft. Er ist seit Jahren mit einem schweren Augenleiden behaftet, kann nicht lesen und nur mit Mühe etwas schreiben. Daß ihm dadurch die Verwaltung seiner, wenn auch kleinen Pfarrei sehr schwer fällt, versteht sich von selbst. Gerne würde er sich pensionieren lassen, allein, und darüber redeten wir gerade heute, ein katholischer Pfarrer kann bei uns dies nur tun, wenn er entweder früher Hunger gelitten hat oder nach der Pensionierung das Hungern noch lernen will. Hat er es früher geübt, so ist er's gewohnt und hat sich dabei „was erspart", kann also sieghaft in seine armselige Zukunft sehen. Einer, der aber gelebt hat, wie man mit durchschnittlich 2500 Mark neben zahlreichen Lasten und Pflichten, die auf dieser Summe liegen, leben kann, wird keine Kapitalien machen können. Wollte er sich nun krankheits- oder altershalber pensionieren lassen, so bekäme er nach 40 Dienstjahren als Maximum 1800 Mark.

Mit dieser Summe kann er in eine Stadt oder ein Städtchen ziehen, sich eine Wohnung für etwa 500 Mark mieten

und dann mit seiner alten Schwester oder Haushälterin ein armseliges Dasein enden. Diese Aussicht hält meinen Nachbarn ab, sich pensionieren zu lassen, um so mehr, als er bei seiner Dienstzeit höchstens 1400 Mark bekäme.

Die Vorgesetzten der Geistlichen haben, wenigstens in unserer Diözese, noch nie etwas Wichtiges getan, um dem niedern Klerus aufzuhelfen oder ihn auch nur selber anzuregen, etwas für sich zu tun. Hätten aber die katholischen Priester in ihrer Gesamtheit vor Jahren sich vereinigt, um einen Pensionsfonds zu gründen, sie würden, durch Legate aus ihrer Mitte unterstützt, in kurzer Zeit über die nötigen Summen verfügt haben[1].

In der Beziehung hat aber niemand weniger Korpsgeist, als der katholische Klerus. Der gut Bepfründete denkt, ihm langt es, und der schlecht Besoldete kann in einen Pensionsfonds nicht so viel bezahlen, um später einen ordentlichen Ruhegehalt beziehen zu können. Darum haben beide kein Interesse an der Gründung eines solchen Fonds.

So muß eben mancher auf seinem Posten bleiben, kränklich und alt, obwohl er gerne sich pensionieren ließe und dies für ihn und die Gemeinde besser wäre. Mancher „alte Herr" kann jahrelang nichts mehr leisten, er amtet eben fort, so gut und so schlecht es geht, und wenn er stirbt, weint ihm die Gemeinde keine Träne nach. Er ist zu alt geworden im Dienste, die Bauern sehnten sich längst nach einer andern Kraft, darum sind sie in gewissem Sinn „froh, wenn er stirbt".

Der gute Pfarrer aber wäre längst gegangen, wenn er außer Dienst ein zulängliches Auskommen gehabt hätte. Es ist eben nur größeren Geistern vorbehalten, als Universitätsprofessoren und Domherren zu sterben. In diesen Stellungen kann man eine Mumie werden, gar nichts mehr leisten und doch beim vollen Gehalt bleiben. Die im Staub geborenen

[1] Heute, 1911, bezieht ein Pfarrer mit 40 und mehr Dienstjahren zwar 2400 Mark Pension, was aber kein Pfennig mehr ist, als vor 30 Jahren 1800 Mark.

und im Staube bleibenden Kleriker aber müssen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, wenn sie leben wollen, bis zum Tage, da sie zum Staube zurückkehren.

Unsereiner wird, wie die allermeisten seiner Mitbrüder, geistlicher Proletarier bleiben sein Leben lang, hat sich auch noch nie danach gesehnt, Gelegenheit zu bekommen, als Mumie zu sterben; aber wenn er Gesetze zu machen hätte für den niedern Klerus, so würde er in der seither besprochenen Richtung also anordnen:

1) Jeder Pfarrer bezahlt fünf Prozent seines Einkommens in den Pensionsfonds.
2) Von dem Vermögen eines jeden Pfarrers, der lachende Erben hinterläßt, fällt ein Dritteil dem gleichen Fonds zu.
3) Jeder Pfarrer tritt mit dem 65. Lebensjahr in Pension, die nach dem Maße seiner Einzahlungen und dem Stand des Fonds bemessen wird.

Die Kirche sollte ihre Geistlichen zwingen, für ihre Pension Beiträge zu leisten, wie es der Staat seinen Beamten gegenüber tut. Und dies um so mehr, als es auch unter den Klerikern Leute gibt, die finanziell ihre Sache von Jahr zu Jahr auf nichts stellen. Zu diesen gehöre auch ich.

Übrigens hoffe ich, daß angesichts der allgemeinen Vereinigung jedes Standes in unserer Zeit auch der niedere Klerus sich einmal zusammentun wird, um für seine alten Tage zu sorgen[1].

Am 15. Oktober.

Bei meinem Besuch in Ravensburg hat Freund Stiegele mir einige spiritistische Schriften mitgegeben, die ihn von der

---

[1] Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, meinen alten Freund Schrof aber hat der Tod, wenige Jahre nachdem ich den See verlassen, noch als aktiven Pfarrer geholt und damit ein gutes Werk getan, und ich bitte ihn schon lange vergeblich, dieses gute Werk auch an mir zu vollbringen.

materialistischen Weltanschauung bekehrt hätten. Die Bücher enthalten die Offenbarungen des amerikanischen Spiritisten Davis, herausgegeben von dem russischen Hofrat Aksakow.

Ich habe seit einigen Tagen darin geblättert. Davis wurde 1826 in Amerika als Sohn eines Schuhmachers geboren und war in seiner Jugend nacheinander Müllerbursche, Kommis, Hirte, Feldarbeiter, Bettler, Hefenhändler und Schuhmacher in Poughkeepsie im Staate Neuyork geworden. In letzterer Eigenschaft ward er als ein Medium erster Güte entdeckt und wurde zum Offenbarer. Was Aksakow hier veröffentlicht, hat Davis im magnetischen Schlafe von sich gegeben und der Pastor Gibson Smith von Poughkeepsie aufgeschrieben. Es ist viel wunderliches Zeug, was dieser Schuhmacher, der im ganzen Leben kaum fünf Monate die Schule besucht hat, in seiner „Ekstase" zum besten gibt.

Auf religiösem Gebiete ist Davis Rationalist vom reinsten Wasser. In der Hinsicht könnte er in Heidelberg dozieren, und es scheint der heilige Geist, der ihn inspirierte, meist der Pastor Gibson Smith selbst gewesen zu sein.

Christus ist ihm, wie Brahma, Confucius, Mohammed, ein Spiritist, der Offenbarungen hatte. „Auch Luther hat Wahrheiten geoffenbart, die sehr praktisch und nützlich sind. Doch wiegt der Irrtum in seinen Erzeugnissen vor und sind dieselben deshalb nicht eines so hohen Grades von Aufmerksamkeit und Achtung würdig."

Das Ganze ist ein Sammelsurium von allgemeinen Phrasen über alles, was die Menschheit interessiert. Beachtenswert scheint mir nur das, was der Schuhmacher von Poughkeepsie, den ein Schneidermeister Livingston jeweils in magnetischen Schlaf versenkt, über die Planeten sagt. Hier ist er nicht beeinflußt, wie auf dem religiösen Gebiet, von den üblichen Redensarten der Rationalisten und Freigeister, die er im Leben gehört — und spricht von vielem Neuen, das Sinn hat. In sehr interessanter und glaubwürdiger Art beschreibt er die Pflanzen-, Tier- und Men-

schenwelt auf den einzelnen Planeten. So erzählt er im Detail von den Menschen auf dem Saturn, daß sie weit vollkommener organisiert sind, als wir Erdenwürmer, und jede Klasse menschlicher Wesen in unserm Sonnensysteme übertreffen. Sie sind physisch, geistig und moralisch vollkommen. Schwäche und Krankheit existieren unter ihnen nicht. Liebe, Reinheit und Wahrheit vereinigt sie in Frieden und Glückseligkeit.

Auch die Bewohner des Jupiter übertreffen an Größe, Symmetrie und Schönheit die Erdenmenschen, besonders aber an Intelligenz. Sie können nicht anders denken und anders sprechen, müssen also sagen, was sie denken. Sie haben keine Leidenschaften, und darum kennen sie auch keine Krankheit.

Zum Glück wohnen diese Jupitermenschen nicht auf Erden, wo diejenigen, welche sagen, was sie denken, sehr schlecht wegkommen und wo Lüge und Heuchelei weiter helfen als Wahrheit. —

Die Bewohner des Mars sieht Davis in seinem magnetischen Schlafe viel häßlicher, als wir sind; sie zeigen aber eine besondere Würde und Erhabenheit in ihren Bewegungen. Sie sind tugendhafter, als die Erdenmenschen; all ihre Neigung geht auf Werke der Güte und Barmherzigkeit. Die Begriffe, die von ihrem Denken entstehen, sind unvermeidlich wahr. Sie benutzen ihren Mund und ihre Zunge nie als Werkzeuge der Unterhaltung. Das kräftigste Mittel ihrer Unterhaltung sind die Augen. Wenn einer von ihnen einen Gedanken faßt und denselben auszudrücken wünscht, so wirft er seine strahlenden Augen auf die des andern, und seine Empfindungen und Gedanken werden diesem sofort bekannt.

Uns am ähnlichsten sind die Bewohner der Venus, nur massiger in ihrer Konstitution. Sie scheinen auf der einen Halbkugel, was man sagt, gute Kerle, aber billige Denker zu sein. Auf der andern wohnen Kannibalen und Riesen, die stark tierische Gesinnung äußern.

Den Merkur sieht Davis nur wenig bewohnt. Zwei große, dürre Wüsten bedecken fast ein Dritteil dieses Planeten. Die menschlichen Bewohner sind Orang-Utans, mäßig mit Haaren bedeckt, besitzen aber Hochherzigkeit, Selbstachtung und ein vorzügliches Gedächtnis. In einem aber übertreffen diese Orang-Utans die meisten Menschen, sie sind Feinde aller Redensarten und wollen und behalten nur die Substanz eines Gesprächs.

Ein anderer mag über magnetischen Schlaf und über Spiritismus denken, wie er will, ich halte die Offenbarungen des Sehers von Poughkeepsie in bezug auf die Planeten für sehr plausibel und für vernünftiger, als viele Philosopheme deutscher Gelehrsamkeit. Auch lassen sie sich mit der christlichen Weltanschauung ganz leicht vereinbaren.

Es wird in unsern Tagen auf dem Gebiete des Spiritismus und Magnetismus viel Unfug, Schwindel und gefährlicher Aberglauben getrieben, und mit Recht ist die Kirche diesem Treiben entgegengetreten — allein ausrotten wird sich die Sache nie lassen, solange Menschen auf dieser Erde wandeln. All diese Dinge sind mit unserm Seelenleben zu sehr verwandt. Und in seinen letzten Konsequenzen ist mir ein Spiritist immer noch lieber als ein Materialist, und der Schuhmacher Davis wird sicher weit weniger Unheil anrichten, als ein Professor à la Moleschott und Haeckel. Zudem gibt es, wie Schopenhauer schon sagt, viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir nicht begreifen und die trotzdem existieren und wirken.

Am 17. Oktober.

Das Grab des Grafen Zuccato, über welches ich täglich hinschreite, hat mir keine Ruhe gelassen. Ich wollte etwas wissen über den Vorgang, der dem Mann hier sein elendes Grab gegraben hat. Ich sah mich um und bekam die Geschichte des Hohentwiel von dem württembergischen Generalmajor von Martens in die Hand, die mir reichlich Aufschluß gab.

Die Franzosen hatten 1799 kein Glück gehabt am Oberrhein. Sie waren bei Ostrach und Stockach zum Rückzug über den Rhein gezwungen worden. Der Hohentwiel war, obwohl das ganze Jahr über bald kaiserliche, bald französische Truppen in der Nähe waren, unbehelligt geblieben. Keinem der kriegführenden Teile war daran gelegen gewesen, die Festung in seinen Besitz zu bringen oder vorübergehend zu besetzen.

Der Rückzug der Franzosen hatte alles in Schlummer gewiegt, so daß der schwäbische Kriegsrat von Stuttgart aus befahl, die in der Festung befindlichen Kühe und einige Vorräte an Schweinefleisch und Schinken zu verkaufen.

Im August des genannten Jahres war der Herzog Friedrich selbst auf dem Hohentwiel gewesen, um den Durchmarsch der Russen nach der Schweiz zu sehen und Offiziere und Soldaten am Fuß der Festung zu bewirten. Er hielt auch eine Parade ab über seine Truppen im Schloßhof. Diese bestanden, auch ein Bild alter deutscher Zeit, aus 10 Offizieren (einem Obristen, einem Oberstleutnant, 4 Hauptleuten, 4 Leutnants), 4 Unteroffizieren und 6 Mann Artillerie, 11 Unteroffizieren, 4 Trommlern und 71 Soldaten von der Infanterie. Dazu kamen 4 Nicht-Kombattanten, 54 Weiber und 93 Kinder.

Der Herzog war mit der Aufstellung der Festungstruppen so zufrieden, daß er gleich auf dem Paradeplatz den Kommandeur, Oberst von Bilfinger, zum Generalmajor beförderte. Dieser war 72 Jahre, sein Adlatus, Oberstleutnant von Wolff, 56 Jahre alt. Nach ihnen kamen die Hauptleute Rhodis von Tunderfeld, Burggraf von Narva, Arsenalinspektor von Rieger, von Keller und Graf von Zuccato. Die Leutnants waren: von Reizenstein, Flitsch, Saara und Müller. Drei von den letzteren hatten das sechzigste Lebensjahr weit überschritten. Von den Soldaten stand die Hälfte im Alter von 40—70.

Das war die Garnison von Hohentwiel, als im Frühjahr 1800 die Franzosen unter Moreau den Feldzug am Oberrhein

eröffneten und bei Kehl, Breisach und Basel über den Fluß gingen.

Es war dies am 25. April geschehen. Schon am Morgen des 1. Mai standen die Franzosen nach einigen glücklichen Gefechten gegen die Österreicher auch auf dem rechten Rheinufer bei Schaffhausen und Stein. Am Mittag näherte sich bereits die Division Vandamme vom Armeekorps des Generals Lecourbe, 10 000 Mann stark, dem Hohentwiel. Es erschien alsbald ein Offizier mit einem Trompeter und sechs Husaren vor dem untern Festungstor, verlangte eine Unterredung und, als diese gewährt wurde, die Übergabe der Festung auf Gnade und Ungnade.

Der Kommandant erklärte, die Festung, die noch nie erobert worden sei, in keine fremde Macht geraten zu lassen, da er mit seinem Kopfe dafür hafte, und er ersuche den General Vandamme um die gleiche Berücksichtigung der Neutralität, wie die früheren französischen und kaiserlichen Generäle sie respektiert hätten.

Mit dieser Erklärung begab sich Oberstleutnant Wolff vor das Ausfallstor der Festung, wo Vandamme selbst erschien und in beredten Worten ihm dartat, daß er den Zustand der Festung und die Schwäche ihrer Besatzung wohl kenne und dieselbe erobern müsse, koste es, was es wolle. Er versprach aber freien Abzug mit allen Kriegsehren.

Nach einigem Hin- und Herparlamentieren beschlossen sämtliche Offiziere der Garnison, weil sie auf die Mannschaft sich nicht verlassen könnten und da ein Widerstand unmöglich sei, zu kapitulieren. Oberstleutnant Wolff und Hauptmann Zuccato schlossen die Kapitulation im Hauptquartier Vandammes zu Singen ab. Dieser versprach unter anderm auf Ehrenwort, beim Obergeneral Lecourbe und der französischen Regierung alles zu tun, damit die Festung beim Friedensschluß in unverändertem Zustande wieder an Württemberg übergehe.

Noch spät am Abend des 1. Mai führte Hauptmann

Zuccato eine französische Abteilung zur Festung hinauf, wo sie das untere Tor besetzte.

Am Morgen des 2. Mai zogen die Württemberger aus und die Franzosen ein. Jetzt erst ward der Herzog von der Sachlage verständigt. Er befahl den Offizieren nach Stuttgart zu kommen, ließ sie verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Für sie sprach die elende Besatzung, gegen sie die Uneinnehmbarkeit der Feste und die Verproviantierung für wenigstens einige Monate. Die Franzosen selbst hatten nach dem amtlichen Bericht des Moniteurs vom 6. Mai 1800 die Übergabe der Festung gar nicht erwartet.

Schon unterm 27. Mai erkannte das Kriegsgericht einstimmig, Bilfinger und Wolff sollten erschossen, die andern Offiziere, der kranke Leutnant von Reizenstein ausgenommen, infam kassiert und entlassen werden.

Der Herzog verwandelte die Erschießung in lebenslängliche Gefangenschaft. Die meisten überlebten ihre Schande lange, wurden später begnadigt und kärglich unterstützt. Martens berichtet in seiner Schrift über das Ende derselben, nur von Zuccato wußte er scheint's nicht, wo er starb. Ihn hat „der große Kübele" von Hagnau wieder auferweckt, und ich schau jetzt fast täglich auf sein Grab, das zertretener Weg ist, und verzeihe ihm und allen seinen Kameraden die Übergabe der Festung.

Die Franzosen hielten nicht Wort. Im Oktober 1800 erschien der Ingenieur-Hauptmann Prudhomme. Ihm folgten 100 Mineurs und aus der Umgegend 500 Bauern, und die Zerstörung der Feste begann. Vergeblich wandte sich der Herzog nach Paris. Der erste Konsul Napoleon blieb auf dem Befehle stehen. Am 1. März 1801 war die Zerstörung beendigt.

Der Hohentwiel war unter den absoluten Herzogen Württembergs des vergangenen Jahrhunderts deren „Bastille" gewesen. Daß die französischen Republikaner auch diese schwäbische Bastille, auf der manch unschuldiger Ehrenmann als

Gefangener saß, ich erinnere nur an Johann Jakob Moser, zerstörten und dem Absolutismus der Fürsten diesseits und jenseits ein Ende machten, wollen wir ihnen gar nicht übelnehmen. Die Menschheit verdankt jenen Franzosen ein sehr großes Stück Freiheit.

Am 20. Oktober.

Als mich der Darwinianer von letzthin verließ, da nahm er das Buch — „Lourdes" von Henri Lasserre — mit und versprach, es zu lesen. Einige Tage darauf sandte er mir den Roman „Homo sum" von Ebers, mit der Erwartung, ich möchte denselben ebenso gewiß lesen, wie er das Buch über Lourdes zu lesen begonnen habe.

Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren keinen Roman gelesen habe und kein Freund derartiger Lektüre bin, in welcher die Phantasie eine so große Rolle spielt. Jetzt reizte mich die Neugierde, auch einmal einen der vielgelesensten Schriftsteller dieses Genres kennen zu lernen und damit die Geschmacksrichtung unserer sogenannten gebildeten Lesewelt. Ich bin heute mit der Lesung fertig geworden und habe mich über den Dichter und sein Publikum orientiert.

Ebers will in seinem Roman nachweisen, daß der sinnliche Mensch eben immer und überall Mensch bleibt und selbst in der Einöde als Büßer von seinem alten Adam verfolgt wird. Als Belege müssen ihm einige fingierte Mönchsgestalten dienen aus der ägyptischen Wüste, in der im vierten Jahrhundert in Wirklichkeit zahlreiche, geschichtlich bekannte christliche Einsiedler lebten.

Ein Tendenzstück gegen Mönchtum und katholische Kirche möchte ich den Roman nicht nennen, da auch der geringste Katechismusknabe weiß, daß die katholische Kirche nie die Tatsache verleugnet hat, daß der Mensch irren, fehlen und fallen kann, solange er lebt, und daß er nie und nirgends

sicher ist vor Versuchungen des alten Adam. Ebers kann dies unmöglich nicht wissen.

Aber ich spreche den Dichter nicht frei von einer andern Absicht, der nämlich, die Schwächen des menschlichen Lebens zu milde zu beurteilen und so dem Publikum zu schmeicheln. In der Beziehung ist dieser Roman eine ganz gefährliche Lektüre, indem er den Menschen gleichsam sagt: „Gebt euch keine Mühe, eure sinnlichen Neigungen zu zügeln; denn es ist umsonst. Auch der Büßer in der Wüste, der die Welt flieht, nimmt die Erinnerung und die Sehnsucht an dieselben und nach denselben mit und fällt früher oder später wieder zurück in das frühere Menschentum."

Daß ein solcher Roman, flott geschrieben, „Kirchweih" ist für viele Leser, versteht sich von selbst.

Die Schilderungen von den inneren Kämpfen der Anachoreten sind übrigens viel zu wenig psychologisch wahr und zu phantastisch übertrieben. Solche Monologe und Dialoge, wie sie Ebers diesen Einsiedlern in den Mund legt, mag vielleicht ein Mensch halten, der an vorübergehendem Weltschmerz leidet oder den die Welt von sich gestoßen hat, aber nicht Männer, die der Welt freiwillig den Scheidebrief gegeben und jahrzehntelang schon in der Einöde es ausgehalten haben.

Mögen Ebers und seine Leser einmal die Bekenntnisse des heiligen Augustinus lesen, und sie werden einen Menschengeist kennen lernen, der, trotzdem er tief in den Genüssen der Welt versunken war, doch völlig sich losgemacht hat von jedem anderen Verlangen, außer dem, Gott zu gefallen.

Man lese auch die „Väter der Wüste" von Ida Hahn-Hahn, fast ganz auf historischem Boden geschrieben, und man wird finden, daß jene Einsiedler denn doch Menschen waren von einer Seelengröße und Seelenruhe, wie sie unsere Zeit kaum zu träumen vermag. Aber gerade weil unsere Zeit so wenig moralische Widerstandskraft hat, möchte man eben andern Zeiten und andern Menschen das auch andichten.

Der Mensch wird nie frei sein von Versuchungen, auch wenn er der Welt entsagt und in die Einöde zieht.

Diese Wahrheit zeigt reichlich das Leben jener Mönche in den Wüsteneien Ägyptens. Aber der Mensch wird in der Abgeschiedenheit von der Welt weniger Versuchungen haben und sich selbst eher finden, um sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Es ist nicht nur unchristlich, sondern geradezu unnatürlich, einen Mann, der in Abtötung und Weltentsagung jahrelang gelebt hat, eines Tages mit einem alten Todfeinde zusammentreffen zu lassen, den er dann packt und, übermannt von Haß, mit sich selbst in eine Felsenschlucht stürzt und zerschmettert. Das lesen wir aber im „Homo sum“.

So kann man einen Schund- und Schauerroman enden lassen, um dummen Leuten Gruseln zu machen, aber keinen Roman für Leser, die auch nur eine Idee von Christentum haben.

Was an Ebers' Roman über allen Tadel erhaben ist, das ist die Form. Darin steht das Buch als vollendetes Kunstwerk einer reichen, dichterischen Phantasie da.

Die Schriftsteller dieser Art, wie Ebers, Hopfen, Auerbach u. a., sind heute die Löwen des Tages unter den Literaten. Allein sie waren es zu allen Zeiten, seitdem das erfunden ist, was man Roman nennt. Bezeichnend für den inneren Wert der Romanliteratur ist die Tatsache, daß bei den Griechen und Römern die Erotiker, wie sich die Romanschriftsteller nannten, erst auftraten, als die eigentliche politische und wissenschaftliche Blütezeit jener Nationen vorüber war. Aristides aus Milet, Heliodor von Emesa, Jamblichus aus Syrien, Petronius, Juvenal u. a. gehören der verkommenen Griechen- und Römerzeit an.

Ich kann daraus einen Schluß ziehen, der eine Ansicht bestätigt, welche von mir schon wiederholt ausgesprochen wurde: In meinen Augen ist das deutsche Mittelalter die Blütezeit unserer Nation gewesen, die Zeit von den Hohenstaufen bis gegen die Reformation hin. In jener Zeit ent-

standen jene wunderbaren epischen und erotischen Heldengedichte, die blauen Wunderblumen deutscher Poesie, wie Heine sie nennt. Als das Mittelalter sich zu neigen begann, als die deutsche Nation, religiös getrennt, ihre Größe verlor, da trat auch der Roman auf. Der erste deutsche Roman ward geschrieben mitten in den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, der „Rosamund" Philipps von Zesen. Er gewann aber sofort seine eigentliche Bedeutung, die er heute noch hat, nämlich Gradmesser und Barometer der intellektuellen, sozialen und moralischen Zustände seiner Zeit zu sein. In dem 1669 erschienenen „Simplizissimus" offenbarte sich diese Bedeutung in hervorragender Weise.

So wenig der Roman bis heute ein Zeichen hoher literarischer Leistung und Bildung ist, ebenso sicher wird man aber aus ihm die letztere am besten bemessen können.

Fragen wir einmal, wer sind die Menschen, welche professionsmäßig Romane „verschlingen"? Studenten, die es im Staatsexamen sicher nicht zu den ersten bringen, Ladendiener, über welche die Prinzipale stets zu klagen haben, Leutnants, die nie ein Regiment bekommen, Stutzer und Gigerl, die unserm Herrgott den Tag abstehlen und für die Welt nichts taugen und alte Sünder, die ihre eintrocknende Phantasie beleben wollen — das sind die Hauptleser männlichen Geschlechts.

Bei der „Damenwelt" sind es blasierte, blutarme Mädchen, die in der Zukunft das Unglück ihrer Männer sind, Frauen, die keine Suppe kochen und kein Kind erziehen können, alte „Jungfern", von denen die Welt nichts mehr wissen will, die sich im Roman aber in der von ihnen vergeblich ersehnten Welt herumtreiben und für nicht gefundene Liebe entschädigen wollen.

Man wird nie finden, daß ernste, denkende Männer und tüchtige Hausfrauen den Roman lesen und lieben. Man kann auf die Leser der Romane und auf diese selbst am treffendsten das Sprichwort anwenden: „Sage mir, mit wem du

umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Nach der Lektüre kann man die Menschen vortrefflich taxieren und nach den Menschen, die sie lesen, auch die Bücher selbst.

Die Anwendung dieses Satzes auf meine Leser und meine Bücher unterlasse ich wohlweislich.

Am 22. Oktober.

In meinen vor kurzem erschienenen Erinnerungen „In der Residenz" hatte ich spaßhaft dargetan, warum die badischen Landboten auf dem Korso der Residenz stets ohne Stock erscheinen. Mit Stock und Regenschirm können sie nicht zugleich abreisen, weil das zu altbürgerlich aussieht, in den Koffer läßt sich keiner von beiden einpacken, und so nimmt man nur das nötigere Möbel mit — den Regenschirm.

Dieser Tage erhielt ich nun aus der Residenz anonym „von zwei sehr unpolitischen Backfischen", wie sie selber sich bezeichnen, einen zerlegbaren Spazierstock, den man „einpacken könnte". Die zwei Dinger hatten dazu den Wunsch ausgesprochen, mich beim nächsten Landtag einmal auf dem Karlsruher Korso mit diesem Stock zu sehen.

Heute abend nahm ich zur Probe einmal den eleganten Stutzerstock mit. Wie ich nun so am Wald hinging, nichts denkend und nichts ahnend, schlug ich „in Gedanken" auf den Boden und der zarte Residenzstock, derartige Aktionen eines riesigen Bauernpfarrers nicht gewohnt, brach entzwei, wie das Ringlein in dem bekannten Eichendorffschen Liede.

Und die Buchen am Waldsaume hin lachten und schüttelten sich, sonnenbeglänzt, mit ihrem ganzen gelben, höhnischen Herbstgesicht, als wollten sie sagen: „So ist's recht. Was brauchst du, der du fast täglich in unserm Revier über Stock und Stein stolperst, einen so feinen Residenzstock!" Ich zollte ihnen Beifall und schämte mich eigentlich, das elende Zündhölzchen in meine Hände genommen und als Spazierstock benutzt zu haben. Daß ich es nicht mehr heimtrug, versteht sich von selbst.

Am 29. Oktober.

Seit acht Tagen bin ich zu keiner Aufzeichnung gekommen. Meine Hagnauer und ich hatten Herbst, d. h. wir holten unsere wenigen Trauben, kelterten und verkauften sie, so gut es ging. Meine Pfarrkinder und ich bilden da eine Kompanie und stehen in diesen Tagen al pari. Der Pfarrer ist Weinproduzent, wie jeder Bürger des Orts, und interessiert sich darum in seinem und des Dorfes Interesse für die Herbstangelegenheiten.

Wir führen zusammen in diesen Tagen alljährlich den Krieg aller gegen alle die jüdischen und schwäbischen Weinhändler, die kommen, uns den Seewein abzukaufen oder richtiger „abzujagen". Der Kampf ist um so hitziger, als unsere Gegner meist echte und rechte Württemberger und von Haus aus viel schlauer sind, als wir badische Seehasen und als die andern deutschen Männer überhaupt. Ein schwäbischer Jude gar ist die „Victoria regia", die höchste Blüte semitischen Handelsgeistes, weil sich mit der orientalischen Schlauheit die schwäbische verbündet, die schon Kaiser Rotbart an seinen Schwaben gelobt hat.

Wir Hagnauer alle, der Pfarrer und die Winzer, sind in der Rede nicht ungewandt, aber in diesen heißen Tagen gilt es, all unsere Rhetorik und Logik zusammenzunehmen, um den biedern, aber schlauen Schwaben den sauern Seewein mit süßen Worten zu verkaufen.

Wo ein Händler erscheint unter der Türe einer der vielen Torkeln[1], um dem Rebmann seinen Wein abzukaufen, wird bald auch der Pfarrer hinter ihm stehen und seinem Pfarrkind helfen, auf daß Geld, möglichst viel Geld ins Dorf komme, und wir einsamen Uferbewohner zu leben haben,

[1] Vom lateinischen Worte torcular, wie die Römer die Weinpressen nannten. Eine Spindel, an der ein Riesenbalken herabgedreht wird, ist der Hauptfaktor dieser uralten Art des Weinpressens.

wenn der Winter sein kaltes Zepter über See und Land schwingt.

An einem der Herbsttage waren die Weingartenschen Militärfreunde da und wanderten mit mir von Torkel zu Torkel, von Rebgarten zu Rebgarten. Sie sahen und hörten, wie wir kämpften mit ihren handelssüchtigen Mitschwaben, stellten sich aber unparteiisch auf seiten des Pfarrherrn und seiner Bauern. Sie wußten, daß diese den Kampf ums Dasein kämpften, die Weinhändler aber nur den um Vergrößerung des Kapitals. Drum ließen wir es ihnen auch nicht an „Suser" fehlen und an „Brotis"[1]. Sie selbst aber beschenkten die Männer an den Weinpressen mit feinen Zigarren, und Offiziere, Bauern und Pfarrer waren ein Herz und eine Seele.

Das gäbe ein Buch, so ein Herbst am Bodensee und in Hagnau, und wir schreiben, so Gott will, einmal mehr darüber.

Am 30. Oktober.

Die schönen Herbsttage sind vorüber. Es geht dem Winter zu. Die Nebelglocken der Dampfschiffe tönen matt durch die feuchten Dünste, welche über dem See lagern. Im Walde fallen die Blätter. Ich schicke mich an, das Winterquartier zu beziehen, d. h. aus meiner großen, hellen Sommerstube überzusiedeln in eine kleine Kabine mit riesigem Kachelofen, der das Zimmer warm hält, wenn eisige Stürme den See peitschen und die Schneeflocken an meine Fensterchen werfen. Es ist, wie Byron sagt, „ein Stübchen warm und niedlich".

So sind denn auch dieses Jahr wieder Sommer und Herbst im Flug vorübergegangen, dachte ich gestern bei meinem abendlichen Gang durch die absterbende Flur. „Rastlos eilt der Strom der Zeit von hinnen", auch auf dem stillsten Dorfe und fern der Welt.

[1] Kalbsbraten, das Festfleisch im Herbst am Bodensee.

Ich ging über den „Burgstall" hin, einen Rebhügel oberhalb des Dorfes, von dem aus ich so oft in den vergangenen Monaten hinübergeschaut hatte auf die gewaltige Bergwelt der Schweiz mit ihren im Abendsonnenschein glühenden Firnen. Heute war alles zugedeckt mit düsterm Nebel, der über Gebirg und See lag, wie ein wüster Alp. Ringsum keine menschliche Seele. Kein Rebmann in den Weinbergen, wie im Sommer, kein Hirtenknabe mehr in den Wiesen am Wald hin, wie im Herbst. Ich war allein auf dem Kirchhofe der Natur. Die andern Menschen schienen sich zurückgezogen zu haben in ihre Hütten, um das Sterben der Natur nicht zu sehen und erst wieder zu kommen, wenn sie neu auflebt.

Der kalte, blasse Herbstabend drückte auch auf meine Seele, und ich ging wehmütig hinab zum stillen Dörfchen. Am Dorfweiher spielten noch Knaben lustig und heiter, wie Kinder zu jeder Jahreszeit es sind. Die meisten von ihnen hatte ich bei ihrem Eintritt in die Welt drunten in der Kirche empfangen und für ein ewiges Leben geweiht.

Sie wußten nichts von dem, was der Herbst predigt, und ich dachte: Als Kinder sehen wir die Welt in den glänzendsten Farben, sie scheint ein ewiger Frühling. In der Jugend ziert sie sich mit allen Hoffnungen, die ein ewiger Frühling bieten kann. Im reifern Alter kennen wir ihre Stürme und träumen nicht mehr von einem stets heitern Himmel. Dem Greisen ist das Leben eine Last.

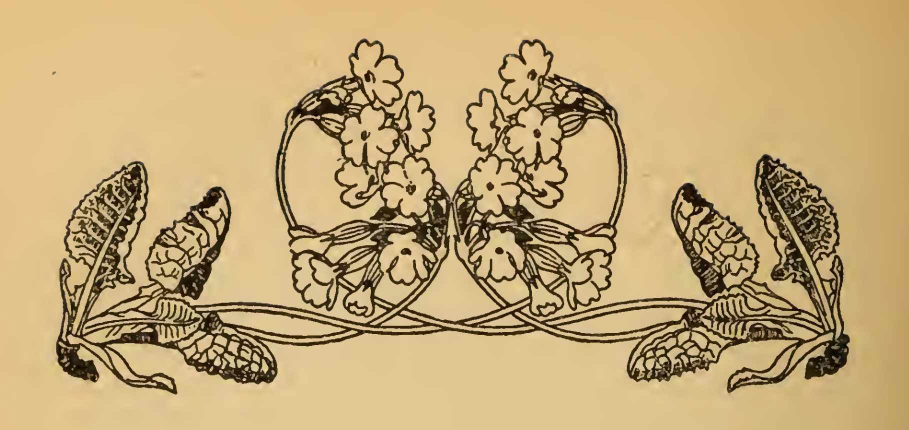
Und doch — ist diese Welt stets dieselbe, die Natur immer gleich groß und mächtig, man mag sie betrachten von der Wiege oder vom Grabe aus, an einem Herbstabend oder an einem Sommermorgen. Die Veränderung ihrer Wirkung ging in unserm Herzen vor. Das Herz, dieser bodenlose Abgrund, in welchem die Geheimnisse unseres Daseins und unserer Bestimmung verborgen sind, es wünscht und fühlt und sehnt anders in jeder Lebenszeit, und damit wird auch unsere Weltanschauung eine andere.

Weil es Herbst wird in unserer Seele, fühlen wir ihn auch in der Natur. Das Kind nimmt den Frühling des Herzens mit in den Schnee und das Eis des Winters und ist glücklich zu jeder Jahreszeit.

Heimgekehrt, fand ich mein Winterstübchen eingerichtet. Meine Schwester hatte den Umzug vollzogen, während ich den Umzug von Herbst und Winter auf der stillen Höhe durch meine Seele hatte gehen lassen. Ich legte mich auf das kleine Sofa neben dem großen Kachelofen und brütete noch lange weiter über Frühling und Herbst im Menschenherzen. —

Hier endigt mein am 1. Juni begonnenes Tagebuch. Es kam die Nebelzeit am See und hüllte alles in ihren dichten Schleier und begrub auch meine Lust zum Weiterschreiben. So blieben diese Aufzeichnungen ein Bruchstück, was ich heute, im 20. Jahrhundert, lebhaft bedauere.





Erinnerungen eines alten Hutes.

1882.

1.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Ich ging am Rand eines lichtgrünen Buchen- und Fichtenwaldes hin. Die Drosseln sangen ihr Nachtlied. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten weithin über das Schwäbische Meer. Versunken in die stille, herrliche Natur, lehnte ich mich am Rande einer Waldecke an einen Tannenbaum und träumte, den Blick zur Erde gerichtet, vom Frühling im Menschenleben. Da trafen meine Augen einen dunklen Gegenstand zu meinen Füßen. Mein Stock stieß denselben aus Laub und Erde vollends herauf. Es war ein alter Hut, ein ehemaliger Zylinder, der zerrissen und zerfetzt am Waldesrande gemodert hatte, bis ich ihn in seiner Verwesung störte.

„Dein Frühling ist auch vorüber, alter Filz", sagte ich laut, „und auch du hast einst bessere Tage gesehen. Es ging dir, wie dem alternden Menschen, der heute in deiner Nähe geträumt hat von der seligen Jugendzeit."

Jetzt wurde der also Angeredete vor meinem Geiste

lebendig und fing zu reden an. „Ich habe deine Teilnahme an meinem Geschick gehört," sprach er zu mir, „und bin dir dankbar. Zum Beweise aber dafür, daß du keinem Unwürdigen deine Sympathie geschenkt hast, will ich dir meine Lebensgeschichte mitteilen. Höre mich mit Geduld an. Du und andere Menschen können auch von einem alten Zylinder Weisheit lernen":

In einem stillen, weltabgelegenen Tale des Schwarzwaldes lebte ein armer Taglöhner mit Weib und Kind in seiner Strohhütte zwischen Wald und Wiese, an Quelle und Bächlein. Zwei Ziegen und ein Paar Kaninchen bevölkerten den Stall des armen Mannes. Die beiden rotäugigen, schneeweißen Häslein waren die einzige Freude der Kinder des einsamen Schwarzwälders. Sie suchten allüberall das erste Grün des Frühlings, um ihre Tierchen damit zu füttern, so daß manchmal die im Stalle angebundenen Ziegen ihre neidischen Augen auf die Kaninchen warfen, die zu ihren Füßen an den frischen Gaben der wiedererwachten Natur schwelgend sich ergingen, während sie selbst noch hartes Winterfutter verzehren mußten.

Doch auch diese Kinderfreude und das Schlaraffenleben der beiden Häslein nahm ein Ende, wie alles Leid und alle Freude auf dieser armseligen Erde. Die Katze des nächstgelegenen Hofbauern kam in wilder, dunkler Nacht heraufgeschlichen in den Stall und zerriß die Kaninchen, ward aber vom Taglöhner überrascht und selbst totgeschlagen.

Die Kinder des armen Mannes weinten bittere Tränen, aber die Häslein waren und blieben tot, ihr Untergang aber war mein, des Zylinders erstes Auferstehen. Der Vater bälgte die Tiere aus und hing die Häute samt Katzenfell unter dem Dach seiner Hütte zum Trocknen auf. Jetzt erblickte ich, der bis dahin im dunkeln Stalle erzogene, aus den Kaninchenbälgen entstandene, zum erstenmal das Licht der Welt.

Ich schaute hinab ins Tal und hinüber zu den Bergen

und Wäldern und fand, daß die Welt draußen viel schöner sei, als in dem dumpfen Ziegenstall. Mit gewissem Dank schaute ich deshalb bisweilen auf die nachbarliche Katzenhaut, welche ich als meine eigentliche Mutter ansah, die mich in dunkler Stunde geboren.

So hing ich den halben Sommer über bei Regen und Wind, bei Sonnenschein und Mondlicht unter dem Dach der Hütte des armen Schwarzwälders, bis eines Tages ein Schacherjude den Weg fand in unsere Einsamkeit. Er sah mich, meine andere Hälfte und unsere Nachbarin, bot dem „Wälder" zwölf Kreuzer und erhielt uns. In einem alten Sack, vermischt mit allerlei Plunder, verließ ich meine Stammhütte.

Ich war traurig, aber niemand hatte Mitleid mit mir. Als die Häslein tot waren, weinten die Kinder, mir, dem Balg, galt keine Träne, und doch schied ich ungern von der stillen Hütte. In dem Sack des Hebräers überfiel mich nicht bloß Dunkelheit und Finsternis, sondern auch die tiefste Niedergeschlagenheit. Ich wußte mir einige Tage und Nächte weder zu raten noch zu helfen.

Eines Abends kaufte der Hebräer, welcher wie der ewige Jude bald da-, bald dorthin zog, einen alten Filzhut von einem Handwerksburschen und steckte ihn zu mir in den Sack.

Ihm, dem Filze, fiel meine Trauer auf, und er beruhigte mich durch Hinweis auf eine bessere Zukunft. „Du," sprach er prophetisch, „wirst nicht lange mehr in dieser Finsternis schmachten; aus dir wird ein Seidenhut werden, und du wirst glänzende Tage sehen. Meine Zeit ist um, dir blüht das Leben, das meinige ist abgelaufen." So geschah es.

Als der Jude seinen Sack voll des alten Plunders hatte, zog er hinab in eine schöne Residenzstadt unfern des Rheinstromes und verkaufte all seinen Trödel. Mich erhielt der Hofhutmacher. In seiner Werkstätte erblickte ich zum zweitenmal das Licht der Welt. Aber wie verändert war alles gegen die erste Schau, welche ich auf Erden genoß vor der

Hütte des Schwarzwälders! Eine düstere Bude in dunkler Gasse mit lumpigen Hutmachergesellen war alles, was ich sah, und ich erkannte auf den ersten Blick, daß das Landleben viel duftiger und luftiger sei, als das Stadtleben.

Ich merkte auch gleich, daß die Stadtmenschen viel unzufriedener sind, als die Landleute, denn die Gesellen schimpften und räsonierten, so oft sie allein waren, über schlechten Lohn und viele Arbeit.

Ich hatte jedoch nicht lange Zeit, derlei Beobachtungen zu machen; denn schon am dritten Tag ergriff mich ein schwarzer Geselle, fing an, mich zu bürsten und zu walken, so daß ich die Besinnung vollständig verlor und aus diesem Zustande erst erwachte, als ich im Schaufenster meines Herrn in Zylinderform ausgestellt wurde.

Jetzt sah ich zum erstenmal die große Welt an mir vorüberziehen. Menschen aller Art blieben vor unserm „Laden" stehen, und wenn auch nur ein Gassenjunge bisweilen auf mich deutete und zu seinen Kollegen sagte: „Aber das ist ein schöner Hut!", ward ich stolz und königlich vergnügt in meinem Schaukasten. Es waren meine schönsten Tage in Zylinderform, die Tage im Schaufenster an der Residenzstraße, ruhig, behaglich und beschaulich. Allein es ging mir wie den meisten Menschenkindern; es war mir zu wohl im Vaterhaus, und ich sehnte mich hinaus in die große, lustige Welt. Ich sah so viele glänzende Zylinder an mir vorüberreiten, -fahren und -gehen, und malte mir deren Geschick so schön aus, daß ich nur in ihrer Lage glücklich zu sein wähnte.

Und wie die Menschen bei ihrem Verlangen nach Welt und Weltleben die vielen Unglücklichen nicht beachten, welche die Welt macht, so konnten auch mich die elenden Zylinder, welche auf Proletarier- und Handwerksburschenhäuptern an mir vorüberzogen, nicht abschrecken, hinauszuverlangen aus dem Schaufenster meines Meisters. Sooft die Ladentür aufging, ebensooft bekam ich freudiges Herzklopfen in der Erwartung, meine Erlösungsstunde werde geschlagen haben.

Es kamen und gingen allerlei hutbedürftige Menschen bei uns ein und aus: Hochzeiter und Verlobte, hohe und niedere Staaatsdiener, Bürger und Bauern, Schwindler und Gerechte. Manch einem ward ich aufs Haupt probiert und mußte jedesmal wieder als unpassend zurückwandern in meinen Glaskäfig. Ich war oft der Verzweiflung nahe, aus Schmerz, nicht in die Welt zu kommen. Freudig wäre ich schließlich mit jedem Schwindler durchgegangen, wenn ich nur einmal meine Neugierde, unter den Menschen mich umzuschauen, hätte befriedigen können.

So ging der Sommer vorüber. Hinter den Gardinen, welche die Sonne von mir abhalten sollten, schwitzte ich Angst und Verzweiflung. Selten kam ein Hutsucher. Alles war in den Bädern und Sommerfrischen. Mein Meister klagte im Laden über die stille Saison, unter der wir beide litten.

Da kam der Herbst. Die Sommerfrischler waren wieder in ihre Bureaus zurückgekehrt, die Staatsmaschine in der Residenz wieder in vollem Gange. Jetzt trieb man die Staatsexaminanden herbei. Diese pumpten in der Regel beim Hofhutmacher ihre „Angströhren", und bei der Gelegenheit kam ich zum erstenmal in die große Welt.

Ein Candidatus juris, ein sogenannter Ochser, kam, mich zu mieten. Er war der Sohn seines Vaters, eines alten Landgerichtsrats, der seinen Filius, einen billigen Denker, im Schweiße zweier Angesichter eingepaukt und in die Residenz geschickt hatte.

Es wurden nun von allen Kandidaten gemeinsame Besuche gemacht bei den Examinatoren, bei Ministerialräten, Landgerichtsdirektoren, Staatsanwälten. Bei der Gelegenheit lernte ich euch Menschen als Redensartenmacher von Profession kennen.

In demütiglich bescheidener Stellung präsentierten sich die Examinanden, empfahlen sich dem Wohlwollen der Examinatoren, während diese die Hoffnung aussprachen, alle promovieren zu können.

Kaum hatte man sich gegenseitig angeliebelt und hoffnungsvoll angeschaut, so ging das Kritisieren los. Die Kandidaten hielten Gericht über die Mienen und die Haltung der Prüfungskommissäre, die man Pedanten, Fuchsgesichter, langweilige Philister nannte.

Mich hatte mein Mietsherr in der Angst im Vorzimmer liegen lassen und war ohne mich die Treppe hinunter. Ehe er umgekehrt war, mich zu holen, konnte ich noch hören, wie der Oberstaatsanwalt zu seiner Frau sagte: „Diesmal scheinen viele bornierte Kerle zum Examen gekommen zu sein!" Eben hatte er drinnen noch gemeint: „Die Herren sehen sehr intelligent und gut gesattelt aus!" —

Mein Träger hatte Judenängsten vor dem Durchfall. Ich konnte alle seine desfallsigen Gedanken lesen, und der junge Mann dauerte mich. Ihr Menschen müßt doch viel ausstehen, dachte ich, bis ihr was seid! Unsereiner ist weit eher ein fertiger Kerl. Aber es geschieht euch recht. Ihr Menschen seid keine ehrlichen Leute. Das hatte ich eben gemerkt bei den Visiten und merkte es an meinem Kandidaten. Er rief alle Heiligen an, bat beim Vorübergehen in jeder Kirche den lieben Gott um Hilfe und Erleuchtung in seinen Ängsten. Kaum war er aber mit Ach und Krach durchgekommen, so kannte er kein Vaterunser und keine Kirche mehr. Jetzt schwelgte er in den zukünftigen Wonnen der Bureaukratie. Er sah sich im Geiste bald als Amtsrichter und vor ihm die vor seiner gesetzlichen Majestät zitternden Bauern, bald als Staatsanwalt und weidete sich an dem Schrecken der zukünftigen Angeklagten bei seinen donnernden Strafreden, oder gar als Ministerialrat und vor seiner Herrlichkeit die sich beugenden, niederen Beamten, ja selbst als Minister und vor sich servile Volksvertreter. Das alles war aus dem Angstmeier geworden, als die Prüfung überstanden war. Ich aber war froh, als ich wieder im Schaufenster meines Hutmachers lag und darüber nachdenken konnte, was ihr Menschen für Helden seid. —

Der Herbst ging über in den Winter. Eines trüben Novembertages, da eben die Hofbälle in der Residenz ihren Anfang genommen hatten, trat ein Professor des Lyzeums, der zum erstenmal, seitdem er Hofrat geworden, als „hoffähig" ins Schloß geladen war — in unsern Laden, um zu diesem feierlichen Anlaß einen neuen Zylinder zu kaufen. So trat ich zum zweitenmal in die Welt, diesmal in die ganz große.

Ich sah am ersten Abend die Familie des Hofrats freudestrahlend um den Papa und um mich stehen, als jener sich zum Hofball anschickte, einen Orden, Frack und Glacés anzog. Wie ward der Vater beneidet um die Herrlichkeiten, denen er entgegenging, während seine Familie nur Tee und Butterbrot hatte! Ich selbst schwamm im zweiten Elysium der Neugierde, als der Hofrat mit mir zum Schlosse fuhr. All seine eitlen und selbstgefälligen Gedanken stiegen unterwegs in mir auf und erfüllten auch das einstige Kaninchenfell mit Stolz über die Ehre des heutigen Abends.

Was er in den glänzenden Sälen, die mich und ihn an diesem Abend aufnahmen, für Gedanken wob, weiß ich nun allerdings nicht, weil er mich stets devotest in der Hand hielt, solange man nicht zu Tisch saß. Aber ich hätte auch gar keine Zeit für seine Gehirntätigkeit gehabt, weil ich ganz Auge und Ohr war in dieser mir neuen Menschenherrlichkeit.

Ich konnte nicht genug staunen über die Menschen und den Zauber, welchen sie an diesem Abend ihrem Feste verliehen, wie sie sich „anknixten", anlächelten und ansprachen, wie sie sich beneideten, wenn der Fürst mit einem länger sprach, und wie sie tanzten, aßen und tranken.

Während des Essens und Tanzens lag ich mit einer Anzahl meinesgleichen auf einem rotsamtnen Sofa in einem Vorzimmer; unter uns befand sich auch der mächtige, goldbebortete „Schiffhut" eines Staatsministers. Er würdigte keinen von den alten Zylindern auch nur eines Wortes; mich allein, der ich noch schön und glänzend war, redete er

an und erzählte mir, wie ihm das alles, was mich so in Staunen setzte, nichts Neues sei. Er sei, so sprach er, schon dutzendemal in diesen Sälen gewesen und käme fast täglich beim Rapport seines Herrn in das Schloß. Er verachte die Menschen längst und pflege deshalb meist auf dem Schoß seines Herrn oder einem Sofa zu schlafen bei derlei Vorgängen, wie den heutigen. Es sei nur eitles Geflunker, Streberei und Kriecherei, was da vorgehe.

Schließlich warnte er mich vor den Menschen; sie seien undankbar gegen alles, was sie ausgebraucht hätten. Zylinder und Schiffhüte gingen aus ihrer Hand dem elendesten Los entgegen, und doch mache gar oft nur der Zylinder den „Herrn" und der Schiffhut den „Minister" aus. Aber es sei eine Art Genugtuung für uns Hüte, daß die Menschen sich untereinander auch mit dem größten Undank behandelten.

Ich war jung und lebensfroh, hatte noch zu wenig Erfahrung und konnte dem Ministerhut kaum glauben, daß mein und sein Los ein so armseliges sein würde. Das meinige werde ich dir ausführlich erzählen, von dem Schiffhut nur so viel, daß ich ihn später sah, verblichen und glanzlos, auf dem Kopf des Kutschers, der den städtischen Leichenwagen führte. Doch auch sein einstiger Träger war längst gefallen und wandelte im Staube, unbeachtet von andern Menschen.

An jenem Abend hörte ich noch, wie die Hofbedienten sich lustig machten über viele der Neugeladenen, darunter auch über meinen Hofrat, wie sie so linkisch sich benommen bei der Vorstellung und, als es ans Essen und Trinken gegangen, darauflos gefahren seien wie hungrige Haifische.

Sehr heiter verließen ich und mein Herr nach Mitternacht das Schloß. Daheim harrte schlaflos die Frau „Hofrätin", bis wir zurückkamen. Ein alter Praktiker bei Hofessen hatte den Erstling gelehrt, wie man von der Tafel das Kleinkonfekt „wegstibitzt", um es Frau und Kindern zu bringen. Das erste war nun die Überreichung des Zuckerraubes nebst der „Menükarte". Dann mußte der Alte erzählen. Die

Nachricht, daß Fürst und Fürstin nach der Frau Hofrätin sich erkundigt, machte das Weib, die Tochter eines Kronenwirts vom Lande, ganz glückselig. Sie schlief die halbe Nacht nicht ein vor Freude und träumte von Kronen, vom Kronenschild ihres Vaters und von Fürstenkronen und ihrer eigenen zukünftigen Adelskrone. Beide träumten bisweilen laut. Ich hörte die Worte: „Untertänigster Diener, Hoheit, Krone, Champagner, Konfekt.“ Und ich dachte: Wahrlich, wir ehemalige Kaninchen sind doch bessere Leute!

Den dritten Gang unter die Menschen machte ich mit meinem Hofrat am folgenden Sonntag, aber nicht in die Kirche — denn mein Besitzer war ein „gebildeter Mann“ und deshalb Freigeist und hielt nichts auf Singen und Beten — sondern zu sogenannten Visiten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich euch Menschen abermals als die verlogensten Geschöpfe kennen. Mein Herr dachte jedesmal, so oft er einem Hause nahte, wenn nur der und jener nicht daheim wären und ich nicht mit ihnen reden müßte. Traf es sich aber, daß die Visite zustande kam, so beglückwünschten sich die Leute über ihr gegenseitiges Sehen und machten einander die süßesten Komplimente. Gingen wir dann wieder zum Hause hinaus, so sprach sich im stillen mein Hofrat dahin aus: „Gottlob, daß ich d e n Besuch los bin und das fade Geschwätz nicht länger hören muß.“

War bisweilen die Frau Hofrätin gar noch dabei gewesen, so wurde dann daheim über Tisch jede der besuchten Familien „ausgemacht“ und räsoniert über Weib und Kind und deren Anzug. Selbst nach was es in der Küche gerochen habe, wurde bemerkt.

So wie gegen eure Mitmenschen, seid ihr aber auch untereinander selbst in der Familie. Ich hörte die wiederholten Familienzwiste und was drum und dran war, lernte kennen das sonstige Ach und Weh, das euch Menschen plagt, Krankheiten, Kummer, Langeweile und Geldnot. Nirgends dauernd Glück und Zufriedenheit. Hatte mein Herr nichts zu klagen,

so klagten und jammerten die Frau und die Kinder oder es kamen Verwandte und Bekannte und schütteten ihr von Elend volles Herz aus. Bei alledem lebte ich das ruhigste und sorgenloseste Dasein, und wenn ihr Menschen nicht euere Unsterblichkeit hättet, ihr wäret wahrhaftig armseliger als ein Zylinderhut aus Kaninchenpelz.

Mein Professor und Hofrat gehörte zu jener zahlreichen Gattung lateinischer Schulmeister vulgo Philologen, die bei all ihrer klassischen Wissenschaft im Verkehr mit andern eine Pedanterie und Steifheit bekunden, die gar gerne ans Lächerliche streift. Er war, ich kannte ja seine Gedanken, der brävste Mann von der Welt, aber ein fürs Leben unpraktischer Mensch und komischer Kauz, so daß sein ältester Sohn, ein Strolch, gar oft in Abwesenheit des Vaters mich, seinen Zylinder, aufsetzte und in der Stube zum besten einiger Mitschüler den Hofrat nachäffte. Eine derartige Impietät hatte ich unter den Kaninchen in der Schwarzwaldhütte nicht gefunden.

Ich war kaum ein Vierteljahr im Dienste des Hofrats, als er starb. In meinem Kasten, der in seinem Schlafzimmer stand, vernahm ich all seine Leiden und den ganzen Jammer einer trostlosen, mittellosen Beamtenfamilie und erfuhr, wie schwer euch Menschen das Sterben fällt, und wie trostlos ein Mensch stirbt, der an nichts Höheres, als an seine „Klassiker" geglaubt hat.

Der Arzt, welcher meinen ersten Herrn in seiner letzten Krankheit behandelt hatte, war ein naher Verwandter der Frau Hofrätin, die ihm denn aus Affektion und zum Andenken mich, den noch neuen Zylinder, verehrte. Ich stand trefflich zum Haupte dieses Sohnes des Äskulap und er, ein Geizkragen, nahm mich freudig von dannen. Jetzt lernte ich auch kennen, wie es mit der gerühmten Arzneiwissenschaft bestellt sei, und wie ihr Menschen so oft, statt geheilt, zu Tod kuriert werdet, und wie groß euer medizinischer Aberglaube ist, während die Ärzte mit Vorliebe von religiösem Aberglauben reden.

Mein neuer Herr war sonst ein ehrlicher Mann, der sich in vielen Fällen der Schwäche seiner Heilmethode wohl bewußt war. Er hätte manchmal gerne den Patienten geraten, die Natur wirken zu lassen und nichts „einzunehmen", allein die Leute hätten dann an seiner Kunst gezweifelt und einen andern „Doktor" berufen. Darum verschrieb er oft wider Willen und murmelte dann im Weggehen in seinen Hut hinein: Die Welt will betrogen sein. Bisweilen kam es aber auch vor, daß er mit all seiner Wissenschaft sich vergriff und einen seiner Patienten zum Tod beförderte, welche Nachricht er regelmäßig, wenn er wieder allein war, mit den Worten begleitete: „Den hast auch wieder geliefert!"

All euer Wissen, ihr Menschen, ist Stückwerk. Nicht einmal euern eigenen Leib und seine Krankheitserscheinungen vermögt ihr gründlich zu erforschen. Das habe ich einfältiger Zylinder gar bald kennen gelernt.

Ich kam mit meinem Doktor in alle Kreise des menschlichen Lebens, in die Paläste der Reichen, in die Wohnungen der Bürger, wie in die Hütten der Armen. Überall fand ich Schmerz oder Not und wurde mehr und mehr inne, was ihr Menschen auch in der Richtung für armselige Geschöpfe seid. Ja, ich wiederhole es, wenn ihr nur dieses gegenwärtige Leben hättet, so wäret ihr viel elender daran, als unsereiner!

Mein zweiter Herr war ein Materialist, wie es bei Medizinern nicht selten ist, bewegte sich aber, wie ich ihm oft ablauschte, in innern Widersprüchen und quälte sich mit vielen Zweifeln ab über sein und seiner Mitmenschen Woher und Wohin. War er im Gespräch mit andern, so spielte er den starken Geist und leugnete alles außerhalb der Materie. War er dann wieder allein, so kamen ihm Zweifel, besonders, wenn er sah, wie wahrhaft gläubige Menschen so getrost und heldenhaft dem Tode entgegengingen. —

Hatte ich ihn am Tage begleitet, Treppe auf und Treppe ab, und gehört, wie er die Patienten, je vornehmer sie waren, um so mehr mit allerlei Phrasen abspeisen mußte, um ihre

Nervosität zu beruhigen — so mußte ich am Abend noch in die Gesellschaft mit ihm, wo er beim Bier die wohlverdiente Ruhe suchte — aber nicht fand.

Kaum saß er, so hatte fast jeder der Tischgesellschaft eine Frage auf dem Herzen. Der eine hatte vorgestern das Bier zu kalt getrunken und frägt jetzt, wieviel er heute riskieren dürfe. Ein anderer hat sein Zipperlein wieder und schimpft über Erkältung als Ursache, während er den ganzen Tag mit Wein und Bier und guten Bissen sich abgibt. Ein Dritter will wissen, ob roher oder gekochter Schinken ihm zuträglicher sei. Einem Vierten schmeckt seit acht Tagen seine Zigarre nicht mehr, und er interpelliert, ob das vielleicht aus dem Magen komme.

Ich lernte bei der Gelegenheit euch Menschen kennen als ungemein genußsüchtig und stets bedacht und besorgt, euern Gelüsten keinen Abbruch tun zu müssen.

Zu alledem kam's dann oft vor, daß mein Herr und ich plötzlich gerufen wurden aus dem wohligen Bierlokal hinaus in die kalte, dunkle Nacht. Eine Dame hatte ein Diner mitgemacht und sich den Magen überladen mit Eis und Champagner, oder eine alte Baronesse verspürte kurz vor dem Bettgehen Ohrensausen und fürchtete einen Schlag. Schnell werden wir zwei geholt. Mein Herr ist wütend, schimpft auf dem ganzen Weg über „die verfluchten Weibsleute", um dann per „Gnädige" mit ihnen zu sprechen und zu finden, daß alles Lappalie sei. Aber der Diable au contretemps (der Teufel zur Unzeit), wie der Franzose sagt, und unnötige Weiberangst haben ihm den ganzen Abend verdorben.

Er geht heim, wirft mich zornig in die Ecke, raucht mit einer Zigarre noch seinen Ärger hinaus und legt sich dann. Nach Mitternacht wird er herausgeläutet, ein schwerer Fall beim Bankier Rosental.

Ich bin jetzt wieder gut genug zum Mitgehen; er sucht mich, und kaum auf seinem Haupte, höre ich: „Der verfluchte Jud! Dem will ich die Rechnung machen."

Während er beim Patienten sich aufhält, bleibe ich im Vorzimmer liegen und höre, wie die Dienerschaft sich zuflüstert: „Wenn nur der Doktor nicht zu viel verschreibt, damit wir nicht die halbe Nacht in der Stadt herumspringen müssen für den alten Juden."

Solche und ähnliche Reden und Verdrießlichkeiten hörte ich gar oft und lernte euch Menschen kennen als die größten Egoisten und Heuchler.

Mein Herr hielt, wie schon angedeutet, wenig auf Medikamente. Wenn er oder jemand in seiner Familie krank war, verschrieb er nie etwas aus der Apotheke. Mußte er dies aber anderwärts auf Bitten der Patienten tun, so gab er, wenn immer möglich, etwas Unschuldiges. So richtete er nicht oft Schaden an, weil er die Natur in ihrem Heilbestreben nicht störte. Er machte darum viele gute Kuren und seine Praxis nahm zu. Jetzt hielt er sich Wagen und Pferd und schenkte mich seinem Kutscher und damit begann ein neuer Abschnitt meines Daseins.

2.

Ich merkte auf die Verschenkung hin wohl, daß es bergab ging mit meiner Existenz, obwohl ich neu umgestaltet wurde. Ich bekam einen Boden von Wichsleder und eine schwarzglänzende Kokarde. Aber ich war doch vom Herrn zum Knecht gekommen und zierte das Haupt eines Menschen, dessen Gedanken in den niedrigsten Sphären des Alltagslebens eines Hausknechtes sich bewegten.

Er hatte, unterstützt von eurer zu liberalen Gesetzgebung, die Dummheit begangen, auf seinen Knechtsstand hin zu heiraten, und kämpfte meist mit Not und Elend. Jetzt schimpfte er auf das Gesetz, das nicht gescheiter gewesen wäre als er selber und nicht an seine Zukunft gedacht hätte.

Ein paar Mark Lohn pro Tag reichte nicht hin für seine Familie. Trinkgelder bekam er keine. Wenn er noch so

lang mit seinem Wagen vor den Häusern der Patienten hielt, es dachte kein Mensch daran, ihm eine Erfrischung oder ein Trinkgeld zu reichen.

Und wenn er die Rechnungen des Doktors in die Wohnungen der Leute trug, bekam er erst recht nichts, als höchstens saure Gesichter. Ihr Menschen zahlt ja weit lieber eine Schneiders- oder Metzgersrechnung, als die für Doktor und Apotheker.

Und die Köchin im Hause steckte ihm auch nichts zu aus der Küche, weil er nicht mehr ledig war. So blieb ihm nichts anderes übrig, als er stahl dem Pferd den Haber weg und verkaufte ihn.

Ich sah diesem Manöver oft zu und dachte: Den hat die Verehelichungsfreiheit zu einem unzufriedenen und dann zum unehrlichen Menschen gemacht. Ich habe überhaupt bemerkt, daß ihr Menschen vielfach von oben herunter und auf gesetzlichem Wege verdorben werdet.

Am meisten räsonierte mein neuer Herr und des Doktors Knecht, wenn er die Frau und die Kinder seines Herrn einmal spazierenfahren mußte und nie ein Trinkgeld bekam. „Den ganzen Morgen von Straße zu Straße kutschieren und am Nachmittag d i e und ihre jungen Rotznasen in der Welt herumführen — ist zu viel verlangt," murrte er stets in sich und in mich hinein.

Die Frau des Doktors kannte ich gar wohl von der Zeit, da ich noch oben in der Doktorstube hing, wie jetzt in der Kammer neben dem Roßstall. Sie war so ein modernes, weibliches Geschöpf, wie sie jetzt in den Städten allgemein erzogen werden. Sie las den ganzen Tag deutsche Klassiker oder welsche Romane oder spielte Arien auf dem Klavier, konnte aber keinen Kochlöffel halten und ihre eigenen Kinder nicht schreien hören. Die Köchin und das Kindsmädchen lachten sie unter sich immer aus und spotteten über ihre Unwissenheit.

In die Kirche ging sie nicht, aber regelmäßig ins Thea-

ter. Ihre Götter waren die großen Dichter, die sie nicht einmal verstand, und ihr Gottesdienst die Aufführung „klassischer Werke". Man hatte sie eben so gelehrt auf der höheren Töchterschule, daß die höchste Weisheit in den Klassikern stecke und das Christentum im kirchlichen Sinne nur noch für Ungebildete und für Bauern vonnöten sei, damit sie den Gebildeten nicht ans Leben und in ihr Eigentum gehen.

Trotz der letztern Ansicht ließ sie ihre Dienstboten, zwei Bauernmädchen, höchst ungern zur Kirche. Sie meinte, sie bedienen, ginge dem Kirchenlaufen und dem Gottesdienst vor.

Eines Tages, da mein Knechtherr die Frau spazierengefahren hatte und auf ihren Befehl länger ausgeblieben war, als der Doktor, der den Wagen zu seiner abendlichen Rundfahrt noch gebrauchte, es erlaubt hatte — bekam der Knecht die Vorwürfe statt der Frau. Jetzt wurde er mit Recht grob. Ein Wort gab das andere, und Herr und Diener kündigten sich gegenseitig auf.

Der neue Knecht bekam einen neuen Hut und mich stellte man ihm zu beliebiger Verfügung. Er bekam bald den Besuch eines „Landsmanns", der Kaminfegergeselle in der Stadt war, und dem schenkte er mich. Ich sank abermals eine Stufe.

Mit dem schwarzen Mann zog ich nun durch die Straßen. Kam er in ein Haus, so ließ er mich in der Küche liegen, bis er wieder aus dem Kamin zurückkehrte. Während er mit seinem Besen durch den schwarzen Schlund bis zum Äther fuhr, machte ich Küchenstudien.

Ich sah da, wie viele Manöver ihr Menschen macht, bis euch die Speisen munden, und wie gaumengelüstig ihr seid. Aber ich sah auch, mit welcher Unreinlichkeit die Köchinnen, ungewaschen und ungekämmt, mit euern Leibspeisen umgehen, die euch aber trotzdem vorzüglich schmecken. Wüßtet ihr oft, wie es in der Küche hergegangen, ihr würdet keinen Bissen davon genießen.

Auch das Gezänk zwischen den Hausfrauen und ihren

Mägden hörte ich mit an, und wie die ersteren von den letzteren geschimpft wurden, sobald sie den Rücken gekehrt hatten. Einig im Schimpfen waren beide Teile nur dann, wenn der Kaminfeger und ich in Sicht kamen.

Es gibt wohl keinen nützlichern Beruf auf Erden, der so verhaßt wäre bei den Weibern, als die Kaminfegerei. Überall sind sie ungern gesehen, die schwarzen Gesellen, wenn sie ihres wichtigen Amtes walten wollen. Selten gibt's ein Trinkgeld oder einen Schoppen. Und doch fand ich, daß die Kaminfeger zu den harmlosesten und bescheidensten Leuten gehören. Schlecht bezahlt bei gefährlicher Arbeit, sind die Kaminfegergesellen fast durchweg „gute Kerle". Und wenn sie bisweilen an Durst leiden, wer mag es ihnen verübeln bei dem vielen Ruß, den sie zu schlucken haben?

Gefürchtet von den kleinen Kindern, verhaßt bei allen Weibern, Tag für Tag durch schwarze Schlote fahrend, sind sie doch durchweg heiter und zufrieden. Und ich muß sagen, von allen meinen Herren war mir der Kaminfeger der liebste wegen seiner Zufriedenheit, seines Seelenfriedens und seiner unerschöpflichen Geduld beim ewigen Keifen der Weibsleute.

Und doch hätten die „Frauenbilder" allen Grund, die Kaminfeger zu lieben, weil sie ihnen nach Shakespeare den letzten Weg für die eigene Schlauheit reinigen und offen halten. Der große Brite sagt einmal: „Verriegelt der Schlauheit einer Frau die Türe, so geht sie zum Fenster hinaus. Schließt dieses zu, so schlüpft sie durch das Schlüsselloch, und wenn ihr das verstopft, so fliegt sie mit dem Rauch durch den Schornstein." —

An einem rauhen Herbsttag, da der Nordwind scharf über die Stoppeln fuhr, hatte mein Träger in einer Villa vor der Stadt draußen „gerußt". Auf dem Heimweg nahm ihm ein Sturm den Zylinder vom Kopf und trug mich ein weites Stück ins Feld hinein.

Alt und wertlos, wie ich war, nahm er sich nicht mehr

die Mühe, mich zu holen. Er ging, von seiner Schornsteinkappe bedeckt, von dannen und ließ mich liegen. Hinter ihm war ein Stromer des Wegs gezogen und hatte den Vorgang gesehen. Er holte mich, verglich mich mit seinem Hut, und da ich doch noch besser war, warf er jenen ins Feld und setzte mich auf.

Ich mußte mich, wie ihr Menschen auch, in mein Schicksal fügen, aber mein Pessimismus nahm um einige Pferdelängen zu. Doch bekanntlich ist bei jedem Unglück ein Glück. Und mein Glück bestand darin, daß ich bald aus der Stadt, die ich lange genug gesehen hatte, hinaus kam in die weite Welt und in Gottes freie Natur.

Am ersten Abend mußte ich allerdings noch mit meinem Besitzer in der Stadt fechten gehen.

Den ersten Fechtversuch machte der Stromer in einem kleinen Hause. Eine ärmlich gekleidete Frau mit tiefbekümmerten Mienen gab die üblichen Pfennige. Aber wie staunte ich — es war die Frau „Hofrätin", deren Mann ich einst gedient, als noch alles im Flor und er hoffähig war Jetzt lebte sie mit ihrer mäßigen Pension und ihren ungezogenen Buben ein kleines Leben. So vergeht der Welt Herrlichkeit, dachte ich. Und so ist's bei euch überall in ähnlichen Stellungen.

Ein Minister, der in Pension lebt, oder ein General a. D., was sind das für kleine, unbeachtete Leute. Und erst ihre Frauen! Solange ihre Männer in Aktivität leben, fällt ein großer Teil der Bücklinge und Komplimente für sie ab. Ist der Mann tot oder nur a. D., so sind sie kaum noch die Schatten dessen, was sie waren.

Überall findet man, daß ihr Sterbliche nicht „ungestraft unter euern Palmen wandelt" — und euer Hochmut wird im Leben wahrlich schon genug gedemütigt in männlicher und weiblicher Linie vom Minister und General bis herab zum Oberamtmann und zur „Oberamtmännin" und zur Feldwebelsfrau.

Bei unserem Fechten machte ich auch eigene Bemerkungen und Menschenstudien. Am wenigsten gaben die reichen und vornehmen Leute. Diese ließen uns entweder durch ihre Dienerschaft abweisen oder schnauzten uns ab in eigener Person.

Am mitleidigsten fand ich die Frauen des Bürger- und Bauernstandes. Diese gaben, selbst wenn der Mann im Vorbeigehen schimpfte über die Stromerei. Mancher Handwerksmeister hielt auch eine zeitgemäße Ansprache an meinen Herrn und meinte: „Ich bin auch als Handwerksbursche in der Fremde gewesen, aber gefochten habe ich nur in der äußersten Not. Heutzutag fechten die Handwerksburschen alle, auch ohne Not. Es ist das Fechtgeld ein gefundenes und wird vertrunken. Ihr jungen Leute habt keinen Charakter und kein Ehrgefühl mehr."

Mein Stromer räsonierte dann im Fortgehen über diese Predigt. Und was er räsonierte, war nicht dumm: „So ein alter Meister hat gut reden. Der hat noch was Rechtes gelernt und bekam Prügel vom Lehrmeister, wenn er nicht parierte, war aber daneben gehalten wie das Kind im Haus. Ich bin meinem Meister davongelaufen, als er mir das erste Paar Ohrfeigen gab. Mein Vater, zu dem ich heimlief, verklagte den Meister; er kam vor das Schöffengericht und zahlte fünf Mark. Das imponierte mir. Ich folgte fortan keinem Meister mehr, und ehe ich was gelernt hatte, spielte ich den Gesellen und ging in die Fremde. Hier hörte ich mit Wonne, wie schlecht der Arbeiter daran sei und am besten ruhig alles in zwei Tagen vertrinke, was er in fünf Tagen verdient. Wir fuhren deshalb am hellen Werktag in Droschken, solange noch ein Pfennig im Sack war, und lachten die Leute aus oder brüllten sie an, wenn sie sich darüber aufhielten. Die Polizei schwieg. Die Zeiten sind vorbei, in denen das „Blauenmachen" und „Saufen" gestraft wurde. Bald sah ich auch ein, daß Fechten noch besser sei, als Arbeiten, und so hab' ich mich diesem Beruf ergeben. Ich bin zwar

ein Lump geworden, aber ein Lump mit Hilfe des Gesetzes und der Humanität. Und da doch alles so wie so der Lumperei entgegengeht, hab' ich nur beizeiten angefangen."

Er hatte überhaupt lichte Augenblicke, mein Stromer, und dann hielt er gar keine schlechten Monologe über sich und seine Zeit. Als ihm einmal ein Meister sagte: „Man macht euch Leuten das Leben zu leicht. Früher hieß es ‚hilf dir selbst', jetzt hilft dem verarmten Lumpen, damit er nicht Not leide, alles, das Gesetz, der Amtmann, der Armenrat. Das wißt ihr Leute und darum sorgt ihr nicht für eure Zukunft!", da gab mein Stromer dem wackeren Meister die Hand und sprach: „Meister! Ihr habt ganz recht, aber ich hab' ja diese Gesetze zur Unterstützung von Lumpen, die nicht mehr arbeiten können, weil sie es nie recht gewollt haben, nicht gemacht. Und auch die nicht, daß ein Meister seinen Lehrjungen nicht mehr züchtigen darf."

Am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit zogen wir in eine Herberge, wo die Zeit- und Berufsgenossen zusammentrafen. Hier wurde nun lustig gelebt und nebenbei Gott und die Welt samt der löblichen Polizei verspottet. Sie betrachteten sich als eine Art Großmacht, diese Stromer, als der fünfte Stand, der auch noch einmal ans Ruder kommen müsse. Sie waren stolz auf den Respekt, den sie genießen in den heutigen Zuchthäusern und Strafanstalten, wo man sie gut nährt mit Fleisch und mehrerlei Brot, gut pflegt durch sonnige Erholung im Freien, und wohin von Zeit zu Zeit höhere Staatsbeamte kommen und fragen, ob sie keine Klagen hätten und mit ihren Aufsehern zufrieden seien.

Nach solchen und ähnlichen Ergüssen stießen sie an mit Schnaps- und Biergläsern und ließen die — Humanität des 19. Jahrhunderts leben.

So zog ich mit meinem Herrn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und lernte die menschliche „Lumperei" und Stromerei in all ihren Details kennen. Ich bekam

einen sonderbaren Respekt vor euren modernen, freiheitlichen Gesetzen, bei denen das Individuum möglichst frei ist, während die Gesellschaft zugrunde geht.

Einmal wohnte ich auch einer Hochzeit bei, zu der wir zufällig in einer kleinen Stadt des badischen Oberlandes kamen. Bei unserer Morgenexpedition zum Fechten traf mein Herr einen alten Reisegefährten, von dem er wußte, daß er wegen Diebstahls und Betrugs im Zuchthaus gewesen. Heute aber war er frei und ziemlich gut aufgeputzt. Nach der ersten Begrüßung meldete er seinem Freunde: „Kommst gerade recht. Ich hab' heute Hochzeit!" „Was, du Hochzeit?" „Ja," meinte der Bräutigam, „weißt, heutzutag geht's nicht mehr wie früher, wo man ein kleines Vermögen nachweisen und ein ehrlicher, braver, fleißiger Kerl sein mußte. Jetzt kann einer alles versaufen, was er verdient, kann gestern noch im Zuchthaus gewesen sein und heute sich schon beim Standesbeamten anmelden. Der hat nach nichts zu fragen, als nach dem Geburtsschein. Das übrige geht keinen — Teufel was an. Und die Kinder, die muß die Stadt oder der Kreis übernehmen, wenn's fehlt. Siehst also, Bruder, 's ist heutzutag nichts leichter als das Heiraten!"

„Und deine Braut?" „Die ist um kein Haar vermöglicher oder bräver als ich. Sie hat auch schon mehr als ein Jahr Betzeit läuten hören im Gefängnis. Und heut' heiraten wir doch. Das ist eben die Freiheit, die unsereiner genießt heutzutag!" — „Und deine Einrichtung? Dein Hausstand?" fragte mein Herr.

„Das haben wir auf Borgs gekauft, ein Bett, einen Koffer, einen Tisch und zwei Stühle. Dazu ein Logis für 5 Mark pro Monat. Ich probier's jetzt einmal ein oder zwei Jahre. Ist's nichts, so bin ich gleich wieder Freiherr, verlasse Weib und Kind ‚ohne Ärgernis', und dann sorgt das Gesetz für sie, und ich hab' sie vom Hals."

Wir wohnten richtig der Hochzeit bei, und das Pärchen, das zusammen schon zehn Jahre Zuchthaus abgesessen und

nie was gewesen war, wurde Mann und Frau. Mein Herr beschloß darauf hin, den Sommer noch zu fechten und dann im Winter es seinem Freunde nachzumachen. Ob er's getan, weiß ich nicht, da er mich verabschiedete, ehe der Winter ins Land kam.

Eine aufrichtige Freude erlebte ich aber doch in seinem Dienste. Es war Sommer geworden. In den Städten war es heiß und auf den Landstraßen noch heißer. Drum beschlossen wir, den kühlen Schwarzwald zu durchstreifen; denn auch ein Stromer weiß jeder Jahreszeit die beste Seite abzugewinnen. Im Sommer macht er seine Luftkur, wie andere Leute, und zieht sich nach den Kurorten und Bädern der Berge und Wälder.

So zogen wir dem Walde zu. Das Kinzigtal hinauf kamen wir in das Gutachertal und näherten uns mehr und mehr meiner alten Heimat. Im Löwen in Gutach, wo alle bessern Touristen und Künstler einkehren, machten auch wir den ersten Halt. Es war ein herrlicher Sommernachmittag. Im Garten saßen Touristen, die eben vom waldigen „Farnkopf" herabgestiegen waren und nun bei Wein und Forellen sich erholten.

Ich erinnerte mich noch aus meiner Hasenzeit, daß, während ich am Abend im Grase bei der Hütte unfern von Gutach saß, der Taglöhner seinen Kindern erzählte von den vielen fremden Herren, die im Sommer im Löwen aus und ein gingen, wie sie tränken und sängen und lustig seien.

So traf ich's heute als Zylinder. Es waren, wie ein Bauer dem andern erzählte, Herren aus Freiburg. Die kämen alle Jahre ein- oder zweimal und hielten ein „großes Trinken". Bei ihnen saß Hasemann, der stille, große Künstler des Tales. Es war auch so ein Langer dabei, wie du.

Ihr Menschen habt das Gute, daß ihr in eurer Weinlaune ein gutes Herz zeigt gegen Arme, die euch, sozusagen, ertappen im Überflusse des Lebens.

Darauf spekulierte auch mein Stromer. Eben hatte

ein junger Herr eine Rede gehalten auf einen ältern und diesen als den Anführer nach Gutach gepriesen. Als das Hoch verhallt war, trat mein Herr vor, mich in der Hand, und bat die Üppigen um ein Almosen. Es regnete Zehnpfennigstücke in den Hut, und manch einer unterschied diese Münze in seinem Weindunst nicht mehr von dem Silber und gab ein „Fünfzgerle".

Nach diesem Ausgleich zwischen wandernder Arbeit und lustigem Kapital zogen wir beide talaufwärts. Noch lange klang uns das fröhliche Singen der lustigen Freiburger nach. Aber mein Herr, zufrieden mit den Gaben, unterließ jeden unliebsamen Vergleich mit den Lustigen. Ich habe überhaupt gefunden, daß Stromer ein dankbareres Herz haben, als manche „bessere und gebildete Leute".

Dort oben rechts in den Bergen lag meine Stammhütte. Ihr zog er zu, um ein Nachtquartier zu suchen; denn es war Abend geworden und die Sonne schon lange hinter dem Farnkopf verschwunden. Ich bekam ordentlich Herzklopfen, soweit es ein alter Zylinder bekommen kann, als ich merkte, daß wir der Heimat uns näherten.

Hier war noch fast alles, wie ehedem. Das Häuschen hatte noch das gleiche Strohdach, unter dem es hervorschaute wie ein altersgraues Männchen unter einem riesigen Kappenschirm; das Brünnelein vor ihm plätscherte noch in den alten Trog, und dieselbe zerfallene Steintreppe führte noch zum Hausgang. An den Fenstern blühten Blumen, wie einst, und vor der Stalltüre sprangen lustig im Grase zwei neue Häslein.

Drinnen war alles unverändert; nur der Taglöhner und sein Weib waren älter und die Kinder größer geworden, in ihren guten alten Sitten und Gewohnheiten aber gleich geblieben. Eben beteten sie nach altem Sommergebrauch, hinter jedem der geöffneten kleinen Schiebfensterchen der Stube ein Glied der Familie, den Rosenkranz zum Fenster hinaus in den Abend hinein, als wir in die Stube traten.

Mein Stromer, bekannt mit den Sitten des Volkes, blieb stille stehen, bis das Gebet zu Ende war, und dann erst bat er um ein Nachtquartier.

Der Bauer auf dem Schwarzwald gewährt dies gern, teils weil es ein christlich Werk der Barmherzigkeit ist, Fremde zu beherbergen, teils aus Furcht vor der Rache eines Stromers.

Ich hatte hier mein eigentliches Leben eingebüßt, aber auch eine glückliche Jugendzeit hier verlebt, und diese versüßt alle andern Schmerzen des Lebens. Und in Erinnerung an meine goldene Hasenjugendzeit heimelte es mich gar sehr an in der stillen Hütte, wo christliche, gläubige Menschen, ferne der Welt, ihr Leben glücklich und zufrieden leben.

Meine Laufbahn hat mich mit den Menschen fast jeder Sorte bekannt gemacht, mit den Kulturmenschen, wie mit den Bauern. Und ich meine gefunden zu haben, daß bei euch mit der Bildung die Unzufriedenheit und der Lebensüberdruß, die Verstellung und die Verlogenheit steigen und bei den unkultivierten Bauern noch am meisten innerer und äußerer Friede wohnt.

Mir selbst ist's weit besser gegangen, und mein Leben floß viel friedlicher dahin, ehe ich in eure Kultur eingetreten bin.

Ich bin deshalb der Ansicht geworden, daß alle Geschöpfe, sobald sie mit euch und eurer Kultur in nähere Verwandtschaft treten, unglücklich werden. Ihr habt das Geschick, euer eigenes Elend auch auf andere Geschöpfe zu übertragen.

Diese und ähnliche Betrachtungen stellte ich an, da ich, während mein Herr auf der Ofenbank schlief, wachend zu seinen Füßen lag. Ich wäre am liebsten in der Hütte geblieben und in einem Winkel unter dem Strohdach vermodert, aber ich mußte wieder fort auf die — Badereise.

Wir durchstreiften jetzt die meisten Luftkurorte des Schwarzwaldes von Freiburg bis nach den reizend gelegenen Kurorten Bad Boll und St. Blasien. An einsamen Waldrändern lagerte sich mein Herr, und wenn die Kur-

menschen an nichts dachten, trat er energisch, wie ein Rinaldo, vor und sprach die erschreckten, blutarmen Männlein oder Weiblein um ein Almosen an, das nie ausblieb, schon aus Furcht vor Räubern.

Wenn wir so unvermerkt hinter den Tannen lagen, hörte ich die Unterhaltungen der Kurgäste und mußte oft lächeln über ihr armseliges Gerede. Am Morgen sprachen sie vom Mittagessen und was es heute geben werde, am Nachmittag kritisierten sie das eingenommene Mahl, und am Abend machten sie es ebenso.

Ihr Menschen könnt überhaupt, sobald die Arbeit euch nicht beschäftigt, nur Genuß und Zerstreuung suchen oder davon reden, sonst tötet euch eine eurer größten Plagen, die Langeweile. Sie verfolgt euch aufs schärfste, sobald ihr ohne ernste Beschäftigung bleibt, und zeigt, wie sehr ihr geboren seid zur Arbeit. —

Die kühlen Augustnächte trieben mit den Kurgästen auch uns vom Schwarzwald herab. Wir zogen der Baar und dem Hegau zu. Zum Glück hatten wir etwas Geld, denn mit dem Fechten ging's in der Gegend schlecht. Die Leute sind ziemlich hart, und an jeder Ortsstraße hatte der Amtmann durch Anschlag das Betteln verboten und eine Suppe in Aussicht gestellt.

Diese Wegweiser für Stromer, die man jetzt vielfach an den Straßen sieht, sollen der Stromerei und Lumperei Einhalt tun. Sie sind aber nur äußere Signale für die vielen armseligen Versuche, die ihr Menschen heutzutage macht, ein Übel zu verstopfen, indem ihr die Wirkungen desselben bekämpft, die Ursachen aber ruhig fortwirken laßt, ja selbst gesetzlich noch fördert.

Diese Ortstafeln gegen das Stromertum nützen gerade so viel gegen die Stromerei, als wenn man bei Wassergefahr durch Signalstangen dem Wasser die Richtung vorschreiben wollte.

Mein Herr murmelte zwar jeweils einen Fluch in sich

hinein, wenn er eine solche Tafel am Eingang eines Dorfes fand, aber dann lächelte er gleich wieder und meinte: „Ich fechte mich eben durchs Leben, so lange es geht, und dann lege ich mich im süßen Nichtstun in eine ‚Kreispflegeanstalt‘ und erwarte mein Ende[1]."

Aus dem Hegau kamen wir beim Städtchen Radolfzell an den Bodensee. Langsam wandelte der Pfarrherr der Cella Ratoldi am Seeufer hin. Aus seinen klugen Augen, verbunden mit starkem Leibesumfang, sprach Wohlwollen für seine Mitmenschen und Zeitgenossen. Ihn fochten wir an und hatten uns nicht getäuscht. Er erzählte, wie er selbst früher ein fleißiger Wanderer gewesen und mit „seinem Stöckle zum Tor hinausgezogen sei", und gab reichlich Zehrgeld.

Wenn ein Pfarrer wohlbeleibt ist, darf man fast mit Bestimmtheit auf eine ruhige und friedliche Gemeinde schließen — nach dem alten Sprichwort: „Wie der Hirt, so die Herde." So glaubte auch mein Stromer, es lebten in Radolfzell lauter so gute Leute, wie der dicke Pfarrherr, und begann lustig zu fechten. Schon das dritte Weib rief aber nach der Polizei, und wir wanderten ins Gefängnis.

Hier hörte ich zum erstenmal von dir. Über der Türe der Gefängniszelle, in die mein Herr einlogiert wurde — las er mit lauter Stimme: „In dieser Zelle war 1873 Pfarrer Hansjakob eingesperrt." Einer deiner Nachfolger in dieser Einsamkeit, vom Gefängniswärter belehrt, hat offenbar deinen Namen hier „verewigt", soweit es mit Bleistift an weißer Wand möglich war.

[1] In neuester Zeit hat man die Arbeiter zu Staatspensionären gemacht. Es bezahlt jetzt jeder seine paar Pfennige am Ende der Woche, und bekommt im Alter eine kleine Rente. Diese ist gewiß jedem ordentlichen Arbeiter wohl zu gönnen. Aber diese Reichsversicherung hat auch ihre Schattenseiten bei ledigen, leichtsinnigen Leuten, die im Hinblick auf die Altersrente in der Jugend nicht mehr ans Sparen denken.

Mein Stromer freute sich, auch einen Geistlichen als Leidensgefährten gehabt zu haben, und als ihm der Gefangenwärter erzählte, du seist während deines Hierseins gerne mit den auch eingesperrten Stromern und Verbrechern im Verkehr gestanden, da hattest du seine ganze Sympathie.

Er beschloß auch sofort, als er hörte, du wohnest am Obersee, dir einen Besuch abzustatten. Vierundzwanzig Stunden dauerte unser Arrest, und um nichts gebessert, wohl aber zu größerer Klugheit im Fechten gemahnt, zogen wir landeinwärts, um am Überlingersee hinauf das rechte Bodenseeufer zu gewinnen.

Am Nachmittag des zweiten Tages marschierten wir in dein Seedörfchen ein und deiner Wohnung zu. Eben hatte die Einuhrglocke weithin über den See „das Wetterzeichen" gegeben, und du saßest mit deinem alten Mesner vor dem Hause. Es war ein schöner Septembertag und der See und die Alpen den Blicken sichtbar.

Mich in der Hand, bettelte mein Stromer um einen Zehrpfennig. Du fragtest ihn zuerst über Handwerk, Heimat, Herkunft und Reiseziel. Ungeniert, wie er war, vergaß der Gefragte nicht, zu melden, daß er in Radolfzell im gleichen Gefängnis gewesen sei wie du. Das freute dich. „Philippine, bring dem Handwerksburschen einen Schoppen!" riefst du ins Haus hinein.

Durch den Trunk ward mein Herr noch kühner und bat unter Hinweis auf mein Alter und meinen sichtbaren Defekt um einen Hut. Auch den mußte deine Schwester bringen, und unter einem mächtigen Filzhut und dazu mit einigem Zehrgeld ausgestattet schritt der Beschenkte freudig zum Dorfe hinaus. Mich trug er in der Hand mit der Absicht, den alten Zylinder draußen wegzuwerfen. Beim letzten Hause, beim Stärken-Hans, unfern der Landstraße, ließ er mich erbarmungslos auf einen Düngerhaufen niedersinken.

Da lag ich denn, dem Tode und der Verwesung ver-

fallen, mit einer herrlichen Aussicht auf See und Alpgestein, bis der Herbst vorüber war.

Aber selbst da noch konnte ich Studien über euer Menschenleben machen. Ich hörte den Nachbarn des Hans, den Stözle und sein Weib klagen über schlechte Jahre, die Schwiegermutter und die Frau des Stärken-Hans jammern über Leiden und Krankheit, sah deinen Nachbarn, den Sigmund, in dem Hopfengarten neben mir Tag und Nacht arbeiten im Schweiße seines Angesichts, und eure Toten wurden an mir vorbeigetragen dem Kirchhof zu.

Wenn auch im Herbst bisweilen einer an mir vorbeitaumelte im Suserstadium und singend des Weltalls Kummer zu vergessen schien, so merkte ich doch auch noch auf meinem Düngerhaufen, daß ihr Menschen im Tale der Zähren wohnt und arme, geplagte Geschöpfe seid, die ihr Elend nur im Rausch vergessen.

Als die Herbstnebel über den See zogen, führte mich der Stärken-Hans auf seinem Kuhwägele mit dem Dünger hinaus nach Frenkenbach auf einen Pachtacker am Walde Weingarten. Aber auch da sollte ich nicht ruhig sterben. Hungrige Füchse schleppten mich, noch das Kaninchen in mir riechend, in den Wald und zerzausten und durchsuchten mich nach Hasenfleisch. Hatte das fallende Buchenlaub mich zugedeckt, so grub ein Fuchs, der meine Fleischarmut noch nicht erfahren, mich wieder aus. So liege ich seit dem Herbst, den Winter über und bis ins Frühjahr hinein ruhelos in dieser Waldecke. Die einzigen Menschen, welche ich sah, waren im Winter die Holzhauer von Hagnau, die morgens früh und abends spät im Januar und Februar da vorüberzogen. Du kamst, seitdem es Frühjahr geworden, täglich in meine Nähe, einsam und dein Liedchen pfeifend oder vor dich hinredend. Ich hab' dich manchmal belauscht, wie du in den letzten Wochen auf dem Markstein dort gesessen bist, lange still in die große Natur vor dir geschaut hast und dann plötzlich aufgestanden und fortgegangen bist in den Wald

hinein, deinen Leibspruch auf den Lippen: „'s ist halt ein Elend auf dieser Welt!"

Du fühlst es also, welch Elend auf allen Geschöpfen liegt, hast darum sicher auch Mitleid mit mir. Ich habe dir mein Schicksal erzählt und zum Schlusse richte ich an dich die eine Bitte: „Begrabe mich so, daß die Füchse mich in Ruhe lassen, ich ungestört vermodern kann und nichts mehr sehe und höre von euch armen Menschen."

So sprach der alte Hut, dem ich in Wehmut gelauscht. Die Vögel hatten längst zu singen aufgehört, und der Mond kam über die bayerischen Alpen her dem Bodensee zu, als er seine Geschichte geendet. Ich trug von einem Haufen großer Steine, die der alte Bauer von Frenkenbach, der Bischofberger, aus seinem Acker am Waldrande geschafft, drei der größten herbei und begrub unter ihnen den Hut, der mir so vieles erzählt und gepredigt hatte. Dann ging ich still und melancholisch meinem Dörfchen zu.





Im Schwarzwald.

1885 und 1889.

1.

Diesen Sommer wollte ich eigentlich eine Reise machen nach Böhmen, Mähren und Ungarn und kam — auf den Schwarzwald. Wie geschah das? Der Arzt hatte mir verboten, nach jenen Ländern zu ziehen — nicht wegen der Tschechen in Böhmen, auch nicht wegen des berüchtigten Gefängnisses, des Spielbergs in Mähren und noch weniger wegen des Tokajers in Ungarn, sondern wegen meiner Nerven. Der Doktor, Professor Bäumler, ist eine Autorität ersten Ranges, und so mußte ich folgen. Statt des Tokajers sollte Schwarzwaldluft getrunken werden, und da es einmal sein mußte, so ward die Reise auf die Berge, von der ich zunächst erzählen will, gleich am andern Tage angetreten.

Die Gelehrten und die Ungelehrten streiten sich, ob der Schwarzwald die Silva Hercynia, die Silva Marciana oder der Mons Abnoba der Römer gewesen sei. Mir und meinen freundlichen Lesern kann das gleichgültig sein. Heute ist's halt der „Schwarzwald" und nur so viel gewiß, daß die Römer unter den heutigen Tannen keine Luftkuren gemacht

haben und sehr wahrscheinlich unter den alten auch nicht. Sie waren jedenfalls froh, wenn sie auf ihren Heereszügen an den Rhein aus dem wüsten Walde heraus und drunten in Trier waren bei Rhein-, Mosel- und Saarwein, und bemitleideten zweifelsohne die alten Söldner, welche in den Wartburgen an der Heerstraße hin in diesem Waldgebirge Etappe und Wache halten mußten.

So sahen die „alten" Tannen zu Römerzeiten die römischen Menschen nur mit Schauern vorübereilen, während unter den „neuen" zur Sommerszeit in manchen Gegenden des Schwarzwaldes fast unter jeder Tanne ein männlicher oder weiblicher Kulturgermane sitzt und Luft schnappt. Und wo allenfalls noch eine übrig ist, da sitzen Kinder Israels darunter, aber nicht trauernd, wie ihre Ahnen unter den Weiden an den Flüssen Babels, sondern lustig und heiter und auch Luft schnappend mit den Söhnen und Töchtern Teuts. Aber nicht bloß Luft wird geschnappt, sondern auch die Forellen, Hähne und Hühner, Schinken und Kälber auf weithin. Ja, bei vielen dieser Sommerschwarzwälder ist das letztere die Hauptsache und das „Luftschnappen" Nebensache; sie wollen für billiges Geld wieder einmal gut essen und trinken und nennen das dann „Luftkur", damit es nicht so ordinär herauskommt.

Einst lagen die Kelten und Germanen zeitlebens in den Wäldern. Die Kultur lockte oder richtiger trieb sie daraus hervor und „kultivierte" diese Waldmenschen. Sie hat ihnen dabei aber mit der Zeit Kraft und Saft genommen, und blutarm kehren die späten Nachkommen jener Waldbewohner in die Wälder zurück, um die Schäden der Kultur da auszuheilen, wo ihre Ahnen als Kraftmenschen gewohnt haben.

Wenn die ersten Sonnenstrahlen im März auf den jungen Frühling fallen, und es begegnen sich zwischen Frankfurt und Konstanz zwei süddeutsche, mehr oder weniger kultivierte Germanen oder Semiten, so ist die erste Frage: „Wo gehen Sie diesen Sommer hin auf den Schwarzwald? Ich

sehne mich jetzt schon darnach!" So wird der Schwarzwald das stehende Tages-, Kaffee- und Biergespräch bis zum 1. Juni; dann aber beginnt der Auszug der Kinder Israels und Armins nach dem Walde. Meine Leser und ich wollen uns auch gleich anschließen; denn ich habe in dem Seitherigen schon aus dem modernen Kulturleben des Schwarzwaldes erzählt, ehe wir eigentlich in diesem selbst angekommen sind.

Wir wollen bei einem Ort mit lieblichem Namen in den Schwarzwald einmünden, beim „Himmelreich", drei Stunden oberhalb Freiburg. Wenn der Wanderer einst aus der wilden Schlucht herabkam, die wir heute noch die Hölle nennen, so erschien ihm das sich erweiternde Tal der Dreisam mit seinen frischen Matten wie der Himmel; daher auch offenbar der alte Volksname. Sonst hat dies Himmelreich gar nichts Himmlisches, und die Hütten, welche einst St. Petrus auf dem Tabor hat bauen wollen, wären zweifelsohne weit schöner ausgefallen, als die Strohhütten an der Straße im „Himmelreich".

Eng ist sonst der Weg und schmal die Pforte, die zum Himmel führt, und breit der Weg zur Hölle. Beim Himmelreich des Schwarzwalds ist's umgekehrt; da verengt sich der Weg zur Hölle, d. i. ins Höllental, mehr und mehr. Die Dreisam selbst muß ihren Weg über Steinblöcke suchen, und rechts und links wird's immer waldiger und felsiger. Ein Eisenwerk hämmert und klopft in das enge Tal hinein, durch welches 1796 der General Moreau nach der Schlacht bei Liptingen seinen denkwürdigen Rückzug ausführte, nachdem wenige Jahre zuvor die unglückliche Marie Antoinette es passiert hatte auf ihrer verhängnisvollen Fahrt ins Welschland.

Die Dreisam schäumt vor Zorn, daß ihr der Weg so schwer gemacht wird, denn immer enger wird das Tal, immer steiler und schroffer die Felsen. Nur die Tannen behaupten siegreich ihr Terrain, selbst auf dem turmartigen, wilden Gestein. Auf einem vorstehenden Felsen ein Hirsch,

zum Zeichen, daß hier der Hirschsprung sei, d. h. das Tal so eng, daß ein Hirsch von einer Talwand zur andern setzen könnte. Ihm gegenüber zeigen sich auf fast unzugänglichen Felsen die wenigen Trümmer der Ruine Falkenstein. Hier hausten in alten Zeiten die Raubritter gleichen Namens und plünderten Wanderer und Kaufleute, die vom Wald herab ihren Weg suchten ins Rheintal.

Um das Jahr 1380 saß eine ganze Sippe Falkensteiner auf diesen Felsen: Hans, Dietrich, Werner, Klein-Kuno (Künlin), alle vier Ritter oder Edelknechte von Falkenstein. Sie warfen alles nieder, was vorüberzog und schwächer war, als sie, brandschatzten die Übermannten um Geld und nahmen ihnen einen Eid ab, vor keinem Gerichte gegen sie Klage zu führen.

Die wildesten unter ihnen waren Werner und Künlin. Selbst Werners Frau tat mit als Späherin. Den ganzen Tag über sah sie aus den Fenstern der Burg und angelte nach Fremdlingen, welche durch die Schlucht hinauf oder hinab zogen. Kamen Reisende, so blies sie in ein Hörnlein, und die Ritter mit ihren Knechten stürzten von der Feste hinab ins Tal.

Kein Stand und kein Gewerbe wurde geschont. Kaufleute, Geistliche, Pilger, Mönche, Studenten, wer immer des Weges kam, ward ins Felsennest geschleppt und dort gerupft. Zu Rom führten acht Pilger, zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier Engländer bittere Klage, weil ihnen die Falkensteiner 700 Gulden bares Geld und einen Eid abgenommen hatten, bis nach jener Stadt niemanden zu klagen. Hatten die Angefallenen kein Geld, so zog man ihnen die besseren Kleider aus.

Zur Winterszeit, wenn der Fremdenverkehr stockte, wurde in die benachbarten Höfe eingefallen und Vieh gestohlen.

Auch vor Mord schreckten die Gauner nicht zurück. Als aber eines Tages aus ihrer Burg ein armer Mann, ein Hintersaß von Freiburg, herabgestürzt worden war und sein

Weib, das seine Leiche am Fuße der Burghalde gefunden hatte, vor dem Rat der Stadt erschien und Rache forderte, ward endlich gegen das Raubnest eingeschritten.

Die Freiburger brachen die Burg und bekamen Ritter und Knechte in ihre Hand. Die Falkensteiner und ihre Helfer lagen lange in schweren Banden, und das Ende vom Liede war, daß „man die großen Spitzbuben laufen ließ und die kleinen hängte". Die Edelleute fanden die ehrsamen Bürger von Freiburg mit dem Versprechen ab, nichts mehr gegen die Stadt und ihre Untertanen zu tun — und ließen sich dann selbst als „ehrbare" Bürger daselbst nieder, ihre Knechte aber wurden elendiglich zu Tode gerädert.

Die Geschichte kam mir heute wieder in den Sinn, als ich unter den Ruinen weg weiterschritt. Und es kamen mir allerlei Gedanken und Vergleiche zwischen einst und jetzt. Vor allem ärgerte mich die humane Behandlung der adeligen Räuber und Mörder, die sozusagen ungestraft ausgingen, eben weil sie keine „Knechte" waren. Ich begriff die Schwäche des ehrsamen Rates von Freiburg nicht ihnen gegenüber. Doch in diesem spielten damals noch die Adeligen die erste Violine, und „keine Krähe hackt der andern die Augen aus".

Wenn auch bei uns bisweilen noch der alte Satz von den Großen, die man laufen läßt, und von den Kleinen, die man hängt, bei Urteilssprüchen sich erkennen läßt, so ist doch darin vieles besser geworden. Wir verdanken dies vorab den guten Folgen der französischen Revolution. —

Ich verglich dann auch die Roheit, mit welcher in der alten Zeit die Menschen gegeneinander verfuhren, und die blutige Strenge, mit der das Gericht damals die Verurteilten behandelte, mit der Humanität unserer Zeit. Daß die anständigen Menschen unter sich immer humaner werden, ist gewiß nur erfreulich. Und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Grundsätze des Christentums, je mehr dieses in Tausenden einzelner Menschen schwindet, immer tiefer

und mächtiger in der Gesellschaft auftreten in Humanität und Moral.

In der alten, heidnischen Welt gab es öffentliche, soziale, gemeinsame Laster; das Verderben wohnte in der Seele der Gesellschaft, in den Gesetzen, in der öffentlichen Meinung, in den Einrichtungen, in den Gewohnheiten, ja selbst in den Religionen, kurzum in allem, was die Gemeinschaft der Menschen ausmachte. Seit das Christentum in der Welt ist, hat es die Roheit, die Verwilderung, die Ausschweifung immer mehr aus der Gesellschaft vertrieben. Und wie groß auch die Verirrungen einzelner sein mögen, die soziale Humanität und Moralität ist im Steigen begriffen. Was immer der einzelne tue, jemand macht immer mehr Front gegen Laster und Sünde — das ist die Gesellschaft. Und ihr gegenüber wohnt jedermann in Europa in einem Glashause.

Aber eines tadle ich in unserer Zeit und lobe ich an der des Mittelalters: die praktische Art, Verbrecher zu behandeln und zu strafen. In jenen urpraktischen Zeiten ging man dem Schwindler, wie dem Verbrecher, in wohlverdienter, drastischer und fühlbarer Weise zu Leib. Hatte z. B. ein Bäcker oder ein Metzger schlechte Ware geliefert oder das Gewicht gefälscht, so nagelte man den Ehrenmann an einem Ohrläppchen einen Tag lang an die Haustüre, und das war probat. Heutzutag findet der Mann die Gerechtigkeit mit Geld ab, das er längst fünfzigfach vom Betrug in der Tasche hat. Bis es ihm an den Leib geht — mit „Haft“, muß er schon etliche Mitmenschen ganz oder halb vergiftet haben.

Im Mittelalter hieb man schweren Verbrechern nicht einfach den Kopf ab, man ließ sie auch sonst noch in empfindlicher Weise die Qualen ihrer Opfer etwas nachfühlen. Jetzt wird einer, sobald er ein recht schweres Verbrechen begangen, wie eine Art „Held“ behandelt. Man bewacht ihn sorgfältig Tag und Nacht, statt ihn in eine Zwangsjacke zu stecken, die ihm lästig sein könnte. Man untersucht sorgfältig sein

Gehirn, um womöglich einen Defekt zu finden, damit der Mörder mit dem Leben davonkäme und er begnadigt werden könne.

Hat dagegen einer einen Hasen geschossen ohne Jagdpaß oder einen Holzfrevel begangen, so wird der Delinquent nicht im Gehirn untersucht und auch nicht im Magen, ob Hunger oder Manie ihn getrieben, er wird hart, namentlich in Wiederholungsfällen sehr hart gestraft und die Strafe nach der Strenge des Gesetzes scharf vollzogen — ohne Gnade.

Doch das eine Gute haben die armen Verurteilten und auf ihr Gehirn nicht Untersuchten — sie werden in unseren Gefängnissen nobel behandelt. Ein Soldat in der Kaserne oder ein Taglöhner mit Frau und Kindern hat es nicht, wie unsere heutigen Gefangenen. Diese essen besseres Brot, liegen auf Matratzen und arbeiten im Trockenen und in warmen Stuben, während jene mit Strohsäcken sich begnügen und bei allem Wetter draußen sein müssen.

Mit dieser Noblesse mag es zusammenhängen, daß, wie mir einmal ein öffentlicher Ankläger erzählte, ein Verurteilter, dem das Gericht weniger diktiert hatte, als der Staatsanwalt beantragt, als letzten Wunsch die Bitte aussprach, ihm das vom Ankläger bestimmte Quantum zu geben. Wenn das kein Hohn auf unsere Humanität ist, so gibt's keinen mehr!

Wenn aber einmal einer von Rechts wegen, nach allen Regeln der Frau Justitia, zum Tode verurteilt wird, dann werden noch Separatgutachten von den Richtern, von den Ministern und ihren Räten erhoben, ob man dem Kerl wirklich ans Leben gehen solle. Alles wird aufgeboten und überlegt, um, wenn immer tunlich, das teure Leben zu retten.

Merkwürdig! Mit dieser Humanität und Rücksichtsmeierei behandelt man Leute, die heute, wenn sie die Gewalt hätten, ohne jeden Rechtsgrund und ohne Justiz die ehrlichen, wohlhabenden Leute ausrauben, malträtieren und

abtun würden. Wir behandeln diese Menschen mit Glacés, während sie für uns nur Dolch und Kolben hätten.

„Drum kein größerer Wahnsinn", sagt Schopenhauer, „als Abschaffung oder Verminderung der Todesstrafe." „Damit gewinnen nur," predigte einmal P. Roh, „die Verbrecher. Wer die Todesstrafe abschaffen will, ist ein sehr grausamer Mensch gegen alle diejenigen, welche vor allem Erbarmen verdienen, nämlich gegen die Guten und die Gerechten. Schafft man die Todesstrafe ab, was hat man dann getan? Den Mördern ihr Leben garantiert. Diese haben aber nichts zu fürchten von anderen Menschen, die keine Mörder sind, und auch nichts vom Henker. So sind nur die ehrlichen Leute in Lebensgefahr." —

„Die Obrigkeit hat das Schwert," sagt der Apostel. Und Schwerter hat man nicht zum Federnspitzen, um dann damit Begnadigungen zu unterschreiben.

Die ebenso gefährliche, als unsinnige Humanität gegen Verbrecher kommt mit auch von jener materialistischen Anthropologie, wonach die Leidenschaften des Menschen nur Naturtriebe und die Verbrechen nur Krankheiten sind. Es mag ein groß Stück davon wahr sein, daß der Verbrecher geboren wird, aber ein Mörder gehört eben gründlich unschädlich gemacht, was immer auch der Beweggrund seiner Missetat sein mag.

Mit allzugroßer Humanität kommen wir zur Erfüllung jener Worte Goethes: „Ich glaube auch, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

Es wird dann keine Gefängnisse mehr geben für Verbrecher, sondern nur Spitäler und Irrenhäuser; die Nichtverbrecher aber werden bald nicht mehr Geld genug haben, solche zu bauen.

Die ganze Entwicklung solcher Zustände zeichnet am besten Byron, der, frei übersetzt, einmal schreibt:

Das ist der Weltgeschicht' allein'ge Lehre,
Ist aller Zeiten warnend Einerlei:
Freiheit, Ruhm, Humanität, dann — schwere
Verderbnis, Reichtum, Laster, Barbarei. —

Im Weiterschreiten wollte ich mir eben noch einige weitere Gedanken machen über zu viel und zu wenig Freiheit und deren Folgen, als ein Zweispänner daherfuhr mit guten Bekannten. Es war der junge Rechtsanwalt K. Fehrenbach von Freiburg mit Gattin und Kind, einem Mädchen. Fehrenbach, den ich erst kennen lernte seitdem ich in Freiburg bin, singt zu Gottes Ehre beim Martinschor und kommt am Sonntag nach dem Gottesdienst regelmäßig zum Pfarrer, um mit demselben einen kleinen Spaziergang zu machen. Er ist ein frischer, heiterer, geistvoller Mann und hat meine ganze Sympathie.

Natürlich lud er mich heute ein mitzufahren und einen Kurort aufzusuchen, sei es Saig oder Steinabad. Mir konnte es gleich sein; denn Waldesluft gab's ja überall auf dem Schwarzwald. Beide Orte waren mir ohnedies unbekannt, und der Reiz der Neuheit gab die weitere Entscheidung.

Aber zur Bedingung machte ich, daß ich die Hälfte des Wagens bezahle, denn im Armenweg wollte ich nicht auf dem Schwarzwald reisen.

So geschehen am 16. Juli 1885.

Lange vor Mittag hatten wir das Wirtshaus zum Sternen erreicht, den hintersten Punkt im Höllentale. Von da an erhebt sich die Straße in schönen Windungen der Hochebene des Schwarzwaldes zu. Wir ließen nach kurzer Rast im Gasthaus den Wagen vorfahren und gingen zu Fuß durch die Ravennaschlucht mit ihrem schönen Wasserfall der Höhe zu. Mich beschäftigte der Name Ravenna. Ich dachte an Italien, bis mir einfiel, daß die Kelten, die Ahnherren der Römer, mit Vorliebe ihren Flüssen und Flüßchen Namen gaben, die uns heute lateinisch klingen. Die Dreisam hieß Tragisa, der heutige Höllenbach Rota und das kleine Schlucht-

bächlein Ravenna. Eben bauen Italiener einen prächtigen Viadukt für die Eisenbahn über den untern Teil der Schlucht hin, und mich soll's nicht wundern, wenn nach hundert Jahren ein Etymologe des dritten Jahrtausends das Wort Ravenna dahin erklärt: „Es hätten Italiener aus der Gegend von Ravenna einst hier Eisenbahnen gebaut und in diesem Tälchen gehaust." Richtig hatten sie heute drinnen in der Schlucht ihren Feuerherd, und einer kochte eben eine Polenta. Aber auf meine Frage: „Donde siete?" (Woher seid Ihr?) lautete seine Antwort: „Trentino." (Aus dem Trientinischen.) Also nichts von Ravenna!

Oben bei dem Kreuz noch einen Blick ins morgenduftige Waldtal der Hölle, dann geht's weiter auf der kahlen, baumlosen Hochebene. Bald kommen wir auf einsamer Höhe zum Bären-Wirtshaus, und in mir erwachte eine alte Erinnerung. Vor zwanzig Jahren, anno 1865, wanderte ich von Bonndorf und St. Blasien herauf, am Titisee vorüber, diesem Wirtshause zu, um Mittagsrast zu halten. Ein Büblein und ein Mägdlein gingen neben mir des Wegs, sie kamen aus der Schule, von Neustadt her. Das Mägdlein gehörte dem Wirte, das Büblein war Hirtenbub im Hause. Sie erfreuten mich beide durch ihre kindlich einfältigen Fragen und Antworten. Das Mädchen leistete mir noch Gesellschaft bei Tische. Heute erkundigte ich mich nach beiden. Das Mädchen war indes Hausfrau und Hausmutter geworden, und das Büblein dient längst als Knecht auf einsamen Waldhöfen. So schnell wächst und vergeht der Mensch.

Der Titisee, der einzige Rest eines urweltlichen Seebeckens, das einst alle umliegenden Täler unter Wasser hielt, hat immer noch seine Romantik in dem dunkeln Gewässer, dem gewaltigen Feldberg als Hintergrund und den schwarzgrünen Tannen als Umrahmung; aber was mich heute störte, das war das moderne Kurhaus in seinem Vordergrunde. Das hat ein Stück der alten Poesie genommen. Es paßt in diese Gegend wie eine Faust auf ein Auge. Wo überall

die Natur redet, still, harmonisch, einsam, da stimmt kein neumodisches Gebäude. In einer Stadt fällt das nicht auf; aber ein solches Hotel allein im Wald oder auf der Heide sieht schrecklich unnatürlich aus.

Oberhalb des Sees verließen Freund Konstantin und ich den Wagen, um den nächsten Weg über Berg und Wald nach dem hochgelegenen Dorfe Saig zu suchen, während die „Damen" den Umweg dahin auf der Landstraße weiterfuhren. Eine Stunde später trafen wir in dem waldlosen, luftig und hoch gelegenen Dörfchen wieder zusammen, wo im „Ochsen" die Luftkuristen an wohlbesetzter Tafel ihre Hauptkur einnahmen.

War das ein Lärmen und Rauschen der Messer und Gabeln und aller süd- und norddeutschen Mundarten durcheinander, daß ich, ein Freund der Einsamkeit, mich gerne zurückzog in das benachbarte Haus des Pfarrers Heinzelmann von Saig, eines freundlichen, kräftigen Herrn aus Hörschwag im Reichsland Sigmaringen.

Die Wohnung des Pfarrers ist ein großes, hölzernes Blockhaus, von einem Schwarzwälder Bauernhause nur zu unterscheiden durch die etwas bessere Ausstattung in den Zimmern. Aber aus den kleinen Luken, Fenster genannt, genießt der Pastor eine Aussicht weithin über Berge, Täler und Wälder, die, mich wenigstens, das alte Holzhaus und dessen nackte Dachbalken vergessen ließen.

Ebenso einfach ist die kleine Kirche des kleinen Dorfes; weiß getüncht, aber mit reich vergoldeten und überverzierten Altären, wie die Bauern es lieben. Der Pfarrer zeigte mir zwei neuere Bildwerke als besonders künstlerisch ausgeführt. Ich merkte aber, daß der gute Herr in seinen Ansprüchen an die Kunst ebenso bescheiden war, wie in denen an sein Haus. Den Bauern aber mochten die beiden „Helgen" zweifelsohne gefallen, und das ist ja in dem Falle die Hauptsache.

Ich sprach mit meinem Amtsbruder über das Idyll

eines Landpfarrers, das ich ja aus vieljähriger Erfahrung auch kenne. Allein der praktische Schwabe, weniger gefühlsduselig als unsereiner, wollte nichts von der Poesie, auf dem Schwarzwald zu leben, wissen und würde seinen hohen Posten gerne mit einem solchen in der Niederung vertauschen.

Der kleine Kurort, der nur den einen großen Fehler hat, daß er zu weit ab vom Walde liegt, war ganz überfüllt. Selbst der Pfarrer beherbergte einen Professor aus Heidelberg. So kam es, daß meine seitherige Reisebegleitung, von der die Dame gerne hier geblieben wäre, beschloß, mit mir vier Stunden weiter nach Süden in den Wald hineinzuziehen, ins Steinabad.

Ich zog bis Lenzkirch abermals den Fußweg vor und stieg dabei den Berg hinab. Es begegneten mir, im Aufstieg begriffen, zwei benachbarte Pfarrherren, die ihrem höchstgelegenen Nachbarn einen Besuch abstatten wollten. Im Winter, wo ganze Untiefen von Schnee sie trennen, können diese Waldpastoren einander nicht sehen; sie benützen darum mit Recht die kurze Sommerszeit, um sich guten Tag zu sagen und bei einem Glase Bier ihre Erlebnisse auszutauschen.

Daß bald in jedem Dörfchen des Waldes jeden Sommer einige Kurgäste eintreffen, bildet für die vereinsamten geistlichen Herren eine angenehme Abwechselung. Sie kommen doch wieder mit mehr oder weniger gebildeten Leuten zusammen, und mancher Schwarzwaldpfarrer ist bei den Fremden eine sehr beliebte Persönlichkeit geworden.

Lenzkirch, tief unten in einer Mulde unterhalb Saig, ist seit mehr als hundert Jahren einer der Hauptsitze des Schwarzwälder Gewerbes, vorab in Strohhut- und Uhrenmacherei. Der stattliche Marktflecken, einst Sitz der Dynasten von Urach, deren Schloßruine oberhalb des Ortes aus Tannen hervorschaut, gleicht heute einem saubern, kleinen Fabrikorte, wie man sie in der Schweiz so häufig sieht. Aus den schmucken Holzhäusern schaut bisweilen eine Villa ganz modernen Styles hervor und wundert sich selbst, wie sie eigent-

lich hierher gekommen. Sie paßt in das Land so wenig als das Kurhaus am Titisee.

Vor seinem Hause begrüßte ich einen der Gewerbsfürsten des Orts, einen ehemaligen parlamentarischen Kollegen, den Kommerzienrat Tritscheller, das Haupt der großen Uhrenfabrik hier, einen energischen, kenntnisreichen Mann. Er lud mich freundlich ein, in sein Haus zu treten und die weiter unten gelegene Fabrik zu besichtigen. Beides mußte ich mir versagen, denn es ging schon dem Abend zu und es war noch ziemlich weit hinab ins Tal der Steina.

Daß die alten Deutschen schon euphemistisch zu reden wußten, wie die Griechen, das beweist der Name Lenzkirch. Denn einen „Lenz" gibt es in der Gegend nicht, sondern nur zwei Monate Sommer und zehn Monate Winter. Man findet auf dem Schwarzwald derartige Euphemismen (Wohlreden) häufig, z. B. Blumberg, Blumenfeld, Sommerau. Wenn man die Bewohner der Sommerau, der eisigen Hochebene oberhalb Triberg, fragt, wie sie denn zu dem Namen gekommen seien, so bekommt man die Antwort: „Bei uns ischts im Winter kalt und im Sommer au (auch)." —

Die Gegend zwischen Lenzkirch und Bonndorf gehört zu den langweiligen Teilen des Schwarzwaldes; es ist kahles Hügelland, das aber weite Fernsichten gestattet und zahlreiche luftig gelegene Schwarzwalddörfer auf den Höhen des Wutachtales sehen läßt.

Der Mond beschien schon das hochgelegene Städtchen Bonndorf, als wir bei seinem Eingange rechts abbogen und in das unmittelbar zu seinen Füßen gelegene Steinatal einlenkten. Sofort beginnt steilabfallend die herrliche Waldgegend. Das „Auge der Nacht" leuchtete so wunderbar schön in die Tannen und Fichten, daß ich, der ich am liebsten allein bin auf Reisen, meine Begleitung vorausfahren ließ und den Weg bis zum Steinabad zu Fuß zurückzulegen beschloß. Mit jedem Schritte umfing mich dichterer Wald und tiefere Stille, dazu die silbernen Lichter des Mondes

in den Bäumen. Das war mir ein wahres Labsal, nachdem ich den ganzen Tag über nur kurze Zeit allein gewesen war.

Von unten herauf kamen Schritte, im nächtlichen Hellichte nahte ein Mann. Ich fragte ihn, wie weit es noch wäre zum Steinabad. Ehe er noch geantwortet, hatte ich, dicht an ihn herangetreten, ihn erkannt. Allerdings wußte ich, daß er in der Gegend lebe. Wenn ich heute jemand vorgestellt werde, kenne ich ihn morgen nicht mehr, während ich Leute, welche ich vor dreißig Jahren gekannt und seitdem nicht mehr gesehen, auf den ersten Blick wieder erkenne. Es war ein alter, lieber Rastatter Studienfreund, Ludwig Klehe, Bezirksarzt in Bonndorf.

Vor mehr denn zwanzig Jahren waren wir zum letzten Male beisammen gewesen in Karlsruhe, er in der medizinischen und ich in der philologischen Staatsprüfung. Wie viel war seitdem an uns vorübergegangen bis zu der Stunde, da wir im tiefsten Schwarzwald bei Mondschein wieder zusammentrafen!

Ich bin neugieriger als andere Leute, und so hieß ich ihn, der mich jetzt eine Strecke zurück begleitete, erzählen von seinen Kämpfen und Leiden. Er hatte die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht als Feldarzt und sich jetzt seit vielen Jahren auf dem Schwarzwald herumgeschlagen, über Berg und Tal und Wald, bei Tag und Nacht praktiziert und mühsam viel Geld errungen, dabei schwere Familienleiden durchgemacht, viele, die im Leben ihm lieb waren, durch den Tod verloren, Frau, Kinder, Vater, Mutter, Bruder. Vorüber war jene Zeit, in der wir in Rastatt gesungen hatten:

Des Weltalls Kummer und Sorgen,
Sie gingen an ihnen vorbei.

Freund Ludwig war Pessimist geworden wie ich selber. Wir sprachen uns in den folgenden Tagen, wo ich ihn auch einmal in Bonndorf aufsuchte, noch des öftern, und manche

Erinnerung an längst vergangene Zeiten wurde geweckt und mit stillem Heimweh besprochen.[1]

Als ich in dem einsamen Gasthaus zum Steinabad ankam, war mein Quartier schon bestellt und ich hatte auf die lange Fahrt und die gute Luft hin eine gute Nacht.

2.

Ich kenne den badischen Schwarzwald in allen seinen Teilen und war schon fast überall. Nur die Strecke südlich von Bonndorf, mit den kleinen Tälern der Steina, Schlücht und Metma, war mir bis jetzt gänzlich unbekannt, und ich stehe keinen Augenblick an, sie in allererster Linie zu den schönsten Gegenden des ganzen Waldes zu zählen. Ja, ich kenne kein Waldtal von so lieblicher, reizender Gestaltung, wie das der Steina. Rechts und links von dem zwischen Matten und der Landstraße in engem Tal forteilenden Bache erheben sich die wunderbarsten Wälder von Fichten und Weißtannen. Ich habe in meinem Leben nie so viele herrliche Tannenbäume, die weiß bemoosten, gewaltigen Äste wie Greisenhaar herabhängend, gesehen, als auf den Höhen an der Steina.

Ein alter Oberförster von Bonndorf, Ganter hieß der edle Mann, hatte noch ein Herz für seine Bäume und rechnete nicht, wie viel Meter Holz zu verkaufen wären, wenn die stolzen Riesen zu Boden lägen: er pflegte sie wie seine Lieblinge. Sein Wald war sein Stolz fast ein halbes Jahrhundert hindurch. Die herrlichsten Wege, wie man sie in der Nähe von Weltkurorten nicht schöner findet, ziehen sich überall durch diese wunderbaren Forste. Mehr als zwanzigmal hab' ich den Mann gesegnet ob seiner Liebe zu seinen Waldriesen, deren jeder für sich wie ein Wunderwerk von Gottes Hand dastand, und die in ihrer Gesamtheit einen überwältigend dichterischen Reiz auf mich ausübten.

[1] Klehe lebt heute, 1911, noch als Medizinalrat in Bruchsal.

Vor zehn Jahren noch lag ganz einsam im oberen Steinatal eine Mühle, die zwar heute noch klappert, aber jetzt neben einem Kurhause, das der Müller Vogt mit der Zunahme seiner Gäste immer höher gebaut hat. Touristen machten ihn aufmerksam, daß er auf goldenem Boden wohne, in einem Waldparadiese; er hat sich's nicht zweimal sagen lassen, der kluge Schwarzwälder. Mit Mühe hatten wir noch Platz gefunden, ich in einem Dachstübchen; und es war fortan alles besetzt bis oben hinauf während der vierzehn Tage, die ich da weilte. Von Hamburg bis München waren Leute da.

Mir ist die Einsamkeit eine „Goldgrube", wie Schopenhauer sagt, und diese Goldgrube wäre mir in den wunderbaren Wäldern des Steinabades eine diamantene geworden, wenn mir die sogenannte Gesellschaft nicht so viel verdorben hätte. Es waren die liebenswürdigsten Menschen da, Herren und Damen jeden Alters, aber gerade diese liebenswürdige Gesellschaft war mir um so schädlicher.

Ich bin seit vielen Jahren einsames Landleben gewohnt gewesen, komme heute noch nie in das, was man „Gesellschaft" nennt, und habe auch gar kein Verlangen darnach; im Gegenteil, ich fürchte mich davor. Komm' ich aber einmal dazu, so geht es mir wie einem, der lange nichts mehr getrunken hat und nun plötzlich an eine volle Quelle gerät; er kann nicht genug trinken. Es ist dann, als wollte meine Seele wieder einmal an Gesellschaft sich satt trinken, und so redete, sang, disputierte, räsonierte ich im Steinabad und „machte mit" wie ein Junger.

Alles, was ich körperlich und geistig gewonnen hatte, wenn ich am Morgen und Nachmittage allein durch die Wälder gestreift war, ging bei der „Table d'hôte" und am Abend „beim Bier" wieder verloren. Und wenn es unsere Kultur nicht so weit bringt, daß in jedem Luftkurorte neben den unruhigen Hotels auf den Höhen Einzelhäuschen in geziemender Entfernung gebaut werden, so glaube ich kaum,

daß ich in meinem Leben noch einmal „Luftkur" machen werde. Ja, ich suchte dem Wirtshaus- und Kurleben jetzt schon zu entgehen.

Ein Studienfreund, der Pfarrer des westwärts vom Steinabad gelegenen Dorfes Grafenhausen, hatte mir in Freiburg, wo er kürzlich mich besucht, eine stille Wohnung angetragen. Ambros Müller von Untergrombach bei Bruchsal[1] heißt der Pfarrherr, wohnte mit mir einst in den „roten Häusern" zu Rastatt als der Sorgenlosesten und Heitersten einer, trotzdem Geld das wenigste war, was er besaß. Am zweiten Morgen schon machte ich mich mit Freund Konstantin auf, den Ambros zu besuchen und womöglich bei ihm Quartier zu nehmen.

Ein herrlicher Waldweg führt über eine Hochebene zu dem einstigen längst zum Dorf herabgesunkenen Städtchen Grafenhausen, das die Mönche des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen 1346 um 300 Mark Silber von den Grafen von Nellenburg gekauft haben. Das Pfarrhaus ist eine wahre Propstei, und Freund Ambros thront auf dieser Höhe, wie der Gutsherr in seinem Schlosse; allein das Dorf lag mir viel zu weit ab vom Walde, und so wurde nichts aus diesem Plane.

Im Dorfwirtshaus, in einem sonnigen Nebenzimmer, machten wir Mittag und der Pfarrer leistete uns Gesellschaft. Im Zimmer stand ein Klavier. Der Ambros ist ein trefflicher Sänger und der Konstantin ein ebenso trefflicher Klavierspieler. Drum wurde unter seiner Begleitung von uns zwei Rastattern gesungen, als wären wir dreißig Jahre jünger und säßen in der „blauen Katze" am Murgdamm.

Spät am Abend zogen Konstantin und ich singend durch den prächtigen Wald dem Steinabad zu.

Einige Tage später, der Rechtsmann war für kurze Zeit

---

[1] Er starb 1898 als Pfarrer in Minseln im Rheintal, nachdem er fast 20 Jahre Pfarrer in Grafenhausen gewesen.

zu einer gerichtlichen Verhandlung nach Freiburg abgereist, besuchte ich um des herrlichen Waldes willen den Ambros nochmals und schwelgte mit ihm in Rastatter Erinnerungen.

Es ist mehr denn ein Vierteljahrhundert verflossen seit unsern Rastatter Tagen und Bruder Ambros ist heute noch Student, heiter, froh und sorgenlos, auch wenn die Welt in Trümmern geht.

Am öden Bruhrein geboren, hat er Liebe zum Schwarzwald gefaßt und war, ehe er hieherkam, ein Jahrzehnt im nordöstlichen Schwarzwald Pfarrer in Rohrbach, dem Stammort meines mütterlichen Großvaters, des Wälder-Xaveri, gewesen und sitzt jetzt schon wieder über zehn Jahre hier am Rand der herrlichsten Wälder, durch die er jede Woche ein und das andere Mal nach dem Amtsstädtchen Bonndorf wandert, um Gesellschaft und Unterhaltung zu suchen. Er „schneidet dabei gerne auf", glaubt aber stets selbst, was er sagt, und begeht so keine Sünde.

Auf seinem Stehpult liegen Werke der Klassiker und Geschichtsbücher und geben Zeugnis, daß der Brosi in freien Stunden auch der Wissenschaft huldigt. Drum gilt ihm das Wort Scheffels:

Nicht rasten und nicht rosten,
Weisheit und Schönheit kosten,
Durst löschen, wenn er brennt,
Die Sorgen versingen mit Scherzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student. —

Ich beneidete den alten Freund um seinen Optimismus und um sein Studententum.

Was für ein guter Mann der Ambros aber sonst noch ist, zeigt der Umstand, daß er, wo immer er funktionierte, mit Vorliebe talentierten Knaben Unterricht gab. Ich halte Geistliche, die so was tun, unbeschaut für die besten ihrer Art und würde sie, wenn ich könnte, alle zu Monsignori mit

dem Titel päpstliche Geheimkämmerer ernennen. Sie dürften in Violett ausrücken und Kreuz und Ring tragen.

Der Brosi begleitete mich auf dem Rückweg noch eine Strecke weit, aber in anderer Richtung, als in der ich gekommen war. Auf einer einsamen Waldhöhe zeigte er mir die kleine St. Annakapelle, die ihm schon öfters merkwürdige Dienste geleistet hat.

Wenn der Pfarrer von Grafenhausen zur Sommerszeit in Bonndorf gewesen ist und spät heimkehrt, überfällt ihn bisweilen ein nächtliches Gewitter. Da sucht er dann Schutz in der Tag und Nacht unverschlossenen Waldkapelle.

Ist das nicht auch ein Stück Poesie: ein heimkehrender Waldpfarrer um Mitternacht in einsamer, finsterer Kapelle sitzend, während draußen die Tannen ächzen im Gewittersturm, die Blitze zucken, die Donner rollen und die Winde heulen! —

Auf einer Wiese in einem reizenden Waldtälchen trafen wir im Abstieg den Klausenmüller von der Metma, einst der Reichsten einer in der Umgegend, als — Maulwurfsfänger. Ich betrachtete den Mann mit Teilnahme ob seines Geschicks, aber auch mit Hochachtung, daß er es nicht verschmäht, sein Leben als Maulwurfsfänger zu fristen. —

Einige Tage später suchte mich der gute Ambros nochmals im Steinabad auf, und von da an haben wir uns im Leben nimmer gesehen. —

Wenn man das Steinatal in östlicher Richtung verläßt, wird die Gegend nach kurzem Aufstieg sofort kahler. Große, wellenförmige Hügel, welche sich fortsetzen bis an den Schienerberg, der die Westspitze des Bodenseebeckens abschließt, geben dem Lande weithin den Charakter „der Baar", jenes Hochlandes zwischen den Quellen der Donau und dem Bodenseegebiet. Statt der vielen Wälder zeigen sich den Blicken weithin sichelreife Getreidefelder. Gleich hinter dem ersten großen Hügel liegt in einer Mulde das Dörfchen Wellendingen, der Geburtsort meines Freundes und Begleiters. Wir

kamen öfters dahin während der vierzehn Tage und ich hielt in der Dorfkirche auch meinen Gottesdienst ab.

Einmal begleitete ich den Freund auch zu dem „alten Mareile", der Kindsfrau im Hause seines Vaters, des einstigen Schullehrers von Wellendingen. Sie wohnt in einer kleinen Hütte am Eingang des Dorfes. Nirgends ein lebend Wesen ringsum, alles draußen im Felde am schönsten Sommertag. Einige Blumenstöcke verklären das alte Häuschen, dessen Türen angelweit aufstanden. In einsamem Kämmerlein finden wir das fünfundachtzigjährige Mareile im Bette liegend, den Rosenkranz in den Händen und — blind. An der Stimme erkannte sie „ihren Konstantin" und hatte eine „mächtige Freude", welche den tiefen Seelenfrieden im Gesichte des alten Mütterleins in einem wahren Glorienschein leuchten ließ. Sie sieht nur noch, „wenn's blitzt, den Strahl" und im hellen Sonnenschein etwas von ihren Fingern, sonst nichts mehr auf Erden. Aber sie ist „wohl zufrieden". Hat auch „keine lange Zeit" und betet den ganzen Tag, wenn die andern im Felde sind, den Rosenkranz.

Mir traten die hellen Tränen ins Auge, da ich dieses glückliche, elende Weiblein sah und hörte. Wahrhaftig, so sagte ich mir, es gibt doch noch einen Optimismus, der vernünftiger ist als der Pessimismus — den Optimismus der Heiligen! Dieses Mareile, sagte ich mir weiter, hat mehr Seelengröße, als ein ganzes Kurhotel voll Sommerfrischler und ist eine Blume in Gottes Seelengarten, weit herrlicher strahlend als die Junisonne vor seinem Häuschen! Ich werde zeitlebens dieses glückselige Mütterchen nicht vergessen und auch den Eindruck nicht, den es auf mich gemacht hat. —

In ganz anderer Art hat mich zwei Tage später ein Mann auf höchster Höhe des Schwarzwaldes begeistert.

Ich bekam den Besuch zweier Freunde, die, wie alljährlich, in Hagnau am Bodensee den Sommer verbrachten, und den See auf zwei Tage verließen, um meiner Einladung ins Steinabad und auf den Schwarzwald zu folgen. Es

waren die beiden Maler Zimmermann, Vater und Sohn. Der Vater, Hofmaler, ist ein geborener Hagnauer, und während meiner Pfarrzeit in Hagnau wurde ich mit der Familie bekannt. Sein älterer Sohn Ernst scheint den Vater noch an Kunstruhm übertreffen zu wollen.

Wir machten am Tage nach ihrer Ankunft im Steinabad einen Ausflug nach dem etwa fünf Stunden entfernten St. Blasien. Ich war schon zwanzig Jahre nicht mehr in dem einstigen deutschen Monte Cassino des Benediktinerordens gewesen. Es war im August 1865, als ich in den Sommerferien als Schulmeister von Waldshut heraufgestiegen kam nach dem höchst gelegenen Pfarrdorf des Schwarzwalds, nach Höchenschwand.

Pfarrer war damals mein Freund Benz, der spätere Stadtpfarrer in Karlsruhe. Vor drei Jahren war er von Mühlenbach bei Hasle als Pfarrer hierher gekommen und begrüßte mich freudig auf dieser Höhe, die von den Fenstern des Pfarrhauses alle Herrlichkeiten der Schweiz in Panorama zeigt.

Am Abend führte er mich in seine tägliche Zegogesellschaft, hinab nach St. Blasien, eine Stunde steil bergab und mehr als eine ebenso bergauf.

Ich war damals noch ein Zwanziger und Benz gerade vierzig Jahre alt, aber als wir zwischen 10 und 12 Uhr des Nachts von St. Blasien heraufstiegen, sprach ich ihm meine Bewunderung darüber aus, daß er imstande sei, diesen Weg mutterseelenallein fast jede Nacht zu machen. Das, so meinte er, sei ihm ein Vergnügen und gesund.

Auf dem gleichen Weg, den wir heute herfuhren, zog ich anno 1865 am andern Tage weiter; es ist der Weg über Rothaus und Schluchsee.

Wer diesen Weg nie gemacht, kennt ein herrliches Stück Schwarzwald nicht, und wer St. Blasien nicht gesehen, war in Rom, ohne den Papst gesehen zu haben.

Schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts lebten in der

tiefen Waldschlucht am Albflüßchen einige mönchische Brüder um ein hölzernes Kirchlein. Sie waren von der Insel Reichenau gekommen, wie denn die alten Klöster gerne auswärts „Zellen" errichteten, um Religion und Kultur weiterzutragen. Ein adeliger Herr im Albgau, Sigemar, schenkte dem Reichenauer Stift den Ort, an dem die Brüder sich niedergelassen hatten.

Zu ihnen in ihre Waldeinsamkeit flüchteten sich im folgenden Jahrhundert bei den Einfällen der Ungarn die Mönche des nicht so fernen Klosters Rheinau und führten mit sich die kostbaren Reliquien des heiligen Blasius, die ihnen ein britischer Pilger namens Fintan von Rom gebracht hatte.

Als die Rheinauer Mönche wieder in ihr Kloster zurückkehren konnten, schenkten sie den Gastfreunden im Schwarzwald einen Arm des hl. Blasius.

In der Mitte des 10. Jahrhunderts bekamen die Mönche an der Alb einen tapferen Ritter als Gefährten, den Freund Kaiser Ottos des Großen, Reginbert von Seldenbüren (bei Zürich). Er vermachte seinen eigenen Besitz dem Klösterlein und vermochte den Kaiser, demselben die ganze Umgegend von Reichs wegen zu schenken, eine Schenkung, die sein Sohn Otto II. 983 bestätigte.

Reginbert, der schon vorher, 964, gestorben war, hatte ein rechtes Gotteshaus aus der Zelle gemacht und St. Blasien getauft.

Die Mönche machten sich bald von dem Mutterkloster Reichenau los und wählten im folgenden Jahrhundert den ersten Abt Beringer, der die erste Klosterschule anlegte und damit den Grund zu den später weithin berühmten wissenschaftlichen Leistungen der Mönche von St. Blasien.

Frühzeitig kamen außer von kaiserlicher Seite auch reiche Schenkungen vom hohen und niedern Adel. Selbst die bekannte Freundin Papst Gregors VII., die Markgräfin Mathilde von Toskana, schenkte 1093 den Mönchen von

St. Blasien zum Trost ihrer Seele ein Rebgut zu Deidesheim im Speiergau.

Aber auch als Brüder traten viele adelige Herren ein in der Zelle des hl. Blasius und verrichteten die gemeinsten Dienste als Küchenjungen, Ofenheizer, Viehhirten usw.

Die benachbarten Grafen von Rheinfelden hatten in St. Blasien ihre Familiengruft. So ruhte dort auch die Gemahlin des deutschen Königs Rudolf von Rheinfelden, den man gegen Heinrich IV. gewählt hatte. Sie war zuvor mit einem Herzog von Savoyen vermählt gewesen und eine besondere Gönnerin des Klosters geworden.

In St. Blasien suchte 1092 in den Kämpfen jener Zeit auch der Bischof Gebhard von Konstanz, der Bruder des Herzogs von Zähringen, mit seinem gelehrten Freunde Berthold Zuflucht. Dieser übernahm die Leitung der Klosterschule und setzte die Weltchronik Hermanns, des Lahmen von der Reichenau, fort.

Die Kreuzfahrer haben bekanntlich aus dem Orient den Aussatz eingeschleppt, der selbst den Weg nach St. Blasien fand. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts starben nacheinander drei Äbte an dieser schrecklichen Krankheit. Zu Anfang des Jahrhunderts zog der Abt Günther von Andlau, vom Papst zum Erzbischof von Lyon bestimmt, die Abtei St. Blasien dem Bistum vor.

Das Kloster bereicherte sich im folgenden Jahrhundert mehr und mehr und kaufte mit dem großen Ertrag seiner Silberbergwerke im Todtnauer Tal neue Besitzungen unter dem Abt Ulrich von Feldkirch, der in den Kämpfen zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich auf Seite des letzteren trat und dafür den Wallfahrtsort Todtmoos und anderes geschenkt erhielt.

Aber unter diesem Ulrich wurden im gleichen Jahre, da Friedrich der Schöne bei Mühlberg geschlagen worden, 1322, Kloster und Kirche in St. Blasien ein Raub der Flammen. Selbst die kostbare Sammlung alter Handschriften auf

Birkenrinde ging verloren. Die Mönche mußten teilweise auswandern aus Mangel an Raum.

Der Abt machte sich sofort an den Wiederaufbau, aber es fehlte an Mitteln, und erst nach zwölf Jahren konnten die wichtigsten Gebäude unter Dach gebracht werden. Und erst Ulrichs Nachfolger, Abt Peter, der auch wieder eine Bibliothek schuf, ein Edler Thaingen, vollendete die Bauten.

Abt Ulrich, der 1334 starb, verfiel noch dem Bann des Gegenpapstes Nikolaus, weil er geistliche Abenteurer, die in Rom, in damals üblicher Art, die Anwartschaft auf Pfarreien des Klosters erkauft hatten, nicht in seinem Gebiet zuließ.

Ulrichs zweiter Nachfolger, Heinrich von Eschenz, und das ganze Stift wurden wieder gebannt, weil sie bei dem großen Schisma einen von dem Gegenpapst Urban dem Kloster aufgedrängten Abt Konrad Goldast, Abt von Stein am Rhein, zurückgewiesen hatten.

Die Mönche wählten 1391 nach dem Tod Heinrichs den Johann Kreutz von Todtnau, der des Stifts Ruhm und Wohlstand wieder hob und den Bannstrahl, der noch auf dem Kloster lag, durch Papst Benedikt IX. aufheben ließ.

Sein Nachfolger Johann II. Duttlinger von Schaffhausen erwarb 1418 beim Konzil in Konstanz von Papst Martin V. und Kaiser Sigismund eine Bestätigung der Klosterprivilegien, und auf dem Konzil in Basel hielt der ihm nachfolgende Abt Nikolaus Stocker, gebürtig von Kenzingen, als Gesandter Kaiser Friedrichs III. eine bedeutende Rede und beherbergte im St. Blasianischen Klosterhof zu Basel den bekannten Humanisten Aeneas Sylvius, den späteren Papst Pius II.

Alle diese Äbte, besonders aber auch der zweite Nachfolger des Nikolaus, Christof von Greut, vermehrten durch Käufe das Klostergebiet.

Zwischenhinein kam, wie überall, auch ein Übelhauser zur Abtei. So 1412—1491 ein Eberhard von Reischach, welcher einige Zeit Karthäuser in Freiburg gewesen war.

Er führte mit dem benachbarten Adel ein üppiges Hofleben und machte Schulden.

Im Bauernaufstand von 1525 war Abt ein Johann Spielmann aus Betmaringen. Am 1. Mai des genannten Jahres fielen die Bauern der Grafschaft Hauenstein und der benachbarten Grafschaften Fürstenberg und Stühlingen über das Kloster her und plünderten, aßen, tranken und raubten eine ganze Woche lang. Der Abt und die Mönche waren nach Basel geflohen.

Weil nachher der Anführer Konrad Uehlin von Niederwihl aufgehängt worden war, sprengten die Bauern das Kloster in die Luft und es verbrannte abermals.

Abt Spielmann starb 1532 im Exil auf einer Klosterbesitzung in der Schweiz.

Sein Nachfolger Gallus Haas von Möhringen stellte die Klostergebäude wieder her. Er und die nach ihm im 16. Jahrhundert den Abtsstab führten: Kaspar I. Müller von Schönau und sein Freund und Nachfolger Kaspar II. Thoma von Mühlheim an der Donau waren ganz hervorragende Männer, die alles taten, ihrem Stift wieder den alten Glanz zu verschaffen.

Aber es kamen nach ihnen die traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges auch für St. Blasien. Doch auch in diesen Jahren ruhten in St. Blasien die Wissenschaften nicht. Unter dem Abt Martin I. Meister aus dem Randendorf Füzen, lehrten verschiedene St. Blasianer Konventualen an der von dem Bischof Markus Sittich neu errichteten Universität zu Salzburg.

Martin I. kaufte die Herrschaft Bonndorf von den Grafen von Lupfen, und Kaiser Ferdinand belehnte ihn 1629 mit der berühmten Abtei Lorch in Württemberg.

Dieser tüchtige Abt starb 1638 auf der Flucht vor der Pest in der Schweiz.

In diesem Jahrhundert war auch ein Kinzigtäler Abt des berühmten Stifts, Augustin Fink von Wolfach, sicher ein

Sohn des dortigen fürstenbergischen Obervogts. Er, ein stiller, friedliebender Mann, wurde gewählt 1691 und erlebte den spanischen Erbfolgekrieg, der ihn zweimal, 1703 und 1713, vor den Franzosen auf die Flucht trieb.

Auf ihn folgte abermals ein Kinzigtäler, Blasius III. Bender aus Gengenbach, ein ganz hervorragender Mann. Er war Erzkaplan der Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI. und Botschafter des kaiserlichen Hauses bei der Eidgenossenschaft. Auch für die Wissenschaften tat er viel und den später als Gelehrten berühmten P. Marquard Herrgott, einen Freiburger, sandte er zu seiner Ausbildung nach Frankreich.

Benders Nachfolger, Abt Franz II., ein geborener Schächtelin von Freiburg, wurde 1746 in den Reichsfürstenstand erhoben, aber die Herrlichkeit dauerte nicht allzulang.

Fürstabt Franz baute von 1728—47 das Kloster neu auf.

Sein dritter Nachfolger war der berühmte Martin Gerbert von Horb im heutigen Württemberg, als Landesherr, Gelehrter, Schriftsteller, Kunstfreund und Mensch unter seinen Zeitgenossen gleichmäßig hervorragend.

Er ist auch der Erbauer der prachtvollen Kirche, nachdem im Jahre 1768 ein Brand das alte Münster und die neuen Klostergebäude zerstört hatte.

Schon im 19. Jahrhundert — die Kirche wurde 1783 vollendet — wallten deutsche Künstler und Schriftsteller zu diesem Heiligtume im tiefsten Schwarzwald und gingen voll Bewunderung von dannen. Nikolai sagt in seinen „Reisen“: „Die Kirche ist gewiß eine der schönsten der Welt, und in Deutschland ist ihr keine zu vergleichen.“ Sie wurde von 1768—1783 nach den Plänen des berühmten französischen Baumeisters Michel Isnard mit ungeheuren Kosten erbaut.

Abt Gerbert starb 1793. Sein Nachfolger Mauritius Ribbele aus Luxemburg starb 1801, wenige Jahre vor der Aufhebung des Stifts. Die Mönche wählten nun als letzten

Reichsfürsten den bisherigen Professor der Diplomatik, Numismatik, Heraldik und Altertumskunde an der Universität Freiburg, Berthold Rottler aus dem Dorf Obereschach bei Villingen.

Er zog mit einem Teil der Mönche bei der 1807 erfolgten Aufhebung nach dem Kloster St. Paul in Kärnthen, das ihnen Kaiser Franz zur Verfügung gestellt hatte.

In St. Blasien wurde mit einem wahren Vandalismus gegen die Bauwerke des Klosters verfahren und sie und die wertvollsten Kunstgegenstände um ein Spottgeld verschleudert. Nur ein glücklicher Zufall rettete Kirche und Kuppel vor dem Untergang.

Wenn aber e i n Kloster es verdient hätte, von dem Gewaltakt der Säkularisation der Kirchengüter ausgenommen zu werden, so wäre es St. Blasien gewesen. Italien hat Monte Casino seiner Güter beraubt, aber Kloster und Mönche weiter existieren lassen, Baden St. Blasien nicht.

Der damalige Landesfürst Karl Friedrich von Baden, dem nach dem Preßburger Frieden 1805 St. Blasien zufiel, war nicht schuld, daß das altehrwürdige Stift und das Kloster St. Peter, eine Gründung der Zähringer, sterben mußten. Es war die Böswilligkeit seiner Ratgeber, die auch dieses Unrecht vollbrachte am 25. Juni des Jahres 1807.

Im Jahre 1874 legte ein Brand, welcher in der im ehemaligen, ebenfalls großartigen Klostergebäude errichteten Fabrik entstanden war, die herrliche Kuppel in Asche. Es ist lediglich dem Kunstsinne des jetzigen Großherzogs Friedrich von Baden zu verdanken, daß sie nach den alten, noch vorhandenen Plänen Isnards wiederhergestellt wurde und man heute den Bau in seiner alten Herrlichkeit wieder mit seiner vergoldeten Kuppel aus dem Grün der Tannen von weitem schon hervorschimmern sieht und sieht, wie wunderbar er harmoniert mit der waldigen Natur ringsum.

Was mir heute, nachdem ich zwanzig Jahre nicht mehr hier gewesen, besonders auffiel, ist, daß es seitdem ein Kur-

ort modernsten Styles geworden und von Kurgästen vornehmster Art und feinster Toiletten wimmelte. Ich habe in Ostende keinen so glänzend ausgestatteten Speisesaal, besetzt mit wenigstens zweihundert Gästen, gesehen, wie hier tief im Walde und abseits der großen Welt. Namentlich sah man eine Menge israelitischer Frauentypen von wunderbarer orientalischer Schönheit, so daß meine zwei Maler entzückt waren und über den „Studien" das Essen und Trinken vergaßen.

In dem Oberkellner, der einem kleinen Heere von Kellnern kommandierte, traf ich einen ehemaligen Schüler namens Fimninger[1] aus meinen lateinischen Schulmeistertagen zu Donaueschingen und unter den Gästen abermals einen alten Rastatter Studienfreund, August Buisson, den ich seit nahezu dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er war indes preußischer Hauptmann und Schriftsteller geworden und feierte unser Wiedersehen mit Champagner. Stammgast in St. Blasien, weil Schwager des Hotelbesitzers Hüglin, führte er uns dann in dem Badeorte umher und zeigte uns Altes und Neues. Ich mußte mir immer wieder sagen: „Wie würden die alten St. Blasier Benediktiner staunen, wenn sie ihre Einöde heute wiedersähen!" Um keinen Preis aber möchte ich Kurgast in einem so „vornehmen" Kurorte sein. Ich habe vorhin nach Kulturfortschritt an Kurorten geseufzt — hier wäre mir zu viel Kultur und zu viel Toilette. Man sieht vor dem Wald, den der Luxus der Menschen hier zur Parade stellt, den Schwarzwald nicht mehr.

Welche Veränderung der Zeiten und Menschen! Ehedem eine Stätte der Weltentsagung, der Kasteiung, des Gebets und des Studiums, ist St. Blasien heute ein Ort heiteren Lebensgenusses geworden, und wo einst Tausende von Mönchen fasteten, wird jetzt nach Herzenslust gegessen und getrunken.

[1] Er kaufte später ein Hotel in Urach in Württemberg und lebt heute als Rentner in Freiburg.

Noch im 14. Jahrhundert begann das Gebet der Mönche um Mitternacht und ihre tägliche Kost bestand aus Habermus, Gemüse, Brot und etwas Wein. Eierkuchen, Honig, Butter und Fische gehörten zu den Leckerbissen, und Fleisch bekamen nur die Kranken.

Ich gönne gewiß allen Kurgästen ihre Erholung in dieser Waldluft, aber den Benediktinern würde ich es noch mehr gönnen, wenn das uralte Stift noch existierte und ihr Chorgesang da ertönte, wo heute die Maschinen einer Fabrik rasseln. —

Beim herrlichsten Mondscheine fuhren wir am späten Abend über die Höhen, welche die Täler der Alb und der Steina trennen. Es war schon zehn Uhr abends, als wir bei der ärarischen, d. i. großherzoglichen badischen Brauerei „Rothaus" ankamen, einem alten St. Blasianischen Besitztum, das einsam auf der waldigen Höhe steht. Wir trafen noch Licht, die Pferde mußten restauriert werden, und wir tranken eins. Der Wirt, ein alter, bärtiger, wetterharter Mann, setzt sich zu uns und wir reden und politisieren mit ihm. Er erzählt von seinen politischen Jugendträumen, von seinem Schwärmen für die polnische Nation in den dreißiger Jahren. Jene Begeisterung hatte er in jenen Tagen in Freiburg geholt, sie heraufgetragen in die Waldeinsamkeit und hier nicht sterben lassen sein Glühen für Volk und Freiheit.

Wir hören ihm freudig zu, dem alten Johannes. Da holt er von der Wand eine Gitarre, ein Instrument, so alt wie er, und fängt an, Polenlieder aus seiner Jugendzeit zu singen und dem alten Kasten Töne zu entlocken, die, buchstäblich wahr, uns dreien die Tränen aus den Augen trieben vor Bewunderung. Wie verklärt saß der Alte da, er ward wieder jung. Die fünfzig Jahre, welche er seitdem durchlebt, schienen geschwunden, es sang ein Jüngling. Ich dachte an Uhlands „Alten" in „Sängers Fluch":

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.

Und wie in jener Ballade die Königin, „zerflossen in Wehmut und in Lust", den Sängern die Rose hinwarf, so ward unser Schwarzwaldbarde von Ernst Zimmermann, dem berühmten Sohne eines berühmten Vaters, beschenkt. Der junge Künstler hatte in St. Blasien eine feine Elfenbeinschnitzerei für seine Frau gekauft. Die nahm er, drängte sie dem Alten auf, weil er sonst nichts hatte, ihn zu beschenken. So gewaltig hatte ihn dessen wundervolles Spiel begeistert.

Die Frau und die Tochter des Johannes wurden ungehalten, weil des Vaters Begeisterung so hoch gestiegen war und meinten, er solle nicht so „närrisch" tun. Aber so sind die Wibervölker. Sie wissen nichts von dem Ideal der Freiheit und können es nicht begreifen, wie ein Mann fünfzig Jahre später auf einsamer Schwarzwaldhöhe noch schwärmen kann für die heilige Sache der Freiheit eines unterdrückten Volkes.

Für uns aber lag eine zauberhafte Poesie in der ganzen Szene. Die Uhr zeigte gen Mitternacht. Draußen glänzte des Vollmonds Licht einsam über dunklen Tannen weithin, und in der Stube sang ein alter Mensch seine Jugendlieder aus einem jungen Herzen und spielte dazu in Tönen, wie wir sie noch nie gehört[1].

Bei der Heimfahrt durch den Wald schlummerten meine Begleiter. Ich war von Johannes' Singen und Spielen zu aufgeregt und schaute zum Wagen hinaus in die mondhelle Nacht. Da erblickte ich mitten auf dem Weg ein gespensterhaftes Viergespann wie gebannt dastehen. Unser Kutscher fuhr direkt darauf los, ich rief ihm ein Halt zu und merkte jetzt erst, daß er ebenfalls eingeschlafen war. Mein Wachsein hatte ein Unglück verhütet, das Viergespann war ein leerer Holzwagen, auf der Heimkehr nach Schluchsee be-

[1] Er starb, der alte Polenfreund Johannes Grüninger, erst vor einigen Jahren hochbetagt. Und als ich im Sommer 1911 wieder einmal im Rothaus war, traf ich von seiner ganzen Familie niemanden mehr, wohl aber des alten Sängers Bild in der Wirtsstube.

griffen, und Fuhrmann nebst Pferden waren eingeschlafen. Der arme Knecht, seit nahezu vierundzwanzig Stunden samt seinen Tieren auf der Fahrt, konnte kaum zum Verstand gebracht werden, so tief hatte ihn der Schlaf übermannt. —

Am kommenden Morgen fuhren wir südlich, das Steinatal hinab, in das romantischste aller Schwarzwaldtäler, in das der Schlücht. Bei den „Roggenbacher Schlössern“, zweien im Bauernkriege zerstörten Burgen, die ungemein malerisch aus den Tannen hervorschauen, verlassen wir das Tal der Steina, um das Wassergebiet der Schlücht zu gewinnen. Die Gegend wird traurig und öde, als habe hier die Natur ausgeruht, bevor sie die großartige Kraftleistung des Schlüchttales begann, und um durch die Gegensätze den Eindruck des letzteren um so gewaltiger zu machen.

Die Strecke vom Dorfe Uehlingen bis zur Witznauer Mühle, etwa 7 Kilometer, bildet zweifellos die großartigste Naturleistung des ganzen Schwarzwaldes. Dieses Felstal, durch welches sich die Schlücht hindurchdrängt, sobald sie die aus waldschattigem Engtal hervorrauschende Metma aufgenommen hat, ist voll wahrer Erhabenheit und reizender Schönheit. Ungeheure Granitfelswände, bald wie Burgen bald wie Bergfesten gestaltet, rechts und links senkrecht emporstrebend, wunderbar dekoriert mit Laub- und Nadelholz, mit Moos, Flechten und Schlingpflanzen, die von oben bis an die braunen Wasser herabfallen, Wassertunnel und Felsgrotten — entwickeln vor uns eine Pracht, wie ich sie in der Art noch nie gesehen habe. Was mir den Genuß bedeutend erhöhte, war der glückliche Umstand, dieses großartige Naturspiel mit zwei Künstlern betrachten zu können, die noch mehr Verständnis dafür hatten als ich. —

In Uehlingen, wo ich bis heute noch nie war, machten wir bei der Rückfahrt in der Post Mittag, und da gedachte ich meines alten Freundes, des Rechtsanwalts Rudolf Probst in Stuttgart. Wie oft hat er mir erzählt, daß sein Vater des Müllers Sohn von Uehlingen gewesen sei und studiert habe.

Er wurde später österreichischer Obervogt in Biberach in Oberschwaben und der Stammvater hervorragender Söhne im Lande Württemberg. —

Den dritten Tag reisten die beiden Künstler an den Bodensee zurück, und da mein Rechtsfreund mit Weib und Kind das Steinabad, nach dem Wunsche der Gattin, mit dem höher gelegenen Dorfe Saig, wo es indes Platz gegeben, vertauscht hatte, war ich auf meinen Waldgängen solo. Ich habe, im dicksten Tannenwald wandelnd, manches Reh aufgescheucht und das Reh mich aus meinen Gedanken. Am liebsten weilte ich bei den herrlichen Tannenriesen hinter dem „Rohrhof", wo die Saatschule der Forstei sich befindet. Diese Saatschule mied ich aber ängstlich, sie lag mitten in einem gewaltigen Tannenwald und war aufgeputzt und aufgestutzt mit ihren kleinen Tannenkeimen, wie das Teppichbeet eines Hofgärtners. Mich ärgerte diese Spielerei inmitten einer großartigen Natur; sie zeigte, wie armselig und kleinlich der Mensch dekoriert der Natur gegenüber. Nur hier kam der große Oberförster Ganter mir klein vor.

Auch Johannes, den Sänger, traf ich nochmals, wie er eben aus dem Walde heimkehrte, wo er Gras gemäht hatte. Statt der Gitarre schmückte ihn die Sense, und wer ihn so gesehen, würde nie geglaubt haben, daß in dem alten Bauersmann ein Barde von überwältigender Kraft, ein Mann, getragen von Idealen, stecke. Wie er mir erst beim diesmaligen Zusammentreffen erzählte, ist er auch befreundet mit dem Pfarrer Ambrosius von Grafenhausen, der öfters hier das gute Bier besucht und mit dem Johannes singt. —

3.

Als vierzehn Tage um waren, rief mich ein Versprechen weg aus dem waldesduftigen Steinatal, und nur der Gedanke, noch nicht aus den Wäldern herauszukommen, versüßte mir die Trennung. Mein Vetter und Jugendfreund

Karl Franz, Kreuzwirt und Holzhändler in Hasle, befand sich auf seinen ausgedehnten Waldbesitzungen im Bregtal im nordöstlichen Schwarzwald. Seit Jahren hatte ich ihm versprochen, sie zu beschauen, und jetzt endlich sollte es dazu kommen. Neustadt war als der Ort unseres Zusammentreffens bestimmt. Dort sollte er mich vom Bregtal herüber abholen.

Schon mehr als zwanzig Jahre hatte ich dieses alte Städtchen auch nicht wieder gesehen. Damals zog ich im Frühjahr 1864, als Lehramtspraktikant nach Donaueschingen versetzt, von Freiburg aus über diesen Teil des Schwarzwaldes meinem ersten Posten zu. Ich suchte hier meinen einstigen Volksschulkameraden aus Haslach auf, den Sohn des Physikus Fähndrich, der als junger praktischer Arzt sich hier niedergelassen hatte. Heiter und glücklich sprach er mir über seine Praxis und Zukunft, und heute ist er schon viele Jahre unter den Toten. Der Tod machte gar bald allen seinen Lebenshoffnungen ein Ende.

Vetter Karl und ich hatten uns richtig verfehlt. Er hatte den ganzen Tag über im Postwirtshaus in Neustadt gewartet und war erst spät abends, an meinem Kommen verzweifelnd, wieder ins Bregtal hinübergefahren, wo ein Holzhändler aus Frankreich ihn erwartete. Kaum war er fort, so kam meine lange Gestalt von den Bergen herab. Ich hatte mich zu lange verweilt in Saig, wo ich den heitern Domkapitular Boulanger, meinen Spazierkamerad in Freiburg und den Freund Konstantin getroffen, und unterwegs zu lange aufgehalten auf der Höhe zwischen Saig und Neustadt, wo einer der zauberhaftesten Rundblicke mich fesselte. Zu meinen Füßen lag der Titisee mit seinen tiefdunkeln Wassern, und rings um ihn, auf der westlichen Seite bis zum König des Schwarzwaldes, zum Feldberg, in unzähligen Gestalten Berge, Hügel und Täler, in wechselnder Art von schwarzen Wäldern und Wäldchen geziert. Es war ein so naiv liebliches Bild, wie wir es auf den Landschaften alt-

deutscher Maler sehen, daß ich mich lange nicht davon trennen konnte.

Ein Schwarzwälderbüblein, der Hirtenbub des Ochsenwirts von Saig, trug mir meine leichte Reisetasche, sprang hurtig neben meinen großen Schritten her und erzählte mir, was ich von ihm wünschte. Er freute sich königlich, einmal ein „Trinkgeld" verdienen zu können, und ich fühlte lebhaft mit ihm, da ich an ähnliche Situationen in meiner Knabenzeit mich erinnerte. Weil ich an diese Zeit dachte, schenkte ich ihm weit mehr, als er je geahnt, ließ ihm in der „Post" zu Neustadt noch Essen und Trinken auftragen und begab mich ins Nebenzimmer. Ich hatte schon nicht mehr an den Kleinen gedacht, da trat er nochmals herein, barfüßig und sein elendes Strohhütlein in der Hand, nahm nochmals Abschied und sagte sein „Tausendmal vergelt's Gott!" so rührend glücklich, daß es mich aufs tiefste ergriff. Mit wie wenigem kann man ein Kind glücklich machen! Heiter und furchtlos ging er dann dem Walde zu, ich aber dachte: „Selig, ein Kind noch zu sein."

Als die Nacht hereinbrach, gab's ein reges Leben im Garten des Postwirtshauses. Der Neustadter Gesangverein wollte eine „venezianische Nacht" abhalten, ein Vergnügen, das auf dieser Waldhöhe den Menschen nur selten zuteil wird. Die bessern Leute des Städtchens waren alle versammelt, und trotzdem es mich um neun Uhr schon fror, als ich von meinem Schlafzimmer aus dem Gesang lauschte, sangen die muntern Schwarzwälder noch nach Mitternacht, allerdings nicht mehr vierstimmig, sondern in sehr gemischtem Chore.

Mir kam es vor, als ob die Neustädter in ihren Ansprüchen an Vergnügen so bescheiden seien, als das Hirtenbüblein von Saig in seinen Anforderungen an irdische Glückseligkeit, und das freute mich. —

Es hatte auch ein Gutes, daß Vetter Karl und ich uns verfehlt. In Saig hatte ich mit Freund Konstantin ausge-

macht, daß er mir andern Tags, ohne Gattin und Kind, nachkomme ins Bregtal. Nun konnte ich ihn am folgenden Vormittag auch erwarten und die Zeit am Morgen noch benützen, um die größte Uhrenfabrik des Städtchens noch zu besuchen.

Ich war seit vielen Jahren in keiner Schwarzwälder Uhrenmacherei mehr gewesen. Aber wie staunte ich über den mächtigen Fortschritt in der Technik! Ich fand da alle möglichen Maschinen, welche umständliche Handarbeit ersetzten und von dem tiefsten Erfindungsgeiste zeugten. Und was mir noch mehr Staunen verursachte, war der Umstand, daß diese Erfindungen meist von „Wäldern" gemacht wurden. Schmerzlich aber berührte es mich, da ich von den Arbeitern hören mußte, daß diese pro Tag nur 1 M. 50 Pf. bis 2 M. verdienen. Und doch klagte mir der Direktor der Fabrik, ein Herr Haderer, daß die Aktiengesellschaft selbst nichts verdiene, weil der Konkurrenten zu viel und deshalb die Preise zu gedrückt seien. Daß bei alledem die Arbeiter auf dem Schwarzwald noch zufriedener sind, als die in unseren großen Industriestädten, hat seine einfache Erklärung darin, daß fast jeder von ihnen am Berge hin eine eigene Hütte besitzt, seine Kartoffeln selbst baut und Futter hat für eine oder die andere Ziege. —

Gegen Mittag fuhren wir, mein Begleiter war indes eingetroffen, die ziemlich öde, steile Straße, die das Flußgebiet des Rheines mit dem der Donau verbindet, von Neustadt gen Vöhrenbach. Es ist überall noch tiefer Schwarzwald, aber die großartigen Wälder fehlen, die wir im Gebiet der Steina gesehen. Wald ist allüberall, aber er gehört meist Privaten und Gemeinden, und diese haben in den letzten zwanzig Jahren die Skala der steigenden Holzpreise weithin sichtbar in ihre Wälder gehauen. Man sieht hier sehr viele Kahlhiebe. Ein französischer Graf Castex soll namentlich in der ganzen Gegend gründlich aufräumen mit allen Waldungen, die er kaufen kann.

Sobald die Höhe der Wasserscheide zwischen Breg und Dreisam, zwischen Donau und Rhein erreicht ist, kommen wir gleich im Wassergebiete der erstern zu dem eisenhaltigen Mineralbad Eisenbach, äußerst melancholisch in einem langgestreckten Tale gelegen. Badegäste sah ich keine, während es auf der andern Seite des Schwarzwaldes von solchen wimmelte. Früher zogen nur die Kranken im Sommer auf den Wald, und damals waren diese kleinen Badeörtchen wohl besucht von kranken Leuten mittlerer Stände. Jetzt machen die Gesunden vorzugsweise Kuren, aber die wollen nur Luft und Wald in romantischer Lage, und darum sind diese Mineralbäder im Schwarzwald alle vereinsamt.

Genau am Ende des Tales zeigten sich die stattlichen Ruinen des einstigen Schlosses „Neu-Fürstenberg", das die Bauern, wie so viele andere Herrensitze, 1525 brachen und den verhaßten Schloßvogt durch ihre Spieße jagten. —

Das Flüßchen Breg, in dessen Tal wir bei Neu-Fürstenberg einmünden, ist bekanntlich eine der Stammütter der Donau. Die Brieg, von Villingen her kommend, und die Breg vereinigen sich bei Donaueschingen und heißen fortan Donau.

Die Brieg und die Breg
Bringe die Donau z'weg,

sagen die Bauern im Schwarzwald und auf der Baar deshalb mit Recht. Wir fuhren flußaufwärts bis zu dem gar malerisch gelegenen Städtchen Vöhrenbach, wo ich meinen Vetter traf im eifrigsten Gespräche mit dem Franzosen. Nach Tisch ging's gleich mit beiden wieder talabwärts, ich, um die herrlichen Waldungen, die Karl sein eigen nannte, mit ihm bis auf den Kamm zu durchstreifen, während der Franzmann, aus Rheims gekommen, im Tale eine große Anzahl von Riesentannen, sogenannte Holländer, die er von meinem Vetter gekauft hatte, aufnahm und vermaß.

Wir kamen auf dieser Waldwanderung wieder ganz in

die Nähe der Ruine Neu-Fürstenberg, da unmittelbar hinter ihr der große Waldkomplex des Holzhändlers von Hasle beginnt.

Am Waldrand unter den Trümmern der Burg saß ein Mädchen und las in einem Buche, während seine Kühe am Abhang hin weideten. Es war sein Lesebuch aus der Schule und das Stück, das es las, die Legende von der hl. Notburga. Wie gut paßte diese liebliche Sage mit dem alten Schlosse des Königs Dagobert, ihrem Wald und Wasser und der Hirtin in dieses Tal! Neben dem lesenden Kinde die alten Burgruinen, zu seinen Füßen die Wasser der Breg, dunkelbraun der Donau zueilend, oben der Wald, wo Rehe einsam grasen und dem Kinde oft zu Gesicht kommen.

Ich hätte gerne in der Seele des Mädchens gelesen, das einem armen Schreiner gehörte, welcher in einem Hause meines Vetters wohnt und Packkisten fertigt für die Uhrenmacher, — allein mein Begleiter, der ruhelos mir seinen Wald zeigen wollte, trieb poesielos mich von dannen. —

Als wir gen Abend vom Walde herabgekommen waren, um auf meinen Wunsch zu Fuß ins Städtchen zurückzukehren, bat mein Vetter am Wege eine ihm bekannte Bäuerin um ein Glas Milch. Während diese, eine ältere, häßliche Frau, ihm dasselbe am Brunnentrog vor dem gewaltigen, mit Strohdach gezierten Hofgebäude kredenzte, bemerkte ich, daß sie mit den blendend weißesten, künstlichen Zähnen geschmückt war. Den Luxus hätte ich in dieser Waldeinsamkeit nicht gesucht. Allein mein Begleiter erklärte mir, daß die Waldgemeinde Bregenbach nur vier Bürger zähle, die aber alle so reich an Wald seien, daß jeder die gesetzliche Morgenzahl, welche zu einer eigenen Jagd gehört, besäße und der Mann der technisch verschönerten Frau dazu noch ungezählte Staatspapiere. —

Eine eigene Überraschung bot sich mir bei meiner Rückkehr ins „Kreuz" zu Vöhrenbach. Es waren zwei Herren aus Freiburg angekommen, Bekannte meines juristischen Reise-

gefährten, der zurückgeblieben war, während ich in den Wäldern streifte. Die Angekommenen schienen mir völlig fremd, und doch gehörte der eine meinen frühesten Knabenerinnerungen an.

Bei meinem Vetter, dem „Kastenvogt" Eduard Hansjakob in Hasle, hielt sich in meiner Knabenzeit öfters ein junger, schwarzbärtiger, großer Mann namens Maier auf. Es hieß, er sei von Freiburg und ein berühmter Sänger. Von letzterem überzeugten wir Knaben uns oft, indem wir unsere Köpfe zu den Fenstern hineinsteckten und lauschten, wenn er bei seinem Gastfreunde oder diesem gegenüber im „Kreuz" sang. Seitdem sah und hörte ich nichts mehr von ihm. Heute, im „Kreuz" zu Vöhrenbach, ward ich ihm vorgestellt, und nach wenigen Fragen bestätigte sich meine Ahnung, welche bei Nennung des Namens und bei der Ähnlichkeit, die der alte Sänger noch mit dem jungen hatte, in mir wach geworden war. Er war viele Jahre in Amerika gewesen, hatte sich als Sänger Ruhm und Gold geholt und lebt jetzt mit seinem heute ebenfalls anwesenden Bruder Karl, der als Klaviervirtuose ihn nach dem Westen begleitet hatte, in seiner Vaterstadt Freiburg. Die beiden alten Herren kommen alljährlich einige Zeit in diese Gegend des Schwarzwaldes, um die Forellenfischerei zu betreiben, wozu die fischreiche Breg die beste Gelegenheit bietet. Daß die Forelle hier zu Hause ist, zeigen Namen und Wappen von Vöhrenbach, das von Ferin, dem altdeutschen Worte für Forelle, seinen Namen und eine Forelle im Wappen hat.

Es gab nun einen heitern Abend. Die Künstler Maier sangen und spielten, daß nicht nur ich, sondern auch der Franzose entzückt war. Wunderbar schön sang der Baritonist das liebliche Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht". Noch tönt mir im Ohr die letzte Strophe:

Jed's Jahr kommt der Frühling, ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur ein'n einzigen Mai.

Die Schwalben fliegen fort, doch sie ziehen wieder her,
Nur der Mensch wenn er fortgeht, der kommt nimmermehr.

Ich habe die herrlichen Lieder jenes Abends mit einer schlaflosen Nacht bezahlt, aber sie waren es wert.

Am kommenden Morgen ging's in nördlicher Richtung zu Fuß weiter, steilauf ins Gebirge: mein Vetter, der Jurist Fehrenbach und meine Länge. Hoch oben im Walde trafen wir Holzmacher, die im Dienste unseres Führers Tannen niederschlugen. Es war ein grausiges Morden von Jung und Alt. Majestätisch sah ich eine Königstanne fallen, die im Sturz zahllose kleine Bäume mit sich riß, und deren Fall weithin durch den Wald dröhnte. Ein großer Teil des Holzes war in eine Zellulosenfabrik bestimmt, und mir kam der Gedanke, wie weit wir es in dem Gebiete industrieller Erfindungen gebracht haben, daß die Tanne, welche heute die Höhen des Schwarzwaldes krönt, ihre Heimat verläßt, um später wieder als Papier dahin zurückzukehren. Wer vor hundert Jahren einem Schwarzwälder Bauern das gesagt hätte, würde einen Ungläubigen gefunden haben.

Gen Mittag kamen wir in das Rohrbacher Tal, wo hoch oben am Waldrande Vetter Karl den Hof eines „Engländers" gekauft hatte. In diesem weltabgelegenen, kleinen Tale wohnen die meisten Engländer des ganzen Schwarzwaldes. Engländer aber heißen alle jene Schwarzwälder, die in England ihre Geschäfte als Uhren- und Goldwarenhändler treiben oder betrieben haben. Alt oder vermöglich geworden, kehren sie in die Heimat zurück und figurieren dann lediglich unter dem Namen Engländer. In jedem der einzelnen Waldhöfe des Tales lebt ein solcher Engländer oder ist wenigstens ein Familienglied in England abwesend; aber auch fast in jeder dieser „Strohhütten" wohnt Wohlhabenheit, ja selbst Reichtum.

Tief unten im Tale, aus dem auch mein mütterlicher Großvater stammte und das ich zum ersten Male betrat,

lag das Wirtshaus, dem wir zusteuerten, um Mittag zu machen. Der Adlerwirt, obwohl noch ein junger Mann, war ebenfalls jahrelang in England gewesen, und seine niedliche Frau, eines Engländers Tochter, hatte ihre Bildung in einem Pensionat geholt, ohne ihre kindliche Schwarzwäldernatur zu verlieren. Als der Konstantin, ein lustiger Sänger und gewandter Klavierspieler, sich an das Klavier setzte, spielte und sang, da war die Wirtin alsbald bereit, uns „auch eins zu singen", und sie sang mit ihrer reinen Naturstimme das Lied: „Der Mensch soll nicht stolz sein aufs Glück und aufs Geld", so wahr und so innig, daß ich mit Tränen zu kämpfen hatte; ebenso ein Lied, das ich noch nie gehört, in Ton und Vers wunderbar volkspoetisch, von dem ich aber nur noch einen Refrain im Gedächtnis habe: „Lieder hat die Lerche wohl, Tränen hat sie nicht."

Erst 1911, da ich eben diese Erzählung für den neuen Druck vorbereite, sendet mir ein Leser und Beamter des Hofjagdamtes in Gotha den ganzen Text, den ich hier wiedergebe:

Zieht im Herbst die Lerche fort,
Ruft sie leis „Ade",
Willst du noch von mir ein Wort,
Eh' ich von dir geh'?
Sieh die Träne, wie sie glüht,
Höre was sie spricht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Tränen hat sie nicht.

Schwingt sich auf zu Himmelshöhe,
Wirbelt laut ihr Lied;
Aber das Vergißmeinnicht
Unbemerkt verblüht.
Brächte sie von dir ein Wort,
Oh, so hold, so licht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Worte hat sie nicht.

Bei des Frühlings Wiederkehr
Kehrt die Lerch' zurück.
Die Erinnerung bringt sie her
Von vergang'nem Glück.
Brächte sie von dir ein Wort,
Ach, so hold, so licht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Worte hat sie nicht.

Und nach langem Trennungsschmerz
Kehr auch ich zurück,
Sinke an dein treues Herz,
Lächelt mir dein Blick.
Doch dies Lächeln gleicht der Sonn',
Die durch Wolken bricht.
Lieder hat die Lerche wohl,
Lächeln hat sie nicht.

In meinem ganzen Leben hab' ich noch nie so viel und so tief empfunden singen gehört, wie in den wenigen Tagen auf dem Schwarzwald. Freilich trug zu meiner Begeisterung auch die Poesie der Orte viel bei. Der Sänger Johannes auf dem Rothaus und die Adlerwirtin im weltfernen Rohrbach mit ihrem Sang werden mir nicht so bald aus dem Gedächtnis schwinden. —

Als wir am Nachmittag das Tal vorgingen, zeigte uns der glückliche Waldbesitzer auf den Höhen abermals zwei Wälder, den „Jockeles-Wald" und den „G'fällwald", die er sein eigen nannte, aber zum Hinaufsteigen hätte er mich nicht mehr gebracht, auch wenn er mir den einen Wald geschenkt hätte, so ermüdet hatte mich die Tour von diesem Morgen.

In der Sonne zu Schönenbach, am Ausgang des Rohrbacher Tals, machten wir Halt. Während meine beiden Begleiter in der Sonne in Schönenbach mit einigen Engländern ein Zego (Tarock) spielten, hielt ich in dem riesigen, hölzernen Wirtshaus Siesta. Nachdem ich ausgeruht, ließ ich die Spieler sitzen und ging in den Abend hinein, dem nahen Vöhren-

bach zu. An einem Raine saßen kleine Mädchen und flochten Stroh, eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes auf dem nordwestlichen Schwarzwald. Auf jedem Gang, den Kirchgang am Sonntag ausgenommen, wird Stroh geflochten, das Naturstroh unter dem Arm, das Geflechte in der Schürze tragend. Auch dieser Industriezweig leidet wie die Uhrmacherei seit Jahren unter der Konkurrenz. Ich fragte die Kinder, was ihnen für ihr, allerdings grobes Geflecht bezahlt werde, und erfuhr zu meinem schmerzlichen Staunen, daß solch ein armes Kind 60 Ellen, sage mit Worten sechzig Ellen, flechten muß für 38 Pfennig. —

Nach meiner Heimkehr ins Kreuz machte ich noch ein Geschäft mit dem Kreuzwirt. Er hatte mir mein Quartier in der „Dependance" seines Gasthofs, im ehemaligen Amtshaus von Vöhrenbach gegeben, wo ich ganz allein wohnte. In meinem Zimmer hing ein Spiegel mit reizendem Zopfrahmen. Den Emblemen nach zu schließen, stammte das alte Möbel aus dem ehemaligen, benachbarten Kloster Villingen. Ich wollte es dem Wirt abkaufen, des Rahmens halber, und wir kamen überein, daß ich ihm ein Buch von mir dafür gebe, das „aus der Studienzeit", welches er bereits von einem Dritten leihweise erhalten und gelesen hatte, aber gerne zu eigen besäße. So gab ich den Spiegel meiner Studentenzeit für einen alten Klosterspiegel, wobei der Vorteil auf meiner Seite war.

Ehe wir am kommenden Morgen das Waldstädtchen verließen, führte uns der Hotelier in die renommierte Fabrik von Musikwerken von Imhof & Muckle, die ihren Handelssitz in London hat. Der eine der Fabrikanten besorgt daheim die Fabrikation, der andere den Verkauf in London. Herr Imhof, der in Vöhrenbach residiert und viele Jahre in England gelebt hat, ein Mann von hervorragender Bildung und äußerster Gewandtheit in der Rede, ist der erste Arbeiter seines Geschäftes, das heißt, er komponiert und setzt die meisten Walzen der Musikwerke selber.

Ich merkte, daß hier die Technik und Mechanik, aus naheliegenden Gründen, die Fortschritte nicht gemacht haben wie in der Uhrenfabrikation. Die Hauptsache, das Setzen der Walzen, wird eben stets Handarbeit bleiben, wie beim Setzen von Schriften. Meister Imhof hatte gerade eine Drehorgel mit dem üblichen Figurenspiel vollendet, die ein Geschenk abgeben soll für den König Bell im Kamerungebiet. Ich kann mir lebhaft die Freude denken, welche der wilde Häuptling an den nach der Musik tanzenden Puppen haben wird. Möge ihm von den ländergierigen Europäern nie schlimmer mitgespielt werden, als die Schwarzwälder Drehorgel ihm aufspielt! —

Da ich meinem Vetter versprochen hatte, alle seine Güter zu besehen, so galt es heute, in südlicher Richtung, hoch oben auf einem Waldplateau den letzten Hof zu besuchen. Die Sonnenwirtin von Schönenbach, eine junge lustige, heitere Frau, in jener Gegend daheim, war von meinem Vetter eingeladen worden, und unser Wagen nahm in Schönenbach die „Wälderin" auf, die heute mit ihrem feinsten Strohhut sich herausgeputzt hatte.

In dem Städtchen Furtwangen, ebenfalls im Bregtale freundlich gelegen, wo zuerst die feinen Uhren, die Regulatoren, gefertigt wurden, und das heute noch schwunghafte Fabrikation betreibt, hielten wir nur so lange an, bis Freund Konstantin einen Studienfreund, den Notar Schirrmann, begrüßt hatte. Ich ließ mir indes einige Erinnerungen durch den Kopf gehen an die Zeit, da ich als Student nach Furtwangen kam vom Kinzigtal herauf und mit einem Kameraden, dem Anton Werni[1], der aus einer Hütte der Gegend stammte, die Uhrmacherwerkstätten besuchte und in den Bergen gen Triberg hin umherirrte von einer Hütte zur andern, wo er überall Vettern und Basen hatte.

---

[1] Er starb vor wenigen Jahren als Schwarzwaldpfarrer zu Aichen, Amt Bonndorf.

Hinter Furtwangen führt der Weg in steilen Windungen aufwärts bis zur „Neuen Eck", wo das Plateau und sein höchster Punkt erreicht sind. Einsam steht hier das Luftkurhaus zur „Stadt Freiburg", das Elternhaus der Sonnenwirtin[1], aber zu allen Fenstern heraus schauen fremde Gäste, als unser Wagen anfährt. Auch hier alles besetzt; ein ganzes englisches Mädchenpensionat hat sich sogar auf diese luftige Waldhöhe gemacht, um Alt-Englands Nebel zu vergessen.

Unweit von diesem Kurhaus beginnt der Hof, mit dem mein Pensum zu Ende sein sollte. Es galt hier, für mich wenigstens, das Sprichwort: „Der letzte ist der beste." Denn oberhalb des Hofes, auf einem kahlen Weideplatz, hatten wir eine Fernsicht, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sie umfaßte die Höhen des gesamten rechten Rheintales von Freiburg bis Basel und den Schwarzwald bis zu den fernen Höhenzügen bei Bonndorf, alles im duftigen Morgensonnenschein.

Wie glücklich wäre ich, nur dieses eine Hofgut zu besitzen, das aus seinen Waldungen so viel trägt, daß der Besitzer sich eine kleine Villa zur Sommerresidenz erbauen und für sich allein Luftkur machen könnte inmitten seines Eigentums! Und doch nimmt sich derjenige, dem es heute gehört, nicht Zeit und Muße, um auch nur zwei Tage auf dieser herrlichen Höhe auszuruhen und sich seines Lebens zu freuen. Und wenn er seine prächtigen Waldbäume sieht, so schaut er nur an ihnen hinauf, um zu überlegen, ob sie in diesem oder im folgenden Jahre getötet werden sollen.

So sorgt der liebe Gott dafür, daß die Leute, die's haben, es oft nicht genießen können, damit es keinem zu wohl wird auf dieser armseligen Erde.

Die zwei Tage über, da ich die schönen Besitzungen

[1] Als ich im Sommer 1908 wieder von Villingen her durch Schönenbach fuhr, wollte ich die Sonnenwirtin begrüßen und hielt an ihrem Hause an. Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß sie und ihr Mann seit Jahren tot sind.

meines Vetters Karl besichtigte, hatte ich überhaupt oft mit Habsucht und einem, wenn man so sagen darf, wohlwollenden Neide zu kämpfen. Ich gönnte von Herzen meinem besten Jugendfreunde seinen reichen Besitz und freute mich für ihn, aber dabei konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, den ich auch aussprach: „Du hast vierzehn Jahre studiert, drei Examina gemacht und es an irdischen Gütern zu nichts gebracht. Dein Freund Karl hat lediglich die zu unserer Zeit elende Volksschule absolviert und ist aus eigener Kraft Großgrundbesitzer geworden. Wer hat besser und erfolgreicher studiert?" Man könnte auch hier das Wort Goethe's anwenden:

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Grün ist nur des Lebens gold'ner Baum.

Was nützt alle Theorie, alles Studium?! Je mehr man darin leistet, um so mehr sieht man ein, daß man nichts weiß, der Hunger und der Durst werden immer stärker. Der Praktiker Karl aber macht aus grünen Bäumen Gold.

Aber tröste dich, lieber Musensohn, sagte ich mir, auch der reiche Waldbesitzer kann nicht genug bekommen, glaubt immer noch, er habe nichts, und seufzt täglich mit Leporello:

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts, was mir Vergnügen macht!

Wie oft dachte ich in diesen Tagen an die Zeit, da mein Vetter und ich als Knaben für seinen Vater, einen Metzgermeister, aufs „Gai" gingen, um Lämmer und Böcke zu kaufen. Damals gab uns der alte Metzgerfranz sechs Kreuzer mit auf den Weg als Zehrgeld für eine Tagereise über Berg und Tal. Wir nannten nichts unser Eigentum als die armseligen Kleider, die wir trugen, die Stöcke in der Hand und — den Sechser. Und glücklicher als Könige, lustig und sorgenlos, singend und pfeifend, kletterten wir von einem Berghof zum andern.

Und heute steht der eine reich, grau, lebensmüde, ruhelos und abgearbeitet über seinen Wäldern, und der andere kann ihm, das Geld abgerechnet, al pari die Hand reichen. So ist das menschliche Leben, es will nicht „genossen", sondern „überstanden" sein, wie ein bekannter Philosoph so wahr sagt.

Nur einer von uns dreien, Freund Konstantin, war unentwegt heiter. Er rief heute alle Echos im Walde laut vor Lust und Freude. Er ist jung und sieht noch den Himmel voller „Baßgeigen". Wir wollen ihn, so Gott will, in zehn Jahren wieder fragen. —

Am Nachmittage fuhr Karl von der „Neuen Eck" nordwärts der Heimat zu, Konstantin und ich nahmen mit dem Reichspostwagen unsere westliche Richtung und zogen auf dem Imperial sitzend singend durch das wildromantische Simonswälder Tal dem Breisgau zu. Am Abend waren alle drei an Ort und Stelle, Vetter Karl in Hasle und wir zwei in Freiburg.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seitdem verflossen und die meisten der in dieser Reiseschilderung genannten Personen sind tot, zum größten Teil schon längst tot.

Es lebt aber noch der Freund Konstantin mit Gattin und Kind, aus dem indes die stattliche Gattin eines Arztes Rosset und eine glückliche Mutter geworden ist.

Unsere Freundschaft ist nicht mehr wie ehedem. Konstantin singt längst nicht mehr in St. Martin, seitdem er in seinem Pfarrsprengel eine neue Kathedrale hat. Dazu ist er ein berühmter Mann geworden, ein Häuptling im Reiche des Zentrums, soweit die preußischen Zentrumsmagnaten überhaupt süddeutsche Häuptlinge zulassen.

Freund Konstantin ist nicht bloß Reichstagsabgeordneter, er ist auch Chef der badischen Landtagsfraktion von der Observanz des Zentrums und war selbst einmal, ehe der Großblock bestand, ein gewandter Präsident der zweiten Kammer.

Das alles ist er geworden, weil er, ein kluger Mann,

seit vielen Jahren den für einen Katholiken allein rechten Weg des Zentrums gewandelt ist, ein Weg, der nicht immer der meinige gewesen ist, weil er mir zu viel nach oben ausbiegt und zu wenig nach unten.

Freund Konstantin schreibt auch keine Bücher und sagt Dinge, die ein echter Katholik nur zwischen vier Mauern sagen soll, nicht öffentlich.

Drum ist er ein hochverehrter und ich ein vielbeschimpfter Mann, an dem sich die Knechtseligkeit mit Vorliebe reibt, um sich nach oben beliebt zu machen. Wohl bekomm's!

Mich besucht aber Konstantin, der Gefeierte, noch bisweilen aus Mitleid mit dem alten, dummen, ehrlichen Kerl und läßt die Sonne seines unentwegten Optimismus leuchten über dem Trauerflor von Weltverachtung, der den Alten umgibt. Ich rechne ihm das aber hoch an, weil er den Mut hat noch einen Geächteten zu besuchen und mit ihm offen und frei zu reden. Doch weiß ich nicht recht, ob er nicht bisweilen auch aus der nahen, oft trockenen Stadtratssitzung kommt aus Liebe zu meinem „Schlierberger" vom Jahre 1904. —

4.

Mein letzter Besuch im Schwarzwald fällt vier Jahre später, als der eben geschilderte, und da er mit der ersten Herausgabe der „Dürren Blätter" zusammenfällt, will ich einiges davon noch anfügen.

Ich reise nicht leicht wieder dahin, wo ich schon gewesen, und drum suchte ich mir diesmal eine neue Schwarzwaldtour auf. Es gibt ja im Schwarzwald so manches Tälchen und manchen Berg, die selbst geborene Schwarzwälder nicht kennen. Hab' ich doch im Frühjahr 1889 unfern der Kinzigheimat ein Tal gefunden, von dem ich nie gehört, und darin Menschen, wie ich sie am Ende des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reiche nie geahnt hätte.

Ich will zuerst davon etwas erzählen, ehe ich meine Sommertour skizziere.

Es war im Monat Mai. Die Kirschbäume blühten, die Vögel sangen, und die Menschen waren überall munter an der Arbeit, als ich von Lahr aus das Schuttertal hinauffuhr, um am Ende des Tales zu Fuß über die Berge einen neuen Weg zu wandern, hinüber ins Kinzigtal und zur Schneeballenwirtin nach Hofstetten.

Am Fuß der Berge angekommen, meinte mein Kutscher, der von mir beabsichtigte Gebirgsweg sei der weitere. Er rate mir, durch den „Durebach" hinaufzugehen. Da der Rosselenker von „Lohr" war, wo Biederkeit wohnt, und Geßler hieß, wie der kritische Schwarzwalddichter am „Altvater", so glaubte ich ihm aufs Wort, entließ ihn am Eingang zum Durebach und schritt in das enge, sonnige Tälchen hinein.

Nur drei Bauernhöfe haben sich in diesen einsamen, tief eingeschnittenen Bergriß eingenistet. Beim zweiten wusch eine Bäuerin eben Kartoffeln im Brunnentrog. Sie fragte ich, an einer Wegscheide stehend, nach dem rechten Pfad auf den Gaisberg. Sie selber, obwohl kaum eine starke Stunde davon weg, konnte mir keine Auskunft geben. Die Frau weiß nur den Kirchweg nach Schweighausen und Welschensteinach und den Marktweg nach „Lohr". „Aber", meinte sie, „mi Bruoder, der Engel (Engelbert), kann Euch Uskunft gä, der wohnt im oberſten Hof."

Eine halbe Stunde bergauf, und ich hatte den Hof erreicht. Aus der Scheuer trat ein älterer Bauersmann, einen Sester Mehl in den Händen. Obwohl er nichts weniger als einem Engel gleich sah, dachte ich mir doch sofort: „Das ist der Engel vom Durebach!" Und als ich ihn so anredete, stellte er sein Mehl auf die Erde und freute sich königlich, daß ich seinen Namen schon wisse. Aber er wurde alsbald neugierig und wollte auch den meinen kennen.

„Herr", sprach er, „wer sinn Ihr, und wo kommet Ihr her in unser Tal?" — Ich sah keinen Grund, mich zu ver-

leugnen, und nannte ihm meinen Stand und meinen klassischen Geschlechtsnamen. Da griff der Engel mit der einen Hand nach dem Hut und mit der andern meine Hand und redete also: „Was, Ihr seid der Hansjakob? Euch wär' ich schon stundenweit nachg'laufen, um Euch a mol zu sehe, un jetz hab' i's Glück, daß Ihr uf mi Hof lauft!"

Ich fragte ihn, warum er sich denn so freue, und bekam eine Antwort, die mich hoch erfreute. „Ich bin schon a mol igsperrt gsi[1] und Ihr au. Derno[2] hab' ich Euer G'fängnisbuoch glese und siterher[3] denkt, wenn i nu au a mol den Hansjakob könnt sehne."

„Un jetzt laufe Ihr mir uf de Hof", war sein wiederholter Freudenrefrain. Ich aber dachte, wenn die badische Justiz selbst den „Engel im Durebach" nicht verschont hat, so kann ich's ihr nicht verübeln, wenn sie mich schwarzen Unhold zweimal gefangen setzte.

Der Engel aber rief jetzt laut nach Weib und Kind, nach Jung und Alt, damit sie „den Hansjakob b'schaue". Und sie kamen, des Engels Weib und Kinder, die letzteren zahlreich wie der Sand am Meer; denn der Engel im Durebach hat zwölf lebendige Kinder.

Aber auch sein Mitengel, d. i. sein Mitbauer kam mit Gefolge vom Felde heim — es nahte der Mittag — und allen ward ich vorgestellt. Kirschenwasser wurde geholt und kredenzt im Kreise, der sich um den eingesperrten Pfarrer gebildet — alles vor dem Hofe, unter blauem Maienhimmel und neben blühenden Bäumen.

Und nun erfuhr ich, was nie in meine Seele gedrungen, trotzdem ich nur vier Stunden vom Durebach daheim bin, erfuhr, daß der Engel Haus und Hof mit einem zweiten Bauer teilt in vollständigem Kommunismus und dabei im tiefsten Frieden.

Beide sind verheiratet, beide haben Kinder, aber beide

---

[1] eingesperrt gewesen. [2] hernach. [3] seither.

bewohnen tagsüber mit ihren Familien nur e i n e Stube, essen an e i n e m Tisch, bearbeiten gemeinsam die Güter, und was an barem Geld eingeht, wird redlich geteilt. So haben sie es von ihren Eltern überkommen, und so führen sie es fort. Der Engel ist alt, der Mitengel jung, jener hat erwachsene Kinder, dieser kleine, aber, wer arbeiten kann, arbeitet, und wer es nicht kann, lebt von der Arbeit der andern.

An Sonn- und Feiertagen geht, was laufen kann, ein und eine halbe Stunde weit über die Berge nach Schweighausen oder Welschensteinach in die Kirche; sonst kommt selten jemand aus dem Tälchen hinaus. Die „Lohrer" sind dem Engel zu „g'scheidt" — zu denen geht er nicht gern; wer was kaufen will, muß auf den Hof kommen; in die Stadt fahren und seine Ware feil halten, das tut der Engel nicht.

Ich kam mir unter diesen weltfernen, friedlichen Engelsmenschen vor, wie Saul unter den Propheten, und ich mußte glauben, daß es noch glückliche Menschen gebe in unserm irdischen Jammertal.

Eben war der jüngste Knabe des Engels auf Krücken dahergehumpelt das Tälchen herauf aus der Schule. Aber auch dieser Krüppel sah heiter und glücklich aus. Und als ich ihm ein Geldstück schenkte, strahlte er vor Freude.

Ich nahm herzlichen Abschied von diesen friedlichen Sterblichen. Der Engel ließ es sich nicht nehmen, mich noch eine Strecke bergauf zu begleiten, um mir den rechten Weg zu zeigen. Doch bald ging ihm der Atem aus; er wollte immer reden, doch sein Asthma hinderte ihn. Ich zwang ihn deshalb zur Umkehr, nachdem er mir „von weitem" durch die Buchen und Felsen mein Ziel erklärt hatte. Er dankte noch vielmal, daß ich ihm auf den Hof gelaufen, und wir trennten uns mit dem Versprechen des Wiedersehens. —

Oben auf der Höhe des Gaisbergs angekommen, traf ich einen alten Mann, der tiefatmend auf einem Steine saß. Neben ihm lag ein „Stumpen" Kartoffeln, den er

eben mühsam das Welschensteinachertal heraufgetragen. Er ist mehr denn siebzig Jahre alt, arm wie eine Kirchenmaus, muß alles kaufen, nur „das Weihwasser in der Kirche" nicht. Da hat ihm ein Bauer auf dem Gaisberg gratis ein Stück Feld angewiesen, damit er Kartoffeln daraufsetze. Die Saat hat er zusammengebettelt im Tal drunten, und jetzt will er sie setzen, damit er zu essen habe im Winter.

Der Frühling, die herrliche, große Natur ringsum läßt den Mann kalt, er kämpft mit dem Dasein und ist in seinen alten Tagen mit harter Mühe und Arbeit belastet. Ich war eben aus dem Tale des Friedens heraufgestiegen, wo der Engel von Durebach haust, und um im Glauben an Menschenglück nicht zu sehr befestigt zu werden, saß mir der alte Mann am Wege und zeigte mir des Lebens Kehrseite. —

Auf dem Gaisberg war ich in bekanntem Revier. Da kam ich als Student bisweilen herauf mit dem „Doktor" Feederle von Haslach, und vom Gaisberg kamen jene weißen Kalksteine auf die Landstraße der Heimat, jene Steine mit den Blumenabdrücken „vorweltlicher" Pflanzen, die wir als Kinder bewundernd von den Steinhaufen zusammenlasen und von denen ich später die schönsten Exemplare in die Mineraliensammlung des Lyzeums in Rastatt lieferte.

An den Gaisberg schließen sich die „Hallen" an, eine sterile Hochebene mit dem Schutt und Geröll der Moränen aus der Eiszeit. Und an diese erinnerten sie mich heute noch. Tiefer Schnee lag an einzelnen Stellen, während drunten im Durebach die Bäume blühten. Von ihnen aus öffnet sich der Blick weit hinab ins Kinzigtal und seine Seitentäler. Vor mir lag „der Hessenberg", und ich sah heute nach mehr denn vierzig Jahren wieder die Hütte des „Hessen-Bernhard", in der ich den ersten Honig in meinem Leben gegessen. Am Fuße des Hessenbergs erblickte ich den Hof des „Wolf-Mathis", wo unsere Magd Luitgarde, eine meiner ältesten Kindeserinnerungen, später Bäuerin war.

Eine einsame Hütte stand am Weg, ein Bauersmann,

in Gestalt und Physiognomie an die Keltenzeit erinnernd, vor ihr. Er staunte nicht wenig, als ich ihm die Gehöfte dort drunten mit Namen nannte, den Wolfenhof, den Marxenhof, den Moghof und den Finsterhof, und nach den alten Bauern fragte.

Was mir aber den Mann noch über den Engel von Durebach setzte, war sein absoluter Mangel an Neugierde. Obwohl er staunend mich ansah, als er hörte, wie ich die vergangenen Bauern, die er alle besser gekannt als ich, nannte, fragte er doch nicht, wer der Fremdling sei, der sich so daheim zeigte auf den Hallen.

Die Einsamkeit macht die Menschen in sich verschlossen, die Welt und das Weltleben aber „wunderfitzig" und neugierig. Der alte Kelte kam mir vor, wie ein alt-griechischer Philosoph, der das „Nichts bewundern" befolgt.

Die gleiche, wohltuende Bemerkung machte ich im Weitergehen über „die Höhehäuser", der „Breitebene" zu. Die Menschen, welche auf dem Felde arbeiteten, sahen kaum von ihrer Arbeit auf, obwohl höchst selten „ein fremder Mensch" hier durchpassiert.

Dort drüben lag die Heidburg, unter ihr „die Hochmunde", wo Hugo, der Knecht, mich einst hingeführt, meine erste große Weltreise. Überall, wo ich hinschaute, heimelte es mich an, und die Erinnerung an die Kindeszeit verklärte mir die Höhen und die Hütten noch mehr, als die liebliche Maiensonne es tat.

Und als wollte alles, was Jugendzeit bei mir heißt, heute zusammenkommen auf diesen Bergen, traf ich auf der Breitebene den „Roser-Hansenhof". Ich erkannte ihn am Taubenschlag, aus dem ich anno 1849 Tauben geholt, am gleichen Tag, als drunten im Tal die Preußen einrückten und der jungen Haslacher Freiheit ein Ende machten. Ich fragte eine Anzahl Manns- und Wibervölker, die im Felde arbeiteten, ob das nicht der Roser-Hansenhof wäre, und ob der Roser noch lebe.

Da kam aus der Schar der Roser selber, dem ich Zehnjähriger damals Tauben abgekauft, da er noch zwanzig war, und stellte sich als noch lebend vor. Seine Söhne, die mit ihm an der Arbeit waren, hatten mich im Herschreiten schon erkannt von der „Kapuzinerversammlung in Hasle" her.

Er hat aber längst keine Tauben mehr, der Roserbur. Der „Vogel" hat sie ihm immer wieder geholt oder ein böser Nachbar sie weggeschossen. Ich aber konnte ihm melden, daß ich immer noch in der alten Taubeneinfalt lebe und Tauben halte.

Wir beide waren alt geworden. Er hat Söhne und Töchter stark von Art, und die jüngste, die Afra, hält nächstens Hochzeit, drunten in den Schneeballen, und er lud mich ein dazu. Ich hab' Wort gehalten einen Monat später und die Hochzeit mitgemacht und die schöne Afra gesehen mit der gold'nen Flitterkrone und die Freude des Alten und hab', was mich am meisten gefreut, Hugo, den Knecht, getroffen, den ich seit mehr denn dreißig Jahren nicht gesehen, getroffen als Hochzeitsläder und Ehrengast. —

Dem alten Roser hab' ich damals auf dem Berge Tauben versprochen, damit sein Schlag, der für mich ein Stück Lebenspoesie birgt, wieder belebt werde. Und dann schritt ich bergab, Wohl und Weh im Herzen ob der Erinnerungen, die auf der Höhe mich erfaßt.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich bei meiner Forellenfreundin, der Helene, in den Schneeballen eintraf. Der Jörg aber, ihr braver Sohn und der brävste im ganzen Tal, servierte mir ein fürstlich Mahl. Am Abend brachte mich die Eisenbahn über Offenburg wieder heim, nicht ohne daß ich beim Abschied der Schneeballenwirtin versprochen hatte, im September wieder zu kommen und einige Wochen zu bleiben.

5.

Wenige Monate nach der Tour durch den Durebach, im Sommer 1889, bin ich wieder im Schwarzwald gewesen und zwar im nordöstlichen, den ich bis jetzt nur teilweise kannte. Ich hatte in den Zeitungen gelesen, es sei bei Bühl ein neues romantisches Tal entdeckt worden, durch welches der Gertelbach in zahllosen Wasserfällen herabstürze und das jetzt zugänglich gemacht worden sei. Durch dies Tal auf die waldigen Höhen zwischen Bühl und Baden zu wandern, war mein nächstes Ziel.

Das Dampfroß und ein Wagen des Rabenwirts in Bühl hatten mich in vier Stunden von Freiburg aus an den Eingang des Gertelbachtales gebracht. Die neue „Entdeckung" ist ein ganz enges, sehr steiles, waldiges Tälchen, eine gute Stunde lang. In allen möglichen Windungen und Fällen drängt und stürzt der Waldbach der Tiefe zu. Die Menschenhand hat mit vielem Geschick und großer Mühe Pfade gebaut über das Bächlein und an seinen felsigen Ufern hin.

Mir ist fast zu viel Kunst in der Anlage. Elegant und salonmäßig schlängeln und puzeln sich Wege und Stege an dem brausenden Gewässer hinauf. Der kleinen Brückchen sind offenbar zu viele; mehr denn zwanzig an der Zahl, sehen sie oft aus, wie die Sprossen einer Leiter, die an den Kaskaden hinauf will.

Hinter mir kam ein Knabe drein, den Wald herauf. Er schritt leicht wie ein Reh daher, trotzdem er Schuhe trug, die halb so schwer waren als der ganze Mann. Er ist der Sohn eines Holzhauers aus dem Bühlertal, der Vater hat den „Kostsack[1] und das „Arbeitsgeschirr" gestern auf der Hundseck gelassen und kommt einige Tage nicht wieder dahin. Das soll der Leichtfüßige holen. Er hat heut' — obwohl die Uhr nach Mittag steht — noch nichts genossen, als

[1] Sack mit Lebensmitteln.

eine Tasse Milch und ein Stück Schwarzbrot, ist aber kreuzfidel.

Ich benütze ihn gegen ein Trinkgeld, damit er in dem Gasthaus auf der Hundseck einen Spätling zum Mittagessen anmelde. Er eilt bergan, und ich habe kaum die Hälfte des Weges zwischen den Wasserfällen und der Hundseck erreicht, so kommt er mir wieder entgegen, mit Schaufel, Axt und dem Kostsack beladen, hat meine Order bestellt und schreitet mit der gleichen Eleganz bergab, wie vorhin bergauf.

Ich beneidete den Jungen um seine Leichtfüßigkeit und um seinen Humor bei Schwarzbrot und schwerer Arbeit. Der Glückliche kennt die „Kultur" noch nicht und lebt hoffentlich auch nicht mehr, wenn sie in den Wäldern des Bühlertales ihren Einzug hält und den Menschen ihre Genügsamkeit und damit ihren stillen Frieden raubt.

Ich traf übrigens diese Pandora, Kultur genannt, gleich nachher. Oben auf der Höhe hat sie schon begonnen, sich zu zeigen. Da steht mitten im Walde ein modernes Hotel, und drinnen sind die Kulturmenschen eingezogen und lehren langsam ihre Genüsse und ihre Weltanschauungen den Naturkindern, die, scheu wie Rehe, die modernen Dinge und Menschen auf diesen Waldhöhen betrachten und umkreisen.

Wie die kommende soziale Revolution von oben nach unten geht und man gesetzlich die Menschen zur Unzufriedenheit erzieht, so läßt sich auf dem Schwarzwald jetzt die Kultur zuerst auf den Gipfeln der Berge nieder mit ihren Sommerfrischlern und kommt von da in die Hütten und in die Täler.

Bis unter die Ziegel waren alle drei Kurhotels, die ich heute nacheinander gesehen, Hundseck, Sand und Plättig, besetzt mit Kulturmenschen. Leute, die daheim in feinen Salons wohnen, begnügen sich hier zu dritt mit einem Dachzimmer, glücklich, noch so viel Platz gefunden zu haben. Man könnte meinen, diese Kurhäuser wären lauter Archen Noahs, in denen man der Sündflut des Todes entgehe.

Ich möchte nicht umsonst in einem so überfüllten Hause

wohnen; denn was nützte mir die gute Luft am Tage, wenn ich des Nachts nicht zum Schlafen käme in so unruhigen, dünn bewandeten Kurkasernen. —

Das „Diner" war schon lange vorüber, als ich auf die Hundseck kam. Es wurde mir solo serviert. Ein Kurgast, der seine Verdauungszigarre rauchte, der Sprache nach ein „Pälzer", setzte sich an meinen Tisch und erzählte mir unter gegenseitigem Inkognito zwei Neuigkeiten. Einmal sagte er mir, es befände sich als Kurgast im Hause der Hofprediger Frommel aus Berlin und zwar „derselbe, dem ein kaiserlicher Prinz vor einiger Zeit auf den Zylinder gesessen sei".

Mich freute es, daß der betreffende Herr bereits genannt wird um der jugendlichen Tat eines Prinzen willen. Es kamen mir da auf der Hundseck, ganz passend, einige byzantinische Anspielungen, die ich dem Unbekannten auch frei äußerte. Daß der Hofprediger den verunglückten Zylinder sich „zum Andenken" ausbat, paßt vortrefflich für einen H o f prediger und kann ich einem solchen auch nicht verübeln.

Aber etwas anderes von diesem Herrn hat mir imponiert, daß er nämlich jeden Sonntag hier predigt und die Gäste aus allen drei Kurhäusern herbeieilen, um den berühmten Prediger zu hören. Da der Bergprediger als positiv gläubig gilt, so wundert mich der Zulauf doppelt, und ich bin fast versucht zu glauben, es seien unter den Zuhörern solche Mordspatrioten, die den Prediger nur sehen und hören wollen, weil ihm ein Prinz auf den Hut gesessen ist.

Der Hofprediger ging später durch die Stube. In seinem langen weißen Haar, auf dem ein kleiner Filzhut saß, hätte ich ihn für einen alten Münchner oder Düsseldorfer Künstler gehalten.

Im übrigen kam ich auf den Gedanken, es möchte vielleicht in Bälde angezeigt sein, daß die christliche Kirche Missionäre auf die Berge sende, um den Neuheiden da droben zu predigen. Diese scheinen auf diesen Höhen, wo alles

die Größe der Schöpfung predigt, und losgelöst von der Welt, mehr als sonst aufgelegt zu sein zum Gottesdienst, und das sollte man benutzen. In löblicher Weise sind bereits neben einzelnen Kurhäusern des Schwarzwalds Kapellen entstanden, wie sie in der Schweiz schon längst bestehen auf Verlangen der strenggläubigen Engländer. —

Die zweite Neuigkeit, die mein Gewährsmann mir berichtete, war diese: „Der Dekan Lender von Sasbach sei mit zwei Herren vor einigen Tagen auch da oben gewesen." Das konnte ich kaum glauben. Ich hätte gewettet, mein alter Freund Xaver, der bewährte Land- und Reichstagssitzer, sei in den letzten 40 Jahren zum Vergnügen oder zur Bewegung nicht 50 Meter hoch gestiegen, und nun sollte er gar 1000 Meter gestiegen sein! —

Wenn dem so ist, dann glaube ich, daß in Bälde die Menschen so massenhaft auf die Berge kommen, wie zur Zeit der Sündflut, wenn selbst der Xaver diesem Sport zu huldigen beginnt. —

Nach Tisch wanderte ich langsam durch das waldige Hochplateau dem Sand und Plättig zu. Ich stellte mir eben so meine Fragen, ob die herrlichen Waldungen dem Staate gehören und von welch katholischem Stift sie annektiert sein möchten, als der Chef der Staatsdomänen, Geheimer Rat Kilian, mit Familie mir begegnete. Obwohl wir uns gut kennen und der gegenseitigen Begegnung uns freuten, unterließ ich doch aus „Courtoisie", die heikle Frage über Annexion oder Säkularisation an ihn zu stellen.

Kaum hatten wir uns aber getrennt, so dachte ich wieder darüber nach. Es fiel mir vor allem ein, wie elegant der Staat sich auszudrücken versteht. Zur Zeit der Reformation nannte man die Wegnahme der rechtlich erworbenen Güter der katholischen Kirche „Einziehung", im Anfang des 19. Jahrhunderts „Verweltlichung" (Säkularisation), und das Wegnehmen ganzer Länder heißt „Annexion" (Einverleibung).

Pius IX. hat einmal gesagt, man müsse den Worten

ihre Bedeutung wiedergeben, aber der Papst hat dabei nicht bedacht, daß dies gefährlich sei in manchen Gegenden. Wenn ein armer Teufel eines andern Hosen oder Stiefel „säkularisiert", „einzieht" oder „annektiert" — kommt er ins Gefängnis, verurteilt vom gleichen Staat, der Millionen an Wert „säkularisiert" hat.

Übrigens macht das „dumme Volk" seine eigene Logik in diesen Dingen. Die Bauern am Bodensee haben in den früheren Jahren in den säkularisierten Klosterwaldungen gerne gefrevelt und dazu gemeint: „Der Staat hat den ganzen Wald ‚ge—holt', und wir holen nur einzelne Stämme". Und als ich Pfarrer war, handelte mancher noch nach diesem Grundsatz, ohne daß ich je dagegen gepredigt hätte. —

Es dunkelte bereits, als ich durch die prachtvollen Waldungen hinabgekommen war zum „Geroldsauer Wasserfall", mit dem die Badener Weltgäste in Ermangelung eines größern und nähern sich begnügen, obwohl er nicht viel heißen will. Hier erwartete mich mit einer hocheleganten Equipage, wie sie einem Reichstagsabgeordneten geziemt, mein Freund Max Reichert und führte mich mit Blitzesschnelle in die Bäderstadt am Dosbach.

Der Promenadeplatz war bereits feenhaft beleuchtet, und die elegante Welt lauschte der Abendmusik. Ich kam mir vor wie einer, der sich in Waldungen verirrt hat und nun plötzlich in einen Zauberpalast gerät, wo Feen, Nixen, Kobolde und Bergmännlein ihr Wesen treiben. Aber auch hier, wie droben in den Wäldern, alles „besetzt" von Kurgästen und Sportsleuten. Das sonst so ruhige „Maison Reichert" war übervoll. Es sind die Tage der großen Pferdehatz zu Iffezheim.

Am Abend saßen wir noch lange in der „Stadt Straßburg" beim Bier und kehrten erst spät durch die stiller gewordenen Straßen heim. —

Den Staub am andern Tage schon von meinen Füßen zu schütteln und wieder hinauf zu gehen in die Wälder und

hinüber ins Murgtal, das war mein erster Entschluß in der schlaflosen Nacht.

Gedacht, getan! Nach acht Uhr des andern Morgens entführte mich der braune Normänner des liebenswürdigen Stadtrats Lorenz, Reicherts Schwager, in leichtem Landauer der überfüllten Luxusstadt. Eine Stunde später, und ich stieg durch dunkles Tannengrün, in das die Morgensonne hereinblitzte, den „Schmalbach" hinauf dem obern Murgtal zu.

Ich bin sonst am liebsten allein auf Spaziergängen; wenn ich aber in fremder Gegend wandre, treffe ich gerne eingeborene Leute an, von denen ich etwas erfahre, und an denen ich die Menschen studieren kann. Diesmal hatte ich Glück. Ich war etwa eine halbe Stunde gegangen, als ein rüstiger, alter Bauersmann mich einholte. Er trug seinen Rock nebst einer Ledertasche am Stock über der Schulter und schritt leicht bergan. „Jetzt bekommen Sie Gespanschaft ins Murgtal!" rief er mir zu. Und da ich ihn willkommen hieß, führte er sich ein mit den Worten: „Dem Aussehen nach sind Sie ein Geistlicher. Ich bin auch ein religiöser Mann, ich bin Konrad, der Totengräber von Bermersbach."

„Den Mann kannst du brauchen", sagte ich mir, „seine erste Rede verrät ihn". Wir wurden jetzt rasch gut Freund. Ich mußte meinen Überzieher, mein einzig Gepäck, auch an seinen Stock hängen, und so gingen wir in guter Unterhaltung den Wald hinauf. Bald kannte ich seine ganze Geschichte.

Er ist Holzhauer von Beruf und der Sohn eines armen Mannes, dem anfangs der fünfziger Jahre Hab und Gut verkauft worden war. Damals wollte Konrad, der Sohn, nach Amerika und bat die Gemeinde um Reisegeld; was in jenen Tagen oft vorkam. Die Väter von Bermersbach aber meinten, er solle bleiben. Man kaufte ihm das Häuschen der Eltern um 150 Gulden zurück nebst einigen Allmendfeldern mit der Verpflichtung, seine Eltern zu ernähren.

Der Konrad bleibt, wird Holzmacher und Akkordant in den Waldungen der Stadt Baden. Auf einem einsamen Waldhof findet er seine zukünftige Frau und tritt abermals vor den Senat von Bermersbach wegen Heiratserlaubnis. Dieser rät, eine Bermersbacherin zu freien und keine Fremde. Der Konrad aber antwortete: „Eine, die was hat in Bermersbach, nimmt den armen Konrad nicht, die im Wald droben aber bringt ihm dreihundert Gulden."

Diese Logik schlägt durch, und der Holzhauer heiratet. Nahe daran, ein gemachter Mann zu werden, überfällt ihn eine Krankheit. Sein Fuß wird steif, gekrümmt und schwindet. Kein Arzt hilft, weder der badische von Gernsbach, noch der württembergische von Loffenau.

Jetzt greift er zur Sympathie. An einem Pfingstsonntag sendet er einen Brief dem „Sternewirt'l" im unfernen Dörfchen Reichental, einem „versoffenen Mann", der längst keinen Sternen mehr hat und als Maurer arbeitet, aber sich vorzüglich auf Sympatie versteht. Der Sternewirt'l erscheint am Pfingstmontag, streicht unter Gebet den kranken Fuß, und der Konrad merkt sofort Besserung. Der Fuß muß nun mit Hundsschmalz und Tannenzapfenöl, auch mit Tropfwein behandelt werden. Aber es hilft, und der Konrad wird wieder ein gesunder Mann.

Der Sternewirt'l von Reichental wird so berühmt, daß der Dr. Faas von Gernsbach ihn mitnimmt zu Konsultationen und dessen Bruder ihn nach Amerika verschreiben will als Arzt, aber die Gemeinde gibt den versoffenen Mann nicht ab. Vor einigen Jahren erst starb er, und der Konrad wird ihn nie vergessen. Der Sternewirt'l hat ihn wieder zu einem Mann gemacht. Er konnte von da an rastlos als Holzmacher arbeiten und ward nicht nur schuldenfrei, sondern besitzt noch 1200 Mark in der Sparkasse. Sein Haus hat er dem Sohn übergeben um 700 Mark, sich selber aber mit seinem Weib das Wohnungsrecht vorbehalten.

Aber jetzt ist ein neues Kreuz gekommen. Die Frau ist

geisteskrank, sitzt stumpfsinnig in der Stube herum seit Jahr und Tag, und ihn hat der Rheumatismus heimgesucht. Der Frau, sagt der Doktor, sei nicht mehr zu helfen, ihm aber hat er drei Dampfbäder verordnet in Baden drunten.

Am letzten Sonntag nun ist der Konrad über den Berg, um seine Kur zu machen. Aber gestern abend ist ein Bericht gekommen, und der zwingt ihn, heute schon, nach dem zweiten Dampfbad, heimzukehren. Er ist, seitdem die Bermersbacher einen eigenen Kirchhof haben, seit 11 Jahren, wie schon gesagt, Totengräber. Gestern starb ein Kind, und dem muß er das Grab graben, drum eilt er unverdrossen die drei Stunden und darüber heim. Der Sohn hat im Wald nötige Arbeit, die Nachbarn müssen heuen, der Konrad will's zudem niemand anvertrauen. Deshalb läßt er die Badekur „im Stich" und will dem Kind ein „ordentliches, ehrliches Grab richten für 1 Mark 50 Pfennig".

Bei all dem häuslichen Leid, bei seinen eigenen Schmerzen und der heutigen Schikane seines Amtes ist er „wohlauf und zufrieden". Holzmachen kann er nimmer, er ist zu alt dazu; aber im Sommer okuliert er Rosen, ist amtlicher „Baumveredler" des Dorfes, und im Winter macht er Schindeln.

Über ein Vierteljahrhundert hat er Holz gemacht. Er zeigt mir die Wege, welche er morgens und abends, zur Winterzeit mit der Laterne in der Hand, von und zu der Arbeit gewandelt, und erzählt, wie er gar oft den Edelhirschen begegnete und im letzten Winter noch bei seiner Hütte mit der Axt einen Eber erschlug.

Bisweilen hat er früher auch Pilze gesammelt, besonders die „Tannenhenne", und sie den Herren nach Baden gebracht, die solche als eine „Nobeltät" gegessen hätten. —

In einer Schutzhütte rasteten wir, ehe wir bergab stiegen. Ich teilte mit ihm das Schinkenbrot, welches die Frau Reichert mir eingepackt, und er erzählte mir eine gar schöne Legende aus dem Leben Jesu, die mir fremd war: „Auf der Flucht nach Ägypten sei die heilige Familie einer ‚Nation

Männer' begegnet, die Räuber gewesen seien. Schon wollten sie über die drei Flüchtlinge herfallen, als der Hauptmann der Räuber bemerkte, wie ein ‚Glast' (Glanz) von dem Kinde ausgehe. Dieser Glast habe ihn bewogen, die Fremdlinge friedlich in seine Hütte zu nehmen und zu bewirten. Dort sei seine Frau gewesen mit ihrem vom Aussatze behafteten Kinde."

„Die Mutter Gottes habe Badewasser für das Jesukind verlangt, dieses gebadet und hierauf der Räubersfrau gesagt, sie möge jetzt ihr Kind auch baden im gleichen Wasser. Sie habe es getan, und alsbald sei das Kind vom Aussatz rein gewesen."

„Der Räuberknabe, der später seine Heilung erfuhr, ergriff das Handwerk seines Vaters und wurde auch Straßenräuber. Von den Römern gefangen, schlug man ihn mit Jesus von Nazareth ans Kreuz. Da habe er um das Haupt desselben einen ‚Glast' gesehen, wie einst sein Vater. Darauf habe er gerufen: ‚Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst.' So sei der Schächer ins Paradies gekommen."

Diese Legende hat der Konrad in einem alten Buche gelesen. Er ist überhaupt ein großer Liebhaber vom Lesen, der Totengräber von Bermersbach. Als ich ihn deshalb im Weitergehen fragte, warum er, ein so beredter und belesener Mann, nicht im Gemeinderat des Dorfes sitze, da sprach er: „Herr, ich hab' ein zu g'läufiges Mul, und derlei Leut' sind nicht beliebt." Auf 18 Stimmen hat er's einmal gebracht, der Konrad, aber weiter nicht — wegen des „g'läufigen Muls". Ich tröstete ihn damit, daß ich ihm sagte, es sei überall so, nicht bloß in Bermersbach, daß Leute, die ihr Herz auf der Zunge haben, es nie zu etwas Rechtem bringen. Es gehe mir selbst so, weil auch ich ein „g'läufiges Mul" hätte.

Der Abstieg ging dem Ende zu. Die Tannen begannen sich zu lichten nach dem Murgtale hin. Jetzt meinte der Konrad, „er wolle mir keine Gewalt antun", aber, ehe wir

hinabkämen, möchte er mich auf den Schlangenfelsen führen, damit ich „eine Einsicht nähme" vom Murgtal. Ich folgte, und bald öffnete sich mir ein Ausblick, der mich in hohem Grade überraschte.

Ich habe sieben Jahre meines Lebens an der untern Murg, in Rastatt, verlebt, kam aber nur einmal ein Stück weit ins untere Tal hinein. In jener Zeit trugen wir Studentlein die paar Kreuzer Taschengeld ins Bierhaus und kamen damit höchstens bis Kuppenheim in die „Sonne" oder ins „Kreuz" nach Ottersdorf. Die Natur zog uns nicht an, nur der König Gambrinus.

Die heutige Jugend, und das ist neben ihren vielen Blasiertheiten ein Vorzug, zieht viel mehr über Berg und Tal, macht Fahrten und Ausflüge, an die zu meiner Zeit keiner dachte, schon nicht aus pekuniären Gründen.

Drum sah ich heute vom Schlangenfelsen oberhalb Bermersbach zum erstenmal ins obere Murgtal und war ganz verblüfft ob seiner eigenartigen Schönheit. Dunkle Waldberge fallen steil in ein hochgelegenes Tal herab, in welchem in tiefem, felsigem Rinnsal die Murg sich durchzwängt. Heitere Dörfer, hinter Obstbäumen versteckt, liegen auf den Höhen und erinnern durch ihre Lage an die Dörfer in den Apenninen.

Ich überzeugte mich heute abend noch bei meinem Gang von Forbach bis Raumünzach mit jedem Schritte, daß das obere Murgtal die Perle der größeren Schwarzwaldtäler sei. Was es vor den andern allen auszeichnet, sind seine herrlichen Tannenwälder, die meist bis an die Sohle des Flusses herabfallen, angenehm unterbrochen von grünen Matten, und der stete Tiefgang des Flusses zwischen hohen Felsen.

Vom Schlangenfelsen herab zeigte mir der Konrad einen lachenden, sonnigen Kirchhof mit einer neuen Kapelle und sprach: „Dort ist mein Arbeitsfeld, und dort ruhen meine Gäste!" Und dann stiegen wir hinab ins kleine Bergdörfchen. An der zweiten Hütte blieb er stehen mit den Worten: „Ich

will Ihnen die Ehre geben und mein Haus zeigen. Da wohnt Konrad, der Totengräber! Und wenn Sie frische Milch oder Most wollen, so treten Sie ein!"

Ich blieb draußen und freute mich des heitern Häuschens. An allen Fenstern blühten rote Geranien und Fuchsien, im kleinen Gärtchen noch Rosen neben den Astern, und nebenan summten Bienen vor ihren Strohkörben.

Hier nahm ich Abschied vom Totengräber, der diesen Nachmittag dem Kind das Gräblein gräbt, es morgen begraben hilft und zudeckt und übermorgen wieder über den Berg zieht, um sein drittes und letztes Heilbad zu nehmen.

Trotzdem der Wackere eine geläufige Zunge hat, und ich ihn immer um seine Verhältnisse fragte, hat er mit keiner Silbe mich gefragt. Es genügte ihm, daß ich „dem Aussehen nach ein Geistlicher" war, und ich sagte ihm auch nichts weiter. So schied ich von ihm inkognito, versprach ihm aber später einmal ein Buch zum Lesen zu schicken und bat ihn deshalb um seine Adresse. Schreiben Sie nur, meinte er, „Konrad Roth, Totengräber in Bermersbach".

Wir drückten uns die Hände. Er ging in seine Hütte, und ich schritt langsam durchs Dorf hindurch. Was mir auffiel, waren dessen schön gepflasterten Straßen, wie ich sie noch in keinem deutschen Dorfe getroffen habe. Aber die Bermersbacher können sich diesen sehr vernünftigen Luxus erlauben. Sie bezahlen keinen Pfennig Gemeindeumlage, wie der Konrad mir schon erzählte; ihre öffentlichen Ausgaben bestreiten sie aus den umfangreichen Waldungen, die der Gemeinde eigen sind. —

6.

Bei heißem Sonnenlicht mußte ich nochmals bergauf und bergab, bis ich an die Murg kam und über sie hinüber nach dem Dorfe Gausbach. Im „Waldhorn", auf einer kleinen Terrasse mit schönem Blick in die gewaltigen Felsen des Fluß-

bettes, ward Mittag gehalten bei italienischem Landwein, was die Ähnlichkeit mit einem Dorf in den Abruzzen vermehrte.

Wo man in der Gegend, talaufwärts, guten Wein verlangt, wird einem ein „Affentaler" kredenzt, ein Produkt von süßem Wasser, mit dem ein herber Spanier oder Italiener verdünnt wurde und den die Weinreisenden als Affentaler den Wirten verkaufen. Die Rebleute im Affental aber sollten sich an den Reichstag wenden und verlangen, daß der Wein nicht bloß in Natur- und Kunstwein gesondert, sondern auch nach seiner Nativität bezeichnet und garantiert werden muß, sonst kömmt bei dem, der den Wein kennt, das Affental in Verruf. —

Zum Dessert im Waldhorn erfuhr ich abermals eine Neuigkeit. Ich mußte sehr lange warten, bis die servierende Dame kam, um mir die Rechnung zu machen. Als ich sie darüber zur Rede stellte, entschuldigte sie sich, sie habe müssen Kränze binden. Die armen Kinder der Ferienkolonie Karlsruhe seien hier zur Luftkur, reisten morgen wieder ab und sollten zum Abschied mit Kränzen gefeiert werden.

Ich gönne gewiß den Armen und besonders armen Kindern alles Gute, — aber daß man sie auch in die Luftkurorte des Schwarzwalds sendet, halte ich für einen gefährlichen Humanitätsdusel. Diese Kinder kommen nach kurzer Zeit „des Wohllebens" wieder heim in ihre dumpfen Wohnungen, leiden Hunger oder wenigstens Mangel, werden später Taglöhner, Maurer- und Schlosserlehrlinge mit allen Entbehrungen und unzufriedene Menschen, weil sie einmal bessere Tage gesehen haben.

Die wenigen Wochen Ferienkur sind zudem nicht imstande, das vorhergehende und nachkommende Lebenselend und seine Folgen zu paralysieren. Sie verwöhnen bloß die Kinder und machen sie gelüstig.

Als Cyrus seine armen Perser gegen die wohllebigen Meder hetzen wollte, gastierte er sie flott, und dann sprach

er: „So könnt Ihr's immer haben, wenn Ihr die Meder niederwerft!"

Wenn einst die Führer der Sozialdemokraten ähnliche Reden führen, so werden diese Ferienkolonisten dafür ein Verständnis haben in Erinnerung an die schönen Tage der Luftkuren, wo sie noch als Festgäste behandelt und bekränzt entlassen wurden.

Ich traf später die Schar auf meinem Wege nach Raumünzach. Hinter ihr schwebten einige Lehrerinnen wie Sylphiden außer Dienst. Ich aber dachte abermals an die Hyperhumanität des 19. Jahrhunderts. Man lasse körperlich elende Menschen und solche, die eine Familie nicht zu ernähren imstande sind, nicht heiraten, man führe die Welt zur Genügsamkeit zurück — dann braucht man keine Ferienkolonien. Aber das wären ja lauter Eingriffe in die persönliche Freiheit, die so hoch gehalten wird, und an der wir noch zu Grunde gehen! —

Tief am Nachmittag kam ich gen Forbach, wo der Ferdinand Späth von Birkendorf im südlichen Schwarzwald, einst, da ich noch Student war, Vikar in Hasle, Pfarrer ist. Ich dachte mir immer dies Forbach als eine rauhe, wilde Wintergegend, nun sah ich es, von den Dörfern des Tales das schönste und heiterste, auf einem lieblichen Hügel liegen, sah die Villa des Pfarrherrn, die neue, große, wenn auch nicht ganz tadellose Kirche, und ich dachte mir: „Wenn es immer Sommer wäre in Forbach, so möchte ich da Pfarrer sein."

Dem Ferdinand aber einen Tausch anbieten konnte ich nicht, da er, seinen nächsten Waldnachbar in Herrenwies zu besuchen, fortgegangen war.

Auf der Postagentur kaufte ich mir ein Billett nach Schönmünzach. Der Postagent hätte können Premierleutnant bei einem Berliner Garderegiment sein, so gemessen, selbstbewußt und taktvoll amtete er in seiner Stube und in seiner Reichsuniform. Das gefiel mir. Ein Lump, wer

nichts auf sich hält, und wenn der Wer auch nur Postagent ist! Wäre ich Generalpostmeister, der Mann stürbe nicht in Forbach.

Weil er mir sagte, der Postwagen komme erst nach einer guten Stunde, ging ich den Weg voraus und bereute es nicht. Mit jedem Schritt durchs herrliche Waldtal kam mir immer wieder aufs neue die Bewunderung seiner Schönheiten.

Als ich nach weit mehr denn einstündigem Marsch an die Brücke der Raumünzach kam, war es bereits dunkel. Ich hatte da eben einigen Knaben, die vom Fischen kamen, meine Achtung gezollt, weil sie ihre Fischbehälter, sehr schön mit Tannenreis geschmückt, auf dem Rücken trugen, als der Omnibus mich einholte und aufnahm.

Stumm und still setzte ich mich zu den drei Passagieren, einem Studenten der Theologie, dem Aussehen nach, einem vermutlichen Förster aus der Gegend und einer jüngern Frau, deren Mann draußen beim Postillion saß. Das weibliche Gebilde führte mit dem Förster das Gespräch. Zwei Redensarten von ihr haben mich auf der kurzen Strecke bis Schönmünzach gefreut.

Einmal meinte sie: „Es gibt doch nichts Langweiligeres, als den Weg durch dies Tal herauf.“ Ich habe an Naturschönheit in der Art kaum so was Schönes gesehen, und diese Eva findet das langweilig! Sie ist, wie sie sagte, von Saarbrücken, aus dem Steinkohlengebiet, und erklärt das romantischste der größeren Täler des Schwarzwaldes für langweilig. Ich dachte: „Es ist wirklich schade, daß der gute, schwäbische Postillion solch eine Gans da heraufführen muß.“

Dann fragte sie: „Hier oben wird es wohl recht billig zu leben sein?“ Also um billiger zu leben, hat sie diese langweilige Fahrt unternommen, sagte ich mir. Die Frau denkt wohl, die Leute in der Gegend seien so krank vor Langweile, daß ihnen aller Appetit verloren gegangen ist und sie mit Schmerzen warten, bis die Preußen aus Saarbrücken heraufkommen und die Forellen und Rehrücken verspeisen.

Hoffentlich hat sie der Posthalter von Schönmünzach, bei dem sie Quartier nahm, eines andern belehrt.

Der Oberförster oder was er sein mochte, war ein schrecklich höflicher Mann, er sagte zu allem „Ja".

In Schönmünzach sind wir auf württembergischem Gebiet. Auf der Post Kurgäste in Fülle, lauter gesunde Leute mit großen und kleinen Kindern. Ich brachte hier eine schlaflose Nacht zu, lernte am andern Morgen in dem Posthalter einen alten Offenburger Studio kennen und zog schon ziemlich früh weiter talaufwärts. Das Tal ist immer noch romantisch schön: zwischen gewaltigen Granitfelsen drängt sich die Murg durch, überall freundliche Gehöfte an den waldigen Gehängen und an der prächtigen Straße hin.

Eines nur vermißte ich. Es kam kein menschlich Wesen aus der Gegend des gleichen Weges gegangen, an dem ich hätte Studien machen können. So zog ich einsam und alleine bis gegen das reizende Dorf Röth hin. Da fuhr ein leerer Holzwagen hinter mir drein. Der Fuhrmann schlief, und ich wollte ihn nicht stören. Bald kam ein zweiter Wagen, dessen Lenker wachte. Der sollte mir dienen, und ich setzte mich daher zu ihm auf den Leiterwagen, obwohl ich ihm ansah, daß er nicht recht begriff, wie ein Herr mit ihm fahren wollte. „Sie müsset halt so vorlieb nehmen," meinte er entschuldigend. „Bin in meinen jungen Jahren manchmal auf solch einem Wagen gefahren," antwortete ich ihm, „und werde es jetzt auch noch können".

Eine „wilde Kirsche" hatte ich keine gefunden. Der Mann war schon kultiviert. „Er ist drei Jahr Dragoner g'wä in Ludwigsburg", ist aus Buhlbach im obersten Murgtal, macht jahraus jahrein Holz im Wald oder führt solches talab und talauf. Er lebt ein „herbes Leben" und ist ziemlich gleichgültig gegen des Daseins Leid und Freud.

Ich bringe keinen Funken Humor oder Poesie aus ihm. Drum steige ich in Reichenbach wieder ab, zahle ihm und seinem wieder erwachten Vordermann in der Sonne Bier

und Zigarren, gebe ihm auch noch ein Trinkgeld und meinen Überzieher mit bis Baiersbronn, von wo beide ablenken den Quellen der Murg zu. „Heut' habet Sie a schlecht Fuhrwerk teuer bezahlt," sprach er, dankte und fuhr davon. Daß es mir nicht ums Fahren gewesen, verriet ich ihm nicht.

Bei dem Dorfe Reichenbach erweitert sich das Tal, bleibt aber immer noch lieblich und malerisch. An den Ausläufern der sehr hohen, bewaldeten Talgehänge lagern sich in mäßigen Entfernungen bis hinauf nach Baiersbronn zahlreiche, einzelstehende Bauernhöfe. Sie blicken hell und freundlich ins Tal herab, dem sie eine eigene Anmut verleihen.

Das Dorf selbst gruppiert sich um das alte Kloster, dessen romanische Kirche heute noch, selbst in ihrer Verstümmelung, ein Kleinod bildet. Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert, erbaut von Abt Wilhelm von Hirsau, der ein Priorat hierher verlegte.

Was mich im ganzen, langen Tale von Schönmünzach bis Freudenstadt angenehm berührte, war die Freundlichkeit der Leute, die, auf den Feldern an der Arbeit und in den Dörfern, ohne Ausnahme das schwäbische „Grüß Gott" mir zuriefen — mir, von dem einmal eine berühmte Frau, die Schriftstellerin von Hillern, damals noch Protestantin, sagte, ich gliche im Äußern „dem fanatischen Ketzerrichter Peter Arbues". Und doch sind die Menschen überall hierzuland, das kleine Schönmünzach ausgenommen, durchweg protestantisch.

Württemberg hat eben keinen Kulturkampf gehabt, die Konfessionen leben im Frieden, und drum gilt dort ein katholischer Geistlicher selbst bei Protestanten noch mehr, als bei uns. —

Um die Mittagszeit traf ich im Dorfe Baiersbronn ein. Es liegt oberhalb des Forbachs, der von Freudenstadt herzieht, unweit von seiner Mündung in die Murg, die hier aus ihrem weithinauf sichtbaren Quelltale herabkommt.

Baiersbronn ist der Sitz der Verwaltungsbehörde des

größten Gemeindebezirks des Landes Württemberg. Dieser erstreckt sich mit zahllosen Weilern und Höfen vom Kniebis bis zur Hornisgrinde und hat nach der offiziellen Oberamtsbeschreibung einen Umfang von über sechzehn Stunden.

Drum saß auch oben am Mittagstisch im Ochsen ein gebildeter Schultheiß, ein junger Mann mit Zwicker; ein gewöhnlicher Bürger könnte diese Riesendorfgemeinde nicht beherrschen. Dieser Mittagstisch, an dem ich als ganz stiller Esser teilnahm, war mir in verschiedener Richtung interessant. Der Oberamtmann von Freudenstadt war da, wie es schien, auf Ortsbereisung. Der junge Schultheiß präsidierte als Stammgast, dem Oberamtmann aber hatte man seinen Platz in der Reihenfolge der Ankömmlinge angewiesen, er saß unten neben mir.

Wenn im Badischen ein Oberamtmann in ein kleines Städtchen oder in ein Dorf kommt, so beeilen sich Wirt und Gäste, dem Mann den Ehrenplatz zu reservieren. Ein Bürgermeister gar würde es als Majestätsverbrechen ansehen, wenn er oben am Tisch säße, der Bezirksregent aber unten.

Aber das ist die Macht der Bureaukratie in einem Land, wo man am meisten Phrasen macht über den freien Bürger und die Selbstregierung des Volkes!

In der Nähe von Baiersbronn wird eine neue, große Landstraße angelegt. Deshalb waren einige Ingenieure und Baumeister bei Tisch, lauter junge, frische, intelligente Männer, deren Wesen mir außerordentlich gefiel, nachdem schon Schultheiß und Oberamtmann meinen stillen Respekt erhalten hatten.

Gegen Ende des Mahles kam ein weiterer Gast, der protestantische Pfarrer von Baiersbronn. Ich glaubte baumfest, es wäre ein katholischer Landdekan, und erst, als ich merkte, es sei der Seelsorger des ganz protestantischen Dorfes, änderte ich meinen Glauben. Ich wünschte, daß alle katholischen Dekane so würdig klerikal gekleidet wären und so hochintelligent in die Welt schauten, wie dieser Landpfarrer von

Baiersbronn. Sein offenes, geistreiches, biederes, joviales Schwabengesicht machte mir den Mann ungemein sympathisch, und wenn ich auf Reisen nicht ein so stummer Beobachter wäre und „das Vorstellen“ nicht so haßte, hätte ich mich gern dem Mann genähert. —

Es war drückend heiß geworden, und ich bestellte mir für den mühsamen Weg nach Freudenstadt einen Einspänner, staunte aber nicht wenig, als ein kaum zehnjähriger Knabe mit einem jungen Pferd daherfuhr und mich einlud einzusteigen. Sein Vater müsse Heu machen, sein älterer Bruder sei in der Realschule, und nun dürfe er fahren. Die Schneid und die Zuversicht, mit welcher der kleine Johannesle seine Sache vortrug, gefielen mir, und zur Not bin ich auch noch ein alter Kutscher.

Gleich nach dem Wegfahren bemerkte ich, daß er ja nicht einmal eine Peitsche habe. „Schauet Sie,“ meinte er, „dees isch a so a feins, nobels Rößli, dees isch wie a Lämmli, un lauft mir ohne Goasel!“ Dann erzählte er, wie er im Frühjahr mit dem Rößli und mit zwei Obstweibern ins Badische gefahren sei über die Berge, nach Oberkirch, um Kirschen zu holen, und wie er dann einmal g'nug Kirschen gegessen habe.

Er kannte und grüßte jedermann, der des Wegs daherkam, zeigte mir, während wir oben am Berg hinfuhren, alles in der Gegend und wies auch hinab nach den uralten Bergbaustätten Friedrichstal und Christofstal drunten am Forbach. Dazu fuhr er flott vorwärts, so daß wir früher, als ich geglaubt, die Paßhöhe, auf welcher Freudenstadt liegt, erreichten.

Ich hatte deshalb noch Zeit, die protestantische Stadtkirche zu besehen, ehe der Zug abging. Aber Johannes Gottlob, mein Fuhrmann, begriff das nicht. „Jetzt habet Sie das Fuhrwerk bezahlt bis hinab an den Bahnhof und wollet scho vor der Stadt aussteige und in die protestantisch Kirch und seid a katholischer Herre“! Ich belehrte den kleinen

Schwaben über beides. Er ließ mich aussteigen, wendete sofort um und fuhr mit seinem „feinen, noblen Rößli“ bergab, nachdem er unter „Dank und B'hüet Gott!“ seine Wollmütze abgenommen hatte.

Was ein rechter Schwabe werden will, dachte ich, der zeigt sich bei Zeiten. Ich meinte schon lange, die Schwaben hätten, wie die Italiener, von Natur aus mehr geistige Begabung, als andere Europäer, und der kleine Baiersbronner hat mich aufs neue darin bestärkt. —

Es sind gerade zweiundzwanzig Jahre, daß ich 1867 zum erstenmal vom Renchtal her über den Kniebis nach Freudenstadt gestiegen kam.

Das luftig gelegene Städtle verdankt seine Entstehung bekanntlich dem Herzog Friedrich I., der für die von Erzherzog Ferdinand in Kärnthen und Steiermark vertriebenen protestantischen Bergleute in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts einen Tannenwald lichtete. Er hoffte von ihnen eine neue Belebung des Bergbaus im Forbachtale. 1599 begann der Bau der Stadt, die 1602 schon 80 Häuser zählte und einen am 13. Juli dieses Jahres „eingeweihten“ Galgen. Schon ein Jahr zuvor war der Bau der Kirche begonnen und 1608, wo man bereits über 2000 Einwohner zählte, vollendet worden.

Mit dieser Kirche hat die Renaissance ihren ersten Einzug auf dem Schwarzwald gehalten. Sie mußte sich aber, weil die Bauleute noch nicht auf sie eingeübt waren, außen auch noch Gotik gefallen lassen. Im Innern herrscht sie vor.

Die Stukkaturbildwerke an den Emporen und an der Kanzel sind nicht ohne Kunstwert und bedürfen nur der Restauration, die eben im Gange ist, um solchen noch mehr zu zeigen.

Mehr Wert haben der romanische Taufstein aus dem 11. Jahrhundert und ein gotisches Kruzifix in Lebensgröße, beide dem benachbarten Kloster Alpirsbach entnommen. Ich sah diese Kunstwerke schon vor zweiundzwanzig Jahren, damals ohne Verständnis.

Der Kruzifixus fesselte mich heute in hohem Grade. Störend und zum Lächeln reizend war nur die Erklärung des Kirchendieners: „Auf dieser Seite sehen Sie den letzten Hauch des Sterbenden und auf der andern den Sterbenden im Tode." In Wirklichkeit zeigt auch das Haupt, je nachdem man sich stellt, merkwürdig die verschiedenen Züge des Sterbens und des Todes. Und der Mönch von Alpirsbach, der es geschnitten, war ein Künstler von Gottes Gnaden.

In neuerer Zeit wurde der Kruzifixus, wohl von einem hiesigen Anstreicher, gefaßt, und diese Anstreicherei ist geradezu grauenhaft liederlich. Ein solches Kleinod der Kunst sollte man nicht eine Stunde lang so „verschmiert" lassen.

Sonst wird die Kirche von Freudenstadt von Nichtkunstverständigen besucht wegen der „Merkwürdigkeit", daß die männlichen und weiblichen Besucher des Gottesdienstes einander nicht, beide aber den Geistlichen sehen können. Die Emporen laufen wie zwei Flügel in einem rechten Winkel in der Mitte der Kirche zusammen, während die Kanzel und der Altar vor der Spitze des Winkels sich befinden.

Es ist dies eine den Bau verunstaltende, wohlgemeinte Spielerei, die heutzutage in unsern modernen Städten ganz unnötig wäre. Die Gefahr, daß die gebildeten Geschlechter des 19. Jahrhunderts in der K i r ch e sich zu viel anguckten, ist geschwunden. Es wäre jetzt viel angezeigter, die Theater so zu bauen, wie die guten alten Freudenstädter ihre Kirche gebaut haben. —

Freudenstadt ist mir von einem Strahl der Sonne meiner Kindheit vergoldet. Vor vierzig Jahren kamen auf die Wintermärkte Haslachs, wie heute noch, die Tuchscherer und Messerschmiede von dort und hielten ihre Einkehr in meinem Elternhaus.

Wenn dann frühmorgens die ernsten, bärtigen Männer mit ihren großen Schildkappen in die Stube traten und es hieß, sie seien die ganze Nacht hindurch über den Kniebis gefahren, so kam mir „das Freudenstadt" vor wie eine zauber-

hafte, verwunschene Bergstadt, und ich sah an den biederen Schwaben hinauf wie an Menschen aus einer andern Welt. —

Aber noch eines will ich erzählen von den alten Freudenstädtern. Obwohl durchweg protestantisch, hatten die Bürger ehedem die Sitte eingeführt, jeden durchreisenden Kapuziner über Nacht zu behalten und zu bewirten. Das war aber so gekommen: Als 1693 die Franzosen und Weimarer die Stadt plünderten, wollten sie den protestantischen Stadtpfarrer Jürg Stöffler aufhängen, weil er ihnen die versteckten Kirchengefäße nicht herausgab. Der schwedische Feldpater, ein Kapuziner, trat aber für ihn ein, und sie schenkten dem Pfarrer das Leben. Seitdem wurde bis ins 19. Jahrhundert herauf jeder Kapuziner, der in Freudenstadt sich blicken ließ, gastiert. Respekt davor!

Heute fürchten die liberalen Württemberger, wie die Badenser, außer Gott längst auch die Jesuiten und die Kapuziner, und dies ist der Schwaben Achillesferse. In dem Punkt sind sie gerade so gescheit, wie die liberalen Schwaben in Baden. —

Als ich aus der Stadt weg den Berg hinab zum Tal stieg, wo der Bahnhof steht, wunderte ich mich nicht mehr, warum der wackere Johannesle von Baiersbronn mir den heißen, schattenlosen Abstieg hatte ersparen wollen und ich gedachte nochmals mit Freuden des klugen Schwabenbübleins.

Die Welt ist, seitdem das Dampfroß auch auf die Berge gestiegen ist, nahe beisammen. Man fährt in kaum vier Stunden vom nordöstlichen Schwarzwald bis hinauf ins obere Breisgau, vom Kniebis bis an die Ausläufer des Feldbergs, von Freudenstadt bis Freiburg.

Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich unterhalb Freudenstadt, bei Alpirsbach und Schenkenzell, zum erstenmal im Leben ins oberste Kinzigtal kam. An der Kinzig geboren, an der Kinzig die gold'ne Jugendzeit verlebt und noch nie an ihrer Quelle gewesen, dessen schäme ich mich heute in meinen alten Tagen. Doch erst wenn wir alt wer-

den, lernen wir ja die Jugendzeit und alles, was mit ihr zusammenhängt, schätzen. So beschloß ich denn, heuer noch, sicher aber, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, im kommenden Frühjahr die Quelltäler der Kinzig zu durchwandern. Ich hätte es sofort getan, aber ich hatte zwei Nächte nicht geschlafen und war matt und müde.

Es war über vier Uhr nachmittags, da ich Freudenstadt verließ, und schon nach acht Uhr abends schritt ich meiner Wohnung zu in der Dreisamstadt, aufs neue überzeugt, daß der Schwarzwald überall schön wäre — wenn die Kulturmenschen in seinen Wirtshäusern einen schlafen ließen.





Eine Rundreise.

1886.

1.

Zu den lobenswerten Fortschritten unserer Zeit gehören zweifellos die kombinierbaren Rundreisebillette. Sie reizen einen förmlich zum Kombinieren und zum Reisen. Hat man einmal das Kursbuch und die Eisenbahnkarte vor sich, so will man bei den billigen Preisen und den lockenden Linien gar nicht aufhören zu kombinieren, bis einige Hundert Kilometer beisammen sind.

So kommt fast jeder weiter, als er will. Und das ist von Nutzen; denn je weiter man reist, umsomehr sieht und lernt der Mensch und kann was erzählen, wenn er heimkommt. Drum sollen sie leben die kombinierbaren Rundreisebillette! Sie haben es auch unsereinem angetan, daß er dieses Frühjahr, im Monat Mai, für 105 Mark eine große Rundfahrt gemacht hat, die er nun allhier skizziert wiedergeben möchte.

Die erste Station ward in Baden-Baden gemacht. Sie ist zu allen Zeiten schön, selbst in der „Saison morte", die alte, hügelige, von dunkeln, hohen Waldbergen umrahmte

Bäderstadt mit ihren zahllosen Villen, in denen Menschen aus allen Himmelsgegenden sich des Lebens freuen. Aber diesmal sah ich sie im Wonnemonat Mai, wo alle Blumen sprangen, überall Vöglein sangen und wo es wimmelte von lebensfrohen Menschen, und da war sie denn, vom alten Schloß herab gesehen, zauberhaft schön, die „Aurelia Aquensis“ der alten Römer.

Mitten im jungen, hellgrünen Buchenwald stand dunkel das alte Gemäuer der stattlichen Ruine, und die Äolsharfen klangen noch auf den Mauerkronen, wie vor mehr denn dreißig Jahren, da ich als junges Studentlein ihnen lauschte.

Sinnend lehnte heute ein Mann, an der Grenze zwischen Jugendzeit und Mittelalter, an dem alten Gestein neben den Äolsharfen. Er mochte darüber nachdenken, daß die wechselnden Jahre seine Jugend so schnell hinausgetragen hätten in das uferlose Meer der Zeit, wie die Äolsharfen ihre Töne ins Oos- und Rheintal. Beim Nahen meiner Tritte schaute er aus seinen Träumen auf, und jetzt erkannte ich ihn.

Es war Freund Bär, der erzbischöfliche Bauinspektor, ein junger, genialer Künstler, den ich vor zwei Jahren in Freiburg kennen lernte, dessen geistreiches, lebhaftes Wesen mich bis zur Freundschaft anzog trotz der Verschiedenheit unseres Alters und unserer religiösen Anschauungen. Er wollte in Badens Thermen Heilung suchen für seinen Rheumatismus, den er sich als deutscher Krieger in Ehren geholt im Feldzug gegen die Franzosen, nicht ahnend heute, daß der Tod ihn bald von seinen Leiden befreien würde.

Er gehört zu den wenigen eigentlichen „Badegästen“ Badens; denn in diesem Weltbad finden sich meist Gesunde zusammen, um das Leben zu genießen, was ihnen und namentlich den Einwohnern der Stadt zu gönnen ist. Denn Gesunde geben mehr fürs Leben aus, als Kranke, und das Ausgeben und Einnehmen spielt ja die Hauptrolle im menschlichen Verkehr.

Die meisten Bäder der alten Römer, und zu diesen gehörte Baden-Baden, waren bekanntlich auch nur Luxusbäder, in denen man gelegentlich sich badete und wusch, während das Dolce far niente und der heitere Lebensgenuß die Hauptrolle spielten.

Ich erinnere nur an das Bajae der Römer am Golf von Neapel. Hier kamen die Konsuln, Prokonsuln, Prätoren, Legaten und Ritter des unermeßlichen Reiches zusammen, um sich von den Strapazen in den entlegenen Provinzen zu erholen und das vielfach erpreßte Geld zu verprassen, während drüben in Capri der Cäsar Hof hielt.

Heute kommen die Gründer, Bankiers, Spekulanten in die alten Römerbäder Germaniens und ruhen ebenfalls aus auf ihren — Lorbeeren.

Aber auch in der Aurelia Aquensis haben die Römer sich getroffen: die am Rhein und in Gallien stationierten höheren Offiziere, die Beamten, die Reichspostmeister an den Heerstraßen hin; auch der kaiserliche Hof mag von Trier herauf bisweilen hier Station gemacht haben, wie in unsern Tagen der Deutsche Kaiser.

Allerdings stand damals der Kiosk noch nicht, in welchem heute die Kapelle Könnemann konzertiert, auch das Friedrichsbad existierte nicht; aber sicher haben die Herren Römer ebenso gut sich amüsiert und gerade so elegant gebadet, wie wir, oder richtiger gesagt, viel besser, weil ihr Kulturleben zur Zeit, als die Aurelia Aquensis in der letzten Kaiserzeit aufkam, ein weit verfeinerteres war, als selbst unser heutiges. —

Meiner Wohnung im „Maison Reichert“ nach zu schließen, hätte man glauben können, ich sei auch einer von den Reichen dieser Welt; denn der Hausherr, mein liebenswürdiger alter Freund Max, hatte mir zwei Salons zur Verfügung gestellt, die in der „Saison“ pro Tag mehr kosten, als unsereiner im Monat aufbringen könnte.

Aber eine „vornehme Wohnung“ tut einem armen und

armseligen Schriftsteller auch einmal gut. Man kommt sich vor, wie ein nasser Gassenspatz in einem mit Federn belegten Schwalbennest und dünkt sich selbst vornehmer. Es wächst der Mensch nicht bloß mit seinen höhern Zielen — sondern auch in einem neuen Rock und in der noblen Garnitur eines Zimmers.

Ich stolperte einsam und unbeachtet unter der vornehmen Badewelt und der behäbigen Bürgerschaft der Stadt herum, und doch hab' ich seinerzeit auch ein Scherflein zur neuern Geschichte Baden-Badens beigetragen. Ich habe 1872 als Landbote den Bericht der Budgetkommission gefertigt zur definitiven Aufhebung der Spielbank und im Namen der gleichen Kommission die ersten Summen zum Bau des Friedrichsbades gutgeheißen und genehmigt.

Für ein besonderes Ehrenamt galt aber, was ich gleich bemerken will, damals die Übertragung des Badebudgets nicht. In der Regel bekam es ein Neuling im Staatshaushalt, der Ungeschickteste der Kommission, und der war ich, und nur ein Zufall brachte die wichtige Aufhebung der Bank während meines Badekonsulats. —

Von Baden fuhr ich in die Residenzstadt Karlsruhe, meine Lieblingsstadt in Süddeutschland mit ihren geraden Straßen, ihren sentimentalen Eichen im Schloßgarten, ihren lebenslustigen, gemütlichen Bürgern, ihren strebsamen Beamten und ihren guten Mittagstischen. Aber nur von einem Zug auf den andern genoß ich die liebe Stadt, machte zwei ministerielle Besuche, aß und trank im „Geist", weckte Erinnerungen an vergangene Zeiten und ließ mich dann vom Schnellzug in die nächste Residenz tragen.

Man könnte meinen, unsereiner reiste nur auf „lateinische Zehrung", wenn ich berichte, daß ich auch in Stuttgart vornehme Gastfreundschaft genoß, wie in Baden-Baden. Ich wohnte im Kriegsministerium bei dessen Chef, General von Steinheil. Allein ich bin, zu meiner Ehre sei's gesagt, kein Freund vom „Schinden" und „Schmarotzen", und es

muß mir eine Einladung sehr gut gefallen, bis ich sie annehme.

General von Steinheil, der, wie seine nächsten Familienangehörigen, schon öfters mein Gast war, hatte mich eingeladen, auf dem Durchweg doch nicht an Stuttgart vorüberzufahren. Der Herr General ist zudem von einer Liebenswürdigkeit, Biederkeit und Hochherzigkeit, wie sie mir in dieser herzgewinnenden, anspruchslosen Form bei einem Manne von der Stellung nur noch einmal im Leben begegnet sind.

Ich freute mich ordentlich, wieder mit diesem Mann zusammen sein zu können. Des Tags über besorgte er sein mühevolles Amt, und am Abend saßen wir beisammen, wie die alten Deutschen, und tranken eins, und redeten, wie's Männern geziemt.

Sein Schwiegersohn, Hauptmann Sprandel, ein vieljähriger Gast meines kleinen Häuschens am Bodensee, gab den Tag über, soweit sein Dienst ihn frei machte, mir das Geleit durch die Schwabenresidenz, von der ich im ersten Teil der „Dürren Blätter" schon erzählt habe.

Doch sah ich diesmal außerhalb der Stadt zwei Schöpfungen des verstorbenen Königs Wilhelm, den Rosenstein und die Wilhelma, die beide mich außerordentlich überraschten.

Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es anfangs der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts möglich gewesen wäre, aus dem Wust, in welchem unsere Baukunst damals lag, mit einemmal solch ein herrliches Landhaus im römisch-antiken Styl herzustellen, wie diesen Rosenstein.

Man mag mir von der jetzt wieder so hoch kultivierten Renaissance noch so viel Schönes sagen, mir gefällt das rein Antike, wie es in diesem einstöckigen Bau vor mich hintrat, in seiner ganzen, edlen Einfachheit doch noch besser.

Was mich schon in Pompeji so sehr gewann für die Bauart der praktischen Römer, ist der Umstand, daß sie sich auf ein Stockwerk beschränkten für Wohnhäuser, und diese so

wohnlich, bequem und heimisch ausstatteten als möglich. Wir bauen Kasernen, in denen einer dem andern auf dem Kopf herumtrampelt vom zweiten Stock an bis hinauf zum Mansardenbewohner.

Durch kleine Rosenwälder und schattige Alleen vom Rosenstein getrennt, treffen wir am Fuße des gleichen Hügels, der dies römische Landhaus trägt, die Wilhelma, ein kleines maurisches Schloß mit Dependancen, die durch Kolonnaden mit dem Hauptgebäude verbunden sind. Mir wäre aber der Rosenstein lieber; er ist viel einfacher, freier und edler, während die Wilhelma finster, vornehm und despotisch aussieht, wie ein maurischer Kalife.

Die Gartenanlagen mit ihren gestutzten und dressierten Hecken imponierten mir nicht. Wo die Natur zu sehr verkünstelt wird, da wird sie einfältig und geckenhaft. Sie wirkt hier gerade so leblos, wie die toten Tiergestalten, die allenthalben im Grase umherliegen. —

Am andern Tage, Sonntag, wollte mich der Herr General nach dem zwei Stunden von der Stadt entfernten Lustschloß Solitude führen, wo einst Schiller, durch den dieselbe so „berühmt“ wurde, als Karlsschüler wohnte. Allein es trat kaltes Regenwetter ein. Ich ging mit dem Hauptmann in den sogenannten „Stadtgarten“ von Stuttgart. Dieser ist ein lucus a non lucendo, viel zu klein für eine so bedeutende Stadt und etwa groß genug zu einem Kindergarten für das betreffende Stadtviertel.

Übrigens bereute ich es nicht, ihn betreten zu haben. Ich traf darin die zwei bedeutendsten homöopathischen Ärzte der Stadt und wohl auch des Landes, die Doktoren Rapp und Stiegele. Den letztern kennen wir von der Waldburg her, und den erstern hatte ich einmal auf einer Bodenseefahrt kennen gelernt. Beide sind Anhänger eines gewissen Spiritismus, den ich an Ärzten immer viel höher halte, als den üblichen Materialismus. Dr. Rapp ist dabei eine so fein- und tiefgeistige Erscheinung, daß er mir vorkam wie

ein alter „Seher" von Gottes Gnaden, und seine Prognosen zeugen sattsam von seiner Sehergabe.

Ich brachte den Abend in der Familie meines Freundes Stiegele zu, d. h. bei ihm und der zarten, goldlockigen Frau „Amelie", und freute mich, zu sehen, wie der junge Homöopath noch immer der alte Sanguiniker ist und für alle Novitäten auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und des Spiritismus schwärmt und mit ihnen experimentiert. Manchmal hat er mich früher auch angesteckt, wie es ein Sanguiniker beim andern gerne tut und seinen Zweck leicht erreicht.

Leider war trotz des kalten Wetters draußen in unserm Doktorsalon am Stadtgarten nur eine homöopathische Dosis von Wärme. Ich erkältete mich und trug einen Schnupfen und Katarrh von Stuttgart weg, der mich die ganze Reise über nicht verließ, sehr belästigte und in meinem Humor beeinträchtigte. Denn bekanntlich sind wir armselige Menschen trotz unseres Denkerstolzes und unserer Philosophie selbst von einem Schnupfen abhängig.

Einen Abend brachte ich auch mit meinem Hausherrn bei meinem militärischen Cicerone und der Frau Hauptmann zu. Die beiden bewohnen eine herrliche Villa auf einer Anhöhe oberhalb der allzu gotisch blühenden Johanniskirche mit einem reizenden Ausblick auf die Stadt. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß der Hauptmann weit eleganter ausgestattet sei in seinen Appartements als sein Schwiegervater, der General und Kriegsminister. Aber das ist der Fortschritt der Kultur, eine Generation überbietet die andere in feinem Lebensgenuß, bis endlich die Kultur alles ausgesaugt hat und die Unkultur beginnt. Dann geht die Skala wieder abwärts bis zu der Stufe, auf welcher die Menschen in Europa wie ehedem unter Zelten wohnen, und die Männlein in Ziegen- und die Damen in Schaffellen einherwandeln. —

Ich habe einmal über dem Gastzimmer eines alten, schwäbischen Klosters die Worte gelesen: „Post tres dies

vilescit piscis et hospes", d. h. nach drei Tagen ist ein Fisch und ein Gast nichts mehr wert. Seitdem bin ich nie mehr als drei Tage irgendwo als Gast geblieben, so sehr hat jene alte, treffende Mönchsregel mich beeinflußt. In solchen Dingen hat das Volk den richtigen Instinkt. Kein Bauersmann wird länger als zwei Tage irgendwo bleiben. Bei den bessern und gebildetern Ständen ist es Mode, auf recht lange einzuladen und recht lange zu bleiben. Kaum ist aber der Gast einige Tage im Hause, so heißt es zwischen dem Hausherrn und der Frau: „Wenn nur die oder der wieder fort wäre; es ist eine wahre Last." Wenn dann aber der sehnlichst fortgewünschte Gast wirklich geht, bedauert man ihm gegenüber, daß er so frühe fort wolle. So verlogen und heuchlerisch sind die Kulturmenschen. —

Ich fuhr am vierten Tage München zu. Daß man mit dem Schnellzug immerhin noch einen halben Tag braucht, um von Stuttgart nach Isar-Athen zu kommen, behagt einem schon nicht mehr. Deshalb lobe ich mir die „Blitzzüge", welche der Ungeduld des heutigen reisenden Menschen allein noch für einige Jahre genügen.

Ich logierte mich in München im „Hotel Detzer" ein, dessen Besitzer einst, da ich 1876 krank aus Italien gekommen war, als Posthalter von Tegernsee mein Gastwirt gewesen, und der zu den seltenen Hoteliers gehört, die einem wirklich zur Unterhaltung dienen. Es gibt in der Regel kaum etwas Lästigeres, als das Gerede eines Wirts an seinen Gast. Aber der heutige Besitzer vom schwarzen Adler in der Kaufingerstraße ist mein Mann, dem ich den ganzen Tag zuhören, und über dessen „brillanten" Redensarten ich alle Kunstschätze und Bierkeller der Stadt vergessen könnte.

Der Mann hat eine Pfälzer Zunge und ein altbayerisches Herz, verbunden mit allen Eigenschaften des Schlaumeiers, der seine Gäste nicht umsonst unterhält. Er schildert die Sehenswürdigkeiten, die Tagesereignisse und die hohe Politik des Landes in einer so drastischen, originellen und hoch-

komischen Art, daß ich mich jeweils schwer von ihm trennte, um meinen sonstigen Verpflichtungen in München nachzukommen.

Wenn ein Berliner derart von seiner Residenz redete, käme es einem prahlerisch und abstoßend vor, die großen Reden unseres Hoteliers wirkten dagegen ungemein anregend und im höchsten Grade unterhaltend. —

Mein erster Besuch galt den Künstlern Zimmermann, Vater und Sohn, alten, lieben Freunden. Ich traf beide in ihren Ateliers. Der Sohn vollendete eben ein Bild für die Ausstellung nach Berlin, Jesus und die Fischer, für das er seither mit der goldenen Medaille bedacht wurde — während der Vater ein Genrebild ausarbeitete, ein Fach, in dem er Altmeister ist.

Prinz Luitpold, der jetzige Reichsverweser, ist kein seltener Gast in diesen zwei Ateliers, und erfreut sich namentlich der jüngere Künstler seiner besondern Gunst.

Mit diesem wanderte ich sodann in die neue Pinakothek, wo ich zum erstenmal meines Begleiters „Geburt Jesu" sah, das zum Besten gehört, was die Neuzeit in dieser Richtung geschaffen hat. Es ist, ohne Übertreibung gesagt, ein Bild, würdig des Pinsels eines Correggio.

Was mich an den neuen Malern nicht entzückt, ist ihr Realismus und ihr Naturalismus, der namentlich hervortritt bei Bildern religiösen Genres. Mein Freund Ernst, der auch eine wundervoll gemalte Madonna schuf, nannte sie bezeichnend nur eine „Mutter mit dem Kindl". Und ähnlich ist's bei allen neueren Heiligenbildern, es fehlt ihnen die Hauptsache — die Heiligkeit.

Ein weiterer, auffallender Zug der neuesten Malerei ist, daß sie alles aufs Kolorit legt. Die frühern großen Meister unseres Jahrhunderts, Overbeck, Cornelius, legten alles auf gute Zeichnung; jetzt sind Zeichnung und Motiv Nebensache und die Farbe die Hauptsache. Ich muß aber offen gestehen, daß mir, dem Laien, abgesehen von obigem Realismus, die

Bilder der neuern Schule weit mehr gefallen, als die Werke eines Overbeck und Cornelius.

Mehr aber als die Gesamtleistung unseres Jahrhunderts sprechen zu einem die alten Meister, und wer aus der neuen Pinakothek in die alte schreitet, den mutet es an, wie wenn er aus einem geschmackvoll möblierten Privatsalon in einen gotischen Dom kommt. Wenn ich es drastischer ausdrücken soll, so möchte ich sagen: die alte und die neue Pinakothek verhalten sich in ihrer Wirkung auf die Seele des Beschauers zueinander, wie die Wirkung eines alten, goldenen Rheinweins zu der eines blassen Apfelmosts auf den Gaumen des Trinkers.

Selbst mein Begleiter, der modernen Meister Ersten einer, gab dies zu und erkannte die Alten als die ewigen, bis jetzt unerreichten Lehrer der Jungen an.

Einen Abend brachte ich in der heitern Isar-Stadt auch in der Künstlerkneipe „Allotria" zu. Meine künstlerischen Freunde führten mich durch viele dunkle Straßen und Gassen, bis wir an einen Platz kamen, den ich aus meiner frühern Münchener Studienzeit als den Dultplatz zu erkennen glaubte. Hier stand abseits in einem Winkel ein kleines Haus, nicht unähnlich einer zerfallenen Hütte.

Das eigentliche Kneiplokal, düster und matt erleuchtet, gleicht innen einer alten, längst verlassenen Kapelle, in der Zigeuner ihr nächtliches Lager aufgeschlagen haben. Daß die Sache im höchsten Grade malerisch aussieht, brauche ich nach diesen Andeutungen nicht weiter zu detaillieren.

Um einen primitiven Tisch sitzen sie nun, die „Gesellen der malenden Kunst", lauter poetische Gestalten im Negligé eines Sommerabends — aus allen Ländern deutscher Zunge.

Ich traf da manch alten Bekannten und sah manchen Stern vom Künstlerhimmel Münchens. Unter ihnen auch den berühmten „Schwabenmaier", Dichter und Maler, eine urbiedere Schwabennatur, in eigener Not doch noch stets

bereit, seinen Freunden zu helfen, eine Art Crispinus unter den Künstlern an der Isar. Auch einen engern Landsmann fand ich hier aus dem untern Kinzigtal, durch den seine „Vaterstadt" Durbach noch so viel genannt werden kann, wie durch ihren starken Wein. Huber ist sein Name und er ein Neffe des in meinen Erinnerungen eines Reichstags-kandidaten genannten Verwalters Huber.

Es sind merkwürdige Leute, die Künstler. Betrachtet man ihren Anzug, die Ausstattung ihrer Ateliers und ihrer Kneipen, so findet man nichts von all' dem, was andere Leute schön finden. Alles ist wild, salopp, ungeordnet — gegen die ersten Regeln von Harmonie und Schönheit. Ein Paar alte, verwetterte Lederhosen oder einen vom Regen ver-waschenen „Loden" finden sie schöner, als ein Rosenbukett.

Bei alledem aber verkehre ich sehr gerne mit dieser Menschensorte. Es sind durchwegs heitere, gerade Naturen, die nichts Pedantisches, nichts Verstelltes und Höfisches an sich haben. —

Für den Fremden hat München zwei Anziehungs-punkte: die Kunst und das Bier, während der eingeborne Altmünchner nur vom letztern redet. Ich habe denn auch der zweiten Berühmtheit gehuldigt und bin zwei Abende im Hofbräukeller gesessen. Es waren heiße Maiabende, alles saß im Freien. Ich machte mich in die geschlossenen Räume, wo einige greise Stammgäste ihre Krüge hand-habten.

Man muß solch ein bemoostes Haupt bürgerlichen Stan-des in München sein Bier trinken gesehen haben, um einen rechten Begriff zu bekommen von der „Bierseligkeit" dieser Menschen. Die Hände über dem dicken Bauch gefaltet wäh-rend der Pausen von einem Trunk zum andern, das Auge andächtig und in zärtlicher Liebe auf den Krug geheftet, soweit die dicke, rote Nase die freie Aussicht gestattet — sitzen sie da, wie Götzenbilder. Kaum ein Radiweib oder eine Zeitungsverkäuferin oder ein Kumpan, der mit seinem ge-

füllten Krug dahertrottelt und sich zu ihm setzt, vermag den Alten in seiner Beschauung einen Augenblick zu stören.

So gemütliches Kneipen kennt eigentlich nur Deutschland und der Deutsche, der deshalb auch überall Heimweh hat, wo es kein Kneipen gibt. Es sind nicht bloß die Tannen, die Linden und die deutschen Eichen, welche dem „Dutschman" in Amerika und England Heimweh machen, es ist auch der Bierkrug und das Weinglas. —

München hat sich übrigens in den zehn Jahren, da ich es nicht mehr sah, nicht groß verändert, seine Straßen und seine Bierlokale waren damals ebenso belebt, wie heute. Eine Weltstadt wird es wohl nie werden, was ich ihm auch gar nicht wünsche.

Von all den vielen Bekannten und Freunden von ehedem suchte ich nur einen einzigen auf, den P. Petrus im Franziskanerkloster. Der Pförtner war noch der gleiche Bruder, wie anno 1868, da ich zum erstenmal in das abseits des großen Verkehrs gelegene Kloster kam. Er beklagte es mit mir, daß sie im Kloster kein Bier mehr brauen dürfen, jenes Bier, das einst das beste war in München. Manchen Nachmittag saß ich dort, und hab' unter den braven Mönchen mein Glas mitgetrunken. Tempi passati! Mir kann's heute gleich sein jenes Brauverbot des P. Provinzials, ich bin auch nicht sein Richter oder Ratgeber — aber in jenen Brautagen bekamen die Franziskaner Hopfen und Gerste von den Bauern beim Terminieren geschenkt, und die Armen der Stadt holten bei ihnen manch Labetrünklein. Jetzt müssen die Patres das Bier kaufen, ob schlecht oder recht, und die Armen bekommen keins mehr und die vielen guten Freunde des Klosters auch nicht.

Wenn ich einen Orden zu reformieren hätte, würde ich nicht bei Hopfen und Malz anfangen. —

Meinen Freund P. Petrus[1] konnte ich nicht sprechen,

[1] Er starb vor Jahren als Bischof von Augsburg.

er hielt eben Vorlesungen mit seinen Novizen und zwar so eifrig, daß er's nicht einmal hörte, als der Bruder Pförtner wiederholt anklopfte.

Ich redete noch etliches mit diesem über vergangene, bessere Zeiten und wanderte dann melancholisch über die Klosterbrücke der Stadt zu. Ich sage melancholisch, denn als ich das Klösterlein und alles wieder sah, unverändert, wie vor 18 Jahren, meinte ich, es seien erst wenig Monate, da ich hier aus- und einging, und doch ist seitdem fast ein viertel Jahrhundert vergangen. —

Auch in der Kirche von St. Peter, wo ich in jenen Tagen täglich meine Andacht verrichtete, ward mir's schwer ums Herz. In der Sakristei — ein einziges ausgenommen — lauter neue Gesichter. Meinen alten „Freund" Lambl, den Obersakristan von damals, haben sie längst begraben, diesen heitern, gemütlichen Mann mit der Figur und dem Air eines Dompropstes. Wie manchen Morgen habe ich mit ihm die ganze Weltlage besprochen, und jetzt ist ihm Abend und Nacht geworden!

Nur den geistlichen Rat Dr. Westermaier sah ich diesmal noch durch die Kirche schreiten, frisch und geistig hell, aber gebeugt von den Jahren, und in der Sakristei einen jungen Sakristan von ehedem, der aber jetzt auch grau geworden war und mich nicht mehr kannte.

Und mein Stübchen in der kleinen Gasse, die vom Marienplatz zu St. Peter heraufführt, im Hause d'Orville, schaute noch melancholisch auf die Straße herab wie einst. Aber die Menschen, die damals in diesem Restaurant aus und ein gingen, sind fort. Längst fort namentlich der gute Hauptmann Rhomberg, mit dem ich da ein und aus ging, und den ich einmal begleitete auf einer heitern Dienstreise über Benediktbeuern nach dem Kochel- und Walchensee.

Überall trafen mich Erinnerungen an vergangene Tage und vergangene Menschen. Drum trieb's mich fort, schon am dritten Tage, Salzburg zu.

2.

Wie im Juli brannte die Sonne, als ich am Mittag vom Bahnhof Salzburg in die Stadt fuhr, und diese Hitze ließ nicht nach, bis mein Rundreisebillett bis auf ein Blatt abgefahren war. Aber in Salzburg muß man recht froh sein um schönes Wetter; denn es ist bekannt als „Regenloch" schon von alten Zeiten her.

Im Hineinfahren merkte ich schon, daß die Neuzeit auch hier gewaltet in neuen Gebäuden und Straßen; allein drinnen über der Salzach war's noch das alte Salzburg wie vor bald zwanzig Jahren, da ich es zum erstenmal betrat. Kein Haus und kein Geschäft hatte sich verändert, es kam mir vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen.

Im berühmten „Peterskeller" hätte ich gewettet, daß noch die gleichen Tische und Bänke dastanden, wie anno 1869. Dieser vielbesuchte Weinkeller kam mir jetzt etwas gar zu primitiv vor und steht mit seinem Inventar nicht höher, als eine Gartenwirtschaft in einem armseligen Dorfe. Doch galt ihm diesmal nicht mein erster, sondern der letzte Besuch.

Am Nachmittag stand ich schon auf dem Kapuzinerberg, schaute nach Bayern, auf die Stadt und die herrlichen Berge, die sie zur schönsten deutscher Zunge machen.

Es ist in der Tat ein wunderschönes Städtebild, dies Salzburg, es vereinigt italienische Bauart mit deutscher Natur, es ist eine italienische Stadt in deutscher Landschaft.

Durch den Buchwald streifte ich weiter bis zum Franziscischlößchen. Auch hier alles noch, wie damals, nur älter und baufälliger. Ich begreife nicht, warum ein so reizender Fleck Erde mit solch wunderbarer Aussicht in der Nähe einer Stadt von 25 000 Einwohnern nicht besser unterhalten wird. Dies einstige Lustschlößchen eines Fürstbischofs ist trotz des reichen Besuchs von Fremden, die daselbst auch gerne essen und trinken, elend verwahrlost.

Als ich auf dem Heimweg das Glockenspiel vom Dom her wieder hörte, heimelte es mich so an, als ob ich ihm erst gestern das letztemal gelauscht hätte. Der Dom selbst machte aber den großen Eindruck nicht mehr auf mich. Ich hatte seitdem in Italien schon gar vieles gesehen, was ihn weit übertrifft.

Überhaupt interessierte mich, die Natur und Lage Salzburgs ausgenommen, diesmal nichts mehr, und ich beschloß deshalb, am andern Morgen in der Frühe Neues zu schauen, und fuhr mit einem Extrawagen nach dem Königssee. Eine herrliche Fahrt bei lichtestem Sonnenschein in einen duftigen Maimorgen hinein. Ich glaube, wenn mein Katarrh mich nicht verhindert, ich hätte gesungen, so wohl war's mir ums Herz.

Am marmorreichen Untersberg hin, über Grödig und Schellenberg, ging's in die bayerischen Berge hinein; Felsen, alte Schlösser, grüne Alpen, lustige Bergwasser wechseln malerisch ab das Tal hinauf. Gleich oberhalb Schellenberg schauen der große und kleine Watzmann von ferne herein und beherrschen fortan den Ausblick mit ihren weißen Kuppen und ihren schneeigen Felsrippen.

Wir lassen das auf einer Anhöhe reizend gelegene Berchtesgaden rechts liegen und eilen dem See zu. Aber beim Hin- und beim Zurückfahren ruht unser Auge wohlgefällig auf dem vielbesuchten Badeort, der einem freundlichen, modernen Bergstädtchen gleicht und von weitem verrät, daß viele Fremde da ihren Sommeraufenthalt nehmen.

Zwei Stunden vor Mittag war ich am Königssee und einige Minuten nach der Anfahrt schon in einem Nachen, um in das tiefgrüne Wasser hineinzufahren. Was mir am meisten gefiel an diesem schönsten Bergsee in deutschen Landen, ist seine ruhige Abgeschiedenheit zwischen majestätischen, hochaufsteigenden Kalkfelswänden. Ich weiß nicht, was mich mehr fesselte, die stillen, von keinem Windhauch berührten Wasser oder die stummen, gewaltigen Felsen, die wie gigantische Wächter dieselben einschließen. Bisweilen springt ein

Gletscherbächlein sprühend über die Felswände dem See zu oder die Bootsleute feuern gegen die Steinwälle eine Pistole ab, um die Echos wachzurufen — dann gibt's einen Moment Leben in diese Einsamkeit, die alsbald wieder mit doppelter Macht auf einen wirkt.

Ungemein angenehm war es mir, daß die zwei Bootsleute stumm waren wie die Fische. Kein Wort kam über ihre Lippen den ganzen See hinauf, und wenn ich sie fragte, fiel die Antwort so knapp als möglich aus.

Am Ende des Sees angekommen, legten sich die schweißtriefenden Fergen auf einen großen, bemoosten Stein unter Zwergtannen und fingen alsbald an zu schlafen, während ich über die schmale, steinige Landenge zum kleinen „Obersee" hinüberging. Hier ist die Ruhe noch imposanter, die Felswände sind noch stiller, die Einöde noch wilder. Die „Teufelshörner" ragen hoch über die Wassereinsamkeit hervor, und wie Silberfäden rinnt von ihnen das Gletscherwasser an einer mehr denn 2000 Fuß hohen Felswand herunter in das stille Wasserbecken.

Als ich mich umwendete, meinen Bootsleuten zu — stand der Watzmann in seiner ganzen Breitseite und Gewalt vor meinen Blicken, sonnenbeglänzt und schneeglitzernd, wie ein Mahnzeichen des Allmächtigen, um uns zu erinnern, wie klein wir sind und doch wie groß solch leblosen Riesen gegenüber.

Auf der Rückfahrt wimmelte der See schon von schießenden und johlenden Fremden, und ich war froh, so unbeschrien meine Fahrt durch diese stille Natur gemacht zu haben.

Meine Ruderer hatten gearbeitet wie die Löwen, ohne jede Aufforderung lautlos sich in Schweiß gebadet, zwei ernste, wetterbraune Männer, wie das bayerische Hochgebirge sie gerne aufweist. Beim Aussteigen fragte ich den Schiffsherrn, der am Ufer unser wartete, nach der gewöhnlichen Trinkgeldtaxe. Die schien mir aber so niedrig und so armselig für diese Arbeit bei der Temperatur von heute,

daß ich, obwohl zu den Armen dieser Erde gehörend, jedem der Männer das Vierfache der Taxe gab mit dem freudigen Bewußtsein, brave Menschen belohnt zu haben. Jetzt lächelten sie dankbar, der einzig heitere Strahl, der seit den vier Stunden, da ich um sie gewesen, über ihre harten Züge gegangen war.

Es kam mir das eigene Gelüste, vielleicht auch wachgerufen durch die kolossale Hitze des Tages, diesen wunderbaren See einmal im Vollwinter zu sehen, wenn das Eis seine stillen Wasser noch stiller gemacht hat, die alten Tannen, die auf der einen Seite ihn umrahmen, voll Duft hängen, die schroffen Felswände in silbernem Eisharnisch erglänzen, die Bootsleute als Holzhacker über den See wandeln, und ihre Axthiebe als Echos schallen über diese wunderbare Winterlandschaft hin.

Ein ganzes Heer von Droschken umstand das Wirtshaus „zum Königssee“, als ich in dasselbe eintrat, und das dienende Dirndl sagte mir, es kämen im Sommer deren bis vierzig und mehr täglich. Weil zuerst angekommen, fuhr ich auch zuerst wieder ab. Unterwegs, vor Berchtesgaden, wurde Halt gemacht, und ein „Steinsäger“ in einzeln stehender Hütte besucht, der die sporadischen Marmorsteine des Watzmann sammelt, sägt und poliert, ein mühsames Geschäft. Ich bestellte mir zwei solcher Steine als Briefbeschwerer.

Es gibt so viele Dinge, bei denen der Mensch die Natur verunstaltet, wenn er ihr nachhelfen will, beim Marmorpolieren ist das nicht der Fall. Hier zeigt uns erst die Menschenarbeit, was die Natur Herrliches produziert hat.

Bei Berchtesgaden wollte mein Fuhrmann mich animieren, zu tun, wie alle Reisende täten auf dem Rückweg vom Königssee, in das Salzbergwerk hinabzusteigen und seine Grotten und seinen See zu beschauen, ein Rat, dessen Befolgung bei der Hitze und bei meinem Katarrh für mich eine doppelte Narrheit gewesen wäre.

Weiter unten im Tale sollten die Pferde restauriert werden. Ich schlug dem Kutscher, der ohnedies viele Anlagen hatte, bei dem warmen Wetter an jeder der zahlreichen Wirtschaften eine Halbe zu trinken, vor, mir gemütlich hintennach zu fahren, während ich zu Fuß das herrliche Gebirgstal an der rauschenden Alm hinabwandern wollte.

Ein kleines Mägdlein gesellte sich bald zu mir. Es kam über einen Steg vom andern Ufer des Almbaches herüber, um weiter unten im Tale bei einer Bäuerin „eine Milch" zu holen. Das Kind gehörte einem armen Schuster oben im Berg, der so arm war, daß er inmitten von Wiesen und Alpen nicht einmal Futter für eine Ziege aufbringen konnte.

Auch an Arbeit fehle es dem Vater, meinte das Kind, der „andere Schuster" habe die meisten Bauern. Es hatte auch kein Geld, um die Milch zu bezahlen, und da ich fürchtete, die Bäuerin möchte deshalb dem armen Kind noch ein saures Gesicht machen, so gab ich ihm das Milchgeld. Es war überglücklich.

Ich machte mir dann im Weiterschreiten Vorwürfe, daß ich heute so üppig gelebt hatte in Fahren, Essen und Trinken. Das halbe Geld hätte ausgereicht für meine Bedürfnisse und der Rest die ganze Schustersfamilie einen Monat glücklich machen können. Was könnte an sozialer Not gemildert werden, dachte ich, wenn die Besitzenden, die höher und mittel Begüterten etwas mehr Selbstverleugnung übten und das so Gewonnene den wirklich Armen zukommen ließen!

Nach einiger Zeit kamen abermals zwei junge Bergbewohner von der Höhe herab und gaben mir das Geleite das Tal hinaus. Beide gingen ins Dorf Schellenberg, der Bursche, 15 Jahr alt, in die Maiandacht und das Mädel, ein Jahr älter, zum Krämer und dann auch in die Kirche.

Gar naiv erzählte der junge „Andres", er habe sich in den Finger geschnitten und eine schlimme Hand bekommen, so daß er nicht arbeiten könne. Da habe er gedacht, es könnte

nichts schaden, wenn er die Maiandacht besuche, bis seine Hand wieder gut wäre. So wandelt er jeden Abend über eine Stunde weit ins Dorf hinab und jede Woche einmal drei Stunden weit über die Berge zu einem Doktor im Österreichischen, der weit billiger sei als seine Kollegen in Berchtesgaden.

Obwohl der Bube, wie er sagte, ein Nachbar von dem Mädchen war, merkte ich doch, daß beide nicht viel auf einander gaben, und als ich sagte, die „Anna" werde auf den Andres warten, damit er sie das Tal hinaufbegleite, weil's Nacht würde — da meinte sie herb und kurz: „Den brauch i net, i find mei Weg alloaner." Sie schritt alsbald schneller voran und verließ uns beide. Der Andres erzählte mir nun, daß die Anna eines ärmern Bauern Kind sei, aber sie und ihre Schwestern hätten „alle so stolze Köpfe auf".

Es war aber ein bildschönes Kind, dieses Mädchen, und hatte dabei solche Entschiedenheit in ihrem Ausdruck, daß ich ihr das stolze Wesen leicht verzieh.

Beide hatten mir vorher bekannt, daß sie in ihrem Leben noch keinen Wein getrunken hätten, was ich um so eher glaubte, weil sie mein Anerbieten, ihnen Geld zu einem Schoppen zu geben, ganz definitiv ablehnten.

Bei der Kirche reichte mir der Andres die Hand zum Abschied und gesellte sich zu einigen Dorfbuben, die auf den Beginn der Andacht warteten.

Ich trat einen Augenblick in das kleine, schmucke Kirchlein, und da ich es wieder verließ, schritt eben die „stolze Anna" über den Kirchplatz; ich grüßte sie mit diesem Namen. Da entgegnete sie scharf: „Des hot der Derkel g'sagt, der Andres!" — und wild schritt sie die Kirchenstaffel hinauf.

Unten im Dorf, da es eben „zusammengeläutet" hatte, begegnete mir der Pfarrherr, dessen stattliche Wohnung fern der Kirche liegt. Ich gratulierte ihm zu einer Pfarrei in einem so herrlichen Tale, in das eben noch, von dem letzten Abendlichte getroffen, der Watzmann mit seinem weißen

Riesenhaupte herabschaute. Doch auch der Pfarrer von Schellenberg, ein starker, gesunder Herr, vordem Kooperator an St. Ludwig in München, hatte seine Klagen. Also auch „in diesem Tale bei frommen Hirten". wohnt das vollkommene Glück nicht, wie überall nicht, wohin der Mensch kommt mit seinem Elend und seinen Leidenschaften!

Die Aveglocke von Schellenberg tönte mir noch nach ins dunkelnde Tal hinab, und gar wohlig schritt ich am rauschenden Bache hin bis gen Grödig. Da holte mich der Kutscher endlich ein, bierselig und lustig; die Pferde teilten seine Munterkeit, und bald trabten sie über das alte Pflaster von Salzburg und setzten mich vor dem Gasthaus zur Krone ab. Hier schaute ich noch einige Zeit still den österreichischen Pensionären, Zivil und Militär, zu, wie sie im Abendfrieden ihres Lebens rauchten und Bier tranken und von vergangenen Tagen erzählten — dann legte ich mich zur Ruhe und träumte vom Königssee und vom Watzmann. —

Am andern Morgen fuhr ich hinauf zum Schloß Hellbrunn, das ich bei meinem früheren Aufenthalt in Salzburg nicht gesehen hatte. Es liegt, ein heiterer Barockstylbau, malerisch am Fuße des Gaisbergs und war im 17. und 18. Jahrhundert die Sommerresidenz der einst so reichen Erzbischöfe von Salzburg.

Man besucht es um seiner „Wasserkünste" willen, und es ist diesen Besuch wert. In dem im Styl jener Zeit zugestutzten großen Garten sind die verschiedensten Spielereien und Vexierkünste mit dem Wasser gemacht. Alle die steinernen Tische, Bänke, Statuen und Grotten spritzen Wasser aus, und wehe dem, der auf eine Bank sich niederläßt oder in einer Grotte steht, wenn die Schleusen sich öffnen. Von allen Seiten umgeben und verfolgen ihn die Wasserstrahlen.

An andern Stellen, in kleinen Nischen, treiben die Wasser alle Handwerke auf Erden, ja einen ganzen Jahrmarkt des Lebens.

Es muß eine gute, glückliche Zeit gewesen sein, in der

die Menschen solche Spielereien mit allem Scharfsinn des Geistes fertigten und fertigen ließen! Ich stellte mir vor, wie die alten Fürstbischöfe mit ihrem Hofstaat und ihren Gästen in diesen Spielereien umherwandelten und ihr Amüsement suchten. Heutzutag kömmt einem das Ganze vor wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht".

Auf einer kleinen Anhöhe steht das sogenannte Monatsschlößchen mit prächtiger Aussicht auf den Watzmann. Einst, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, besuchte ein Herzog von Bayern den Fürstbischof Marcus Sitticus, Grafen von Hohenems, den Erbauer von Hellbrunn, in diesem seinem Schlosse und meinte, auf der kleinen Anhöhe sollte ein Jagdschlößchen stehen.

Einen Monat später kam der gleiche Herzog auf der Rückreise aus einem der Bäder des Salzkammerguts abermals zum Primas von Deutschland. Und siehe da — das Schlößchen stand.

Die Säkularisation hat diesen Spielereien und Übermütigkeiten mancher Herren Fürstbischöfe ein böses aber nicht unverdientes Ende gemacht. —

Noch am Nachmittag, auf der Fahrt von Salzburg nach Linz, dachte ich an die talentvollen Künstler und Handwerker der Barockzeit, die wir mit dem verächtlichen Worte „Zopf" so gerne schlecht machen. Jene Leute, die an ihren Zöpfen Köpfe trugen, wie wir jetzt wenige haben, hätten sicherlich keine Eisenbahnwagen gebaut, wie ich heute einen genießen mußte.

Neben den elenden Coupés zieht ein schmaler Gang hin, der sie zu Mäusefallen macht und selber so eng ist, daß man, auch nur mit einem Zigarrenkistchen in der Hand, sich durchzwängen muß, um in sie hineinzukommen. Dazu Schnellzug, alle Plätze besetzt und eine Julihitze!

Diese miserable Fahrerei verdarb mir die ganze, landschaftlich manchmal recht schöne Tour zwischen Salzburg und Linz über die Täler der Vöfla, Ager und Traun.

Eines nur freute mich für einen Augenblick. Im Coupé saß ein junger Mann mit zwei Damen, denen gegenüber er den Löwen spielen wollte. Ich dachte an einen Vers Platens, wo er die Natur, „die mächtige, mannigfache, reiche", besingt und sagt:

Den Weisen hüllst du in dein Licht
Und gibst dem Schaf ein Schafsgesicht.

Der Löwe hatte das reinste Schafsgesicht und dabei der Natur noch nachgeholfen durch ein elegantes Spitzbärtchen, das ihn noch schafiger machte. Der Mann freute mich, weil es ihm „gar nicht zu Herzen ging, daß ihm der Schöps so vornen hing". Er hielt sich zweifellos für einen Adonis und gewann deshalb meinen Respekt für seinen Optimismus. —

Ich hatte früher Linz, die Hauptstadt von Oberösterreich, absichtlich und verächtlich überfahren und staunte heute um so mehr, als ich nicht bloß eine architektonisch schöne, sondern auch äußerst malerisch gelegene Stadt vor mir sah. Die vielen stattlichen, palastähnlichen Gebäude weisen auf eine weit größere Einwohnerzahl hin, als Linz in Wirklichkeit sie hat, und ich konnte kaum glauben, daß es nur 40 000 Einwohner zähle.

Unter dem Eindruck der Mäusefalle vom heutigen Nachmittag machte ich mich gleich nach meiner Ankunft und nach im Hotel zum Krebs genommenen Quartier ins Freie und stieg zum „Jägermeyer" hinauf, einer Restauration auf einem Hügel an der Donau gerade oberhalb der Stadt.

Je höher ich stieg, um so wunderbarer gestaltete sich die Lage der Stadt, und oben angekommen, vergaß ich die Restauration vollständig ob der herrlichen Nah- und Fernsicht. Wo man sich hinwendet, überall Natur in stiller Größe. Unter sich die Donau, wie sie ihre Wasser aus einer tiefen Schlucht herab der Stadt zuzwängt, um dann behaglich sich auszubreiten an den Wohnungen der Menschen hin. Über

ihrem rechten Ufer drüben der hohe Pöstlinsberg mit seiner weithinschauenden Wallfahrtskirche. Wendet man sich um, so zeigt sich dem Binnenlande zu vor uns der Freinberg mit dem gewaltigen Jesuitenkollegium, das, einem festen Schlosse gleich, die Höhe beherrscht; in der Ferne Oberösterreich bis hinab an seine Grenzen, durchzogen von der Donau.

Geht man einige Schritte durch ein lichtes Gehölz weiter, so tut sich im Südosten die ganze Kette der salzburgischen und steierischen Alpen auf, und zwischen uns und ihnen ein herrliches, wohlbebautes Land.

Ich bin schon auf vielen Bergen und Höhen gestanden und habe in Gottes Wunderbuch, Natur, gelesen und gestaunt, aber ergriffener ob der Schönheit war ich nie, als auf dieser Anhöhe bei Linz. Was ich hier gesehen, gehört zum Herrlichsten, was ich hienieden geschaut habe, und die Stadt Linz wird mir unvergeßlich sein um dieses einen Abends willen. —

Ich war ordentlich froh, andern Tags ein Schiff besteigen und den elenden Eisenbahnwagen bis Wien entrinnen zu können.

Die Donaufahrt konnte mich aber nicht mehr so begeistern wie die Aussicht oberhalb der Stadt.

Es war Sonntag; um acht Uhr fuhr das Dampfboot stromabwärts. Bis Mittag wollte ich im Kloster Mölk sein. Unser Schiff war überfüllt von Linzern, die Ausflüge machten, unter ihnen viele Offiziere der Linzer Garnison.

Ich fand noch das alte, gemütliche Wesen an diesen Militärs, wie ich es vor dreißig Jahren in Rastatt habe kennen lernen. Vom menschlichen Standpunkt aus war mir das nicht unangenehm, wohl aber vom politischen. Wenn ich es mit dem schneidigen Wesen preußisch-deutscher Offiziere verglich, so kam es mir vor, als hätten die Österreicher in den letzten drei Dezennien keine militärischen Fortschritte gemacht und die Preußen wären ihnen auf den ersten Blick bedeutend „über“. Der Gedanke kam mir auf der Reise

noch recht oft, wenn ich Soldaten und Offiziere sah, und wurde mir auch von ehemaligen österreichischen Offizieren bestätigt.

Ich wünschte aber im deutschen Interesse und da der Militarismus zur Zeit ein notwendiges Übel ist, das österreichische Militär ebenso tüchtig, als das unserige, und darum dem erstern einige Hundert preußische „Schulmeister". —

So malerisch auch die Donaufahrt ist, so unterhaltend der Wechsel von Dörfern, Schlössern, Ruinen, Klöstern und Kirchen, so darf sich die Fahrt von Linz bis Wien mit der Rheinfahrt von Mainz bis Koblenz ebensowenig messen, wie der österreichische Leutnant mit dem preußischen.

Am Rhein tritt das Gebirge viel näher, das Tal ist enger und die rebenumrankten Ruinen, Schlösser und Dörfer schauen viel lustiger drein. Auch sieht man bei jeder Station, daß am Rhein eine weit wohlhabendere, staatlich geregeltere Bevölkerung wohnt, als an der Donau.

Und doch ist auch hier altklassisches Land, das von den Tagen der Nibelungen bis hinab zur besten Römerzeit zu erzählen weiß. Pöchlarn, Mölk, Mautern werden im Nibelungenlied schon genannt.

In Pöchlarn, dem Bechelaren des Nibelungenliedes, wohnte der „vielgetreue Markgraf Rüdiger".

Wenn ich heute, im 20. Jahrhundert, da dies Buch neu erscheint, nochmals an Pöchlarn vorbeiführe, würde ich im Pfarrhaus ankehren, ehe ich in Mölk ausstiege. Denn die „Diakonissa" des Stadtpfarrers und Reichstagsabgeordneten Bauchinger ist eine meiner eifrigsten Leserinnen und hat mir schon wiederholt ihre Freundschaft ausgesprochen in Briefen.

Den „Herrn" und seine „Dienerin" kenne ich aus Photographien. Er sieht aus wie der „grimme Hagen" aus den Nibelungen, aber voll von einer eisernen Geradheit. In Byzanz ist er jedenfalls nicht daheim. Meine Leserin aber schaut mit ihrem sonst hübschen Gesicht so schmerzlich und

melancholisch in die Welt, als ob sie im Fegfeuer wohnte und nicht an der schönen blauen Donau. —

Eben läutete die Klosterglocke von Mölk „Angelus" zum Mittag, als das Boot am Fuße des Klosterberges anlegte, und der großartige Klosterpalast schaute mich an, als hätten wir uns erst vor wenigen Monaten noch gesehen. Am Ufer stand die Klosterkutsche, und der jugendliche Pater Bertholdus nahm mich im Namen des abwesenden Abtes, bei dem ich mich angemeldet hatte, in Empfang. In schärfstem Trab ging's den Berg hinauf dem herrlichen Stifte zu.

Im Juli 1869, an einem gewaltig heißen Sommertag, war ich von Salzburg her in einer Eisenbahnsitzung bis Mölk gefahren. Durstig suchte ich zunächst im Marktflecken eine Bierquelle auf und fand sie am gleichen Platze, wie 1886 noch.

Eine Anzahl Patres hatte damals eben in der Donau ein Bad genommen und restaurierte sich in der kleinen Sommerwirtschaft am Ufer. Ich stellte mich vor und fragte nach dem Pater Bibliothekar. Richtig war der unter ihnen, und freundlichst luden mich alle ein, sie zum Stift zu begleiten.

Acht Tage blieb ich in diesem herrlichen, gastlichen Gotteshaus, einer Gründung der alten Markgrafen von Österreich aus dem Hause der Babenberger, die lange hier residierten und da auch ihre letzte Ruhestätte fanden. Morgens ward studiert. Eine Handschrift vom Chronikon Hermanns des Lahmen von der Reichenau, dessen Leben ich schreiben wollte, hatte mich hierhergeführt. Da saß ich denn im hellen Sonnenschein in der fürstlich dekorierten Bücherei. Um zehn Uhr brachte ein Diener vom Pater Küchenmeister jeweilig einen Gruß, bestehend in einem „Backhähnel" und einem Fläschchen Gumpoldskirchner.

Am Mittag holte der Bibliothekar P. Vinzenz mich aus meinen Studien zum Tisch, und nach Tisch lud der „gnädige Herr", damals der stille, feine Abt Clemens Moser, zu einer Spazierfahrt ein auf irgendein Klostergut oder der heitere,

biedere alte Kämmerer und Kellermeister P. Lambert führte mich in den Garten zu seinem riesigen Bienenhaus. Drauf erfrischte man sich in der Donau, und gegen Abend sammelte sich, wer trinken wollte, um den gnädigen Herrn im Gartenhaus oben bei Wiener Bier und schaute in stillem Frieden über das herrliche Land hin.

Es waren unvergeßliche Stunden, die ich da erlebte, und alles erschien mir, dem Süddeutschen, neu und fremdartig. Wie ein Fürst wohnte ich in einem prächtigen Salon mit wunderbarer Fernsicht auf die steierischen Berge, und stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, schaute ich, unter meinem Fenster liegend, in die mondbeglänzte Landschaft.

Die Aufnahme war heute, 17 Jahre später, die gleiche. Nichts hatte sich zudem geändert, von den gewaltigen Klostergebäuden bis herab zum kleinen Gartenhaus — alles sah mich noch an, wie ehedem. Aber — ich war ein anderer Mensch. Jugend, Sang und Frühlingsluft waren fort — und fort waren gar manche aus dem Konvent, fort in die Ewigkeit, so der Abt Clemens, der P. Lambert, der jugendliche Pater Andreas und andere, die alle damals noch des Lebens sich gefreut.

Mein Freund P. Vinzenz Staufer, der Bibliothekar, lag todkrank in seiner Zelle, kaum fähig, einige Worte mit mir zu reden.

Das alles machte mich melancholisch, tief melancholisch. Wenn ich durch die gewaltigen Klostergänge wandelte, so kam mir alles wieder so bekannt vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen. Und wenn ich mir sagte, es sind 17 Jahre — so drückte die Eile unseres Lebens mich ebenso nieder, wie der Gedanke an die Toten.

Nur der P. Josef Bosch, damals Prior, lebte noch frisch und munter, als Exprior und Novizenmeister; ein lieber Mann, ewige Heiterkeit in seinen Mienen und voll des innern Seelenfriedens, den die Welt nicht geben kann. Seine irdische Freude sind seine Uhren und seine Vögel, und mitten

in diesem Ticktack der Pendel und dem Singen der verschiedensten Sänger studiert und schreibt der alte Herr seine Vorlesungen für die Novizen.

Ein und der andere Pater aus jenen Tagen war abwesend auf irgend einer Statthalterei des Klosters in Ungarn, Böhmen oder Niederösterreich.

Solch eine Statthalterei ließe ich mir auch gefallen. Der Betreffende ist Pfarrer des Orts, in welchem seine Präfektur liegt, verwaltet nebenbei als Rentmeister und Ökonomierat die Güter des Stifts in der Gegend und hat viele Knechte, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe unter seinem Kommando. Das würde mir behagen. Freilich muß eine solche Stelle in der Regel auf eine Art verdient werden, die mir in demselben Grade mißliebig wäre, in welchem das Amt, welches der Lohn ist, mir gefiele.

Der zukünftige Statthalter muß nämlich vorher eine lange Reihe von Jahren am Klostergymnasium als Lehrer gewirkt haben, dann erst hat er Anspruch auf eine Statthalterei. Der Schulhalter macht den Statthalter.

Eine reiche Benediktinerabtei, wie Österreich deren noch manche besitzt, gleicht einer kleinen Monarchie. Der König ist der Abt; der Gastmeister, Küchenmeister, Kellermeister sind die Hofchargen, der Kämmerer, der Gymnasiumsdirektor, der Waldmeister, Baumeister und Ökonomiepater die Minister, die Patres bilden das „Haus der Gemeinen", und die Stiftspächter, Knechte und Mägde auf den Gütern ums Kloster herum die Untertanen.

Diese Monarchien sind etwas absolut, da in ihnen die Parlamente d. i. die Mönche dem Abt gegenüber nur ein beschränktes Budgetrecht haben; allein je weniger ein Monarch Rechte hat, und je mehr die Kammern in einem Staat dreinzureden haben, um so schlechter steht's nicht selten mit solch einer Monarchie, wenn sie nicht geschult ist wie z. B. die englische. Drum wenn alle monarchischen Länder regiert würden wie die Benediktinerklöster der katholischen Kirche,

so würde weit mehr Heil und Segen im Land und im Volke sein, als dies in vielen unserer konstitutionellen Staaten der Fall ist. —

Am zweiten Morgen meines zweiten Aufenthaltes in Mölk, als ich eben aus der herrlichen Stiftskirche heraufgekommen war, wandelte der Herr Abt, mich erwartend, bereits im Gang vor meinen Appartements auf und ab. In seiner Leutseligkeit wollte der am Abend angekommene Prälat mich aufsuchen, ehe ich mich bei ihm anmelden konnte.

Der heutige Abt Alexander Karl war, als ich zum erstenmal das schöne Stift besuchte, als Statthalter abwesend, ich hörte aber von ihm reden, weil er schon bei der Wahl seines Vorgängers eine große Anzahl Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Ich kenne keinen Mann, der bei solcher Stellung, wie sie ein Abt von Mölk, kaiserlicher Rat und Mitglied des Herrenhauses, einnimmt, so herablassend, so liebenswürdig, so gar nichts aus sich selber machend wäre, wie der Abt Alexander, der bei alledem sehr lebhaft, geistreich und wohlunterrichtet ist in allen Dingen. —

In Mölk konnte ich mir ein Bild machen von den ehemaligen reichen Benediktinerstiften meiner Heimat Baden: St. Blasien, Gengenbach, Schuttern, Ettenheimmünster, St. Peter, die infolge eines Machtspruchs Napoleons I. aufgehoben und vernichtet wurden. Und wenn wir auch die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß die Söhne des heiligen Benedikt auch wieder einmal in Baden einziehen, so kann man doch mit Bestimmtheit sagen, daß sie ihren alten irdischen Glanz nie mehr erlangen werden; was übrigens auch gar nicht nötig ist. —

Als ich zum erstenmal in Mölk war, blieb ich eine ganze Woche, festgehalten durch meine Studien, die allerdings viel durch Vergnügungen unterbrochen waren. Diesmal, wo kein ernsterer Zweck mein Bleiben rechtfertigte, gedachte ich in einem Kloster jenes alten, oben zitierten Mönchsspruchs erst recht.

So zog ich denn auch in Mölk schon am zweiten Tage wieder von dannen trotz der freundlichsten Einladung, länger zu bleiben. Was mich aber wegtrieb, war, offen gestanden, weniger der Gedanke an jene alte Regel, als die oben geschilderte Melancholie, die mich auf Schritt und Tritt verfolgte.

3.

Die Klosterpferde, welche mich gebracht, setzten mich an der Fähre wieder ab, und das Dampfschiff übernahm meine Weiterbeförderung nach der Kaiserstadt. Zum zweitenmal fuhr ich heute nachmittag diese Strecke der Donau hinab durch sagenreiches, naturschönes Land.

Oberhalb der trümmerhaften Feste Dürnstein, in welcher einst Richard Löwenherz gefangen saß und wo sein Sänger Blondel ihn entdeckte — erblickte ich halb versteckt auf waldigem Bergrücken das Kloster Göttweih wieder. Anno 1869 war ich auf mühsamem Weg von St. Pölten aus für eine Nacht und für einige Stunden des Tags dort hinauf gewandert und vom Prior und den wissenschaftlichen Größen des Stifts aufs beste empfangen worden.

Interessant war mir damals und gab mir ein Bild vom kirchlichen Verkehr alter Zeit die Nachricht, daß die ersten Mönche, welche 1072 das vom Bischof Altmann von Passau errichtete Kloster Göttweih bevölkerten, St. Blasianer waren. Aus dem tiefsten Schwarzwald waren sie auf diese einsame Höhe an der fernen Donau eingewandert, und ihre Gründung hat sich erhalten bis zur Stunde, während St. Blasien längst unterging. Doch haben bekanntlich die letzten St. Blasianer eine Zuflucht in Österreich gefunden. Sie zogen, wie wir oben schon gehört, nach St. Paul in Kärnten, das heute noch blüht.

Als ich am späten Abend Göttweih verließ, um in St. Pölten den Nachtzug noch zu erreichen, verlegte ich mich beim Abschied aufs Prophezeien. Ich verhieß dem Prior, er

werde einmal Abt werden, was einem Prior nicht oft passiert, nach der alten Mönchsregel: „Semel prior, nunquam abbas" d. i. „wer einmal Prior war, wird nie Abt". Warum nicht? Der Prior ist die Mutter im Haushalte des Klosters, welcher der Vater Abt die Erziehung, Leitung, Zurechtweisung und Bestrafung der Söhne überläßt. Ein Prior hat demnach verschiedene Gelegenheiten, sich unbeliebt zu machen. So entstand der obige Spruch.

Beim Prior Rudolf Gusenbauer ward er zuschanden Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Er wurde wenige Jahre nach meinem Besuch in Göttweih Abt. Aber die Ehren der Welt sind flüchtig. Er ruht bereits neben seinem Vorgänger in der Klostergruft. —

Uraltes Kulturland liegt auf unserer Fahrt zu beiden Seiten der Donau selbst da noch, wo die Ufer sich verflachen und öder und langweiliger werden. Da kommt der alte Marktflecken Traismauer, der seinen Namen seit der Hunnenzeit nicht geändert. „Bi der Treisem hete der kunic von Hiunen lant ein burc vil riche, diu was wolbekannt, geheizen Treisenmure" — heißt's im Nibelungenlied.

Weiter unten kommt Tulln, das „Tullne" der Nibelungen. Hier stand einst eine römische Flotte, die den Donaustrom bewachte, und auf dem Tullner Feld vereinigte der tapfere Polenkönig Sobieski 1683 sein Heer mit dem deutschen und befreite Wien von der Türkennot. —

Bald darauf erscheinen die palastartigen Gebäude von Klosterneuburg, der Königin unter den reichen Stiften Österreichs. Es hat mich weder 1869 noch 1886 angemacht, die Augustinerchorherren dort aufzusuchen, weil ich immer hörte, sie seien gar vornehme Herren, und mit solchen habe ich nicht gerne zu tun.

Endlich erscheint die Kaiserstadt. Das kleine Boot nimmt die Passagiere des Donauschiffes auf und führt uns durch den Wienerkanal zum Franz-Josef-Quai. Wir sind in Wien.

Als ich das erstemal in Wien war, hatte ich im „Wilden

Mann" Absteigquartier genommen, diesmal ging's in die „Stadt London", weil die Kirche der Dominikaner in der Nähe dieses Gasthauses sich befindet und im Kloster dieses Ordens Dr. Sebastian Brunner wohnt. Diese Nachbarschaft hielt mich fest in dem finstern, rauchigen Gasthaus, das sonst keine Annehmlichkeiten bot.

Mein erster Gang am Abend galt dem Zentrum der Stadt, dem Stefansdom. Hier war alles noch beim alten, nur das Innere des Doms fand ich noch älter und rußiger, als vor siebzehn Jahren. Eine Restauration, die scheint's im Werk ist, wäre da dringend notwendig. Ich hatte seitdem so viele herrliche Dome gesehen, drum machte die Stefanskirche in ihrer dermaligen Verfassung gar keinen Eindruck mehr auf mich.

Am Graben und am Kohlmarkt ebenfalls noch alles wie einst und mir alles wieder so bekannt, als ob ich immer dagewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob es andern Leuten auch so geht, wie mir. Mir aber geht es also: Wenn ich an berühmte Orte zum zweitenmal komme, so erscheinen sie mir so bekannt, als hätte ich sie erst vor kurzem verlassen, jedes Staunen und Bewundern fehlt und macht der absolutesten Ernüchterung Platz. So ging es mir in Wien, so in Rom. Was mir neu war in Wien, hat mir imponiert, so das Rathaus, die Votivkirche, vor allem aber das Reichsratsgebäude, ein großartiger Bau im griechischen Style mit Portikus, Atrium, Peristyl — alles im höchsten Glanze antiker Architektur.

Auch einer Sitzung des gerade tagenden Reichsrates wohnte ich am zweiten Tage an, und ein mir in Mölk bekannt gewordener Abgeordneter hatte die Güte, mir die alten und neuen Parlamentsherren nebst den Ministern zu zeigen, eine interessante Physiognomienstudie vom Tyroler Bauern bis zum tschechischen Großgrafen und vom rutenischen Popen bis zum steiermärkischen Pfarrer.

Die gleichen Gesichtstypen und den gleichen Charakter

verrieten alle jene Abgeordneten, welche Advokaten waren, sie mochten aus was immer für einer Provinz des Reiches stammen.

Am Ministertische sah ich nichts Besonderes, und von sämtlichen Rednern an jenem Vormittag hatte nur einer meinen vollen Beifall, obwohl er der liberalen Partei angehörte. Er sprach über die soziale Frage klar, sachlich und sehr wohl unterrichtet, und hieß, glaub' ich, Neuwirth.

Ich sah sonst in den sechs Tagen meines Aufenthaltes in Wien alles wieder, was mich ehedem angezogen. Im Belvedere schaute ich die herrlichen Meisterwerke, vorab die Venezianer, die Dürer und Rubens, mit weit größerem Verständnisse als früher, wo meine Kunstbegriffe noch sehr armselig waren.

Meine Abende verbrachte ich in der Regel im Prater, wo das Volk hin und her wogte und die Kapellen der verschiedenen in Wien liegenden Regimenter ihre Weisen spielten. In jedem größern Restaurant hatte sich eine Militärmusik niedergelassen, eine übertraf die andere in gutem Spiel. Es heimelte mich ungemein an, diese österreichischen Musikanten wieder zu hören. Sie versetzten mich gar lebhaft in meine Rastatter Studienzeit zurück, wo ich so oft auf dem Schloßplatze die Musik des Regiments Benedek gehört und dann durch die Straßen bis zur Kaserne begleitet hatte.

Alle Welt saß im Prater bei den Musikkapellen im Freien. Ich setzte mich deshalb am zweiten Abend ganz allein in die Ecke eines Saales und lauschte still und von ferne den Tönen. Da schauten auf einmal zwei Fremdlinge herein. Sie hatten mich nicht gesehen, wohl aber ich sie und auch sofort erkannt.

Der eine war mein alter Herbergsvater, der Geistwirt aus Karlsruhe, bei dem ich manchen Sturm des politischen Lebens der siebziger Jahre in heiterem Freundeskreise vergessen habe samt des Weltalls Kummer und Sorgen. Der

andere war ein Rentier aus Freiburg, Rat Vögele, der Mann mit der ewig lächelnden Miene der Zufriedenheit und des stillen, wohlverdienten Glückes. Beide waren zum erstenmal in Wien und wollten übermorgen über Graz und Innsbruck die Heimreise antreten.

Wir machten in der Frühe des andern Tages zusammen noch einen Ausflug auf den Kahlenberg. Mit dem Dampfschiff ging's durch den Kanal und dann mit der Bergbahn auf die herrliche Höhe, wo frischer, junger Buchwald uns aufnahm und in wenig Minuten zum Aussichtspunkte führte. Aber tiefer Nebel lag über der Stadt, und man konnte es sich bloß denken, wie schön es sein müßte, wenn drunten in der Ebene die Riesenstadt sichtbar wäre. Daß ich an dieser Stelle auch des Helden Sobieski gedachte und seiner 10 000 tapfern Polen, die Wien und Deutschland in der Schlacht am Kahlenberg am 12. September 1683 vor den Türken retteten — versteht sich von selber. Schon um dieser Helden willen, dachte ich, hätte das Haus Habsburg nie in die Teilung Polens einstimmen sollen. Aber es hatte schließlich keine andere Wahl, sonst hätten die zwei andern allein geteilt und Österreich das Zuschauen gehabt.

Wer weiß, was Deutschland heute wäre, wenn die Türken damals gesiegt hätten?! —

Für nicht gehabte Aussicht entschädigte uns einigermaßen die vortreffliche Restauration, für welche die lebenslustigen Wiener auf dem Kahlenberg gesorgt haben. Da war alles so fein und so gut eingerichtet, wie drunten in der Kaiserstadt, die ja, was die Qualität von Essen und Trinken betrifft, einen Weltruf hat. Es gehört dies allerdings nicht zu den größten Vorzügen einer Stadt, allein wir sterbliche Menschen wollen eben auf Reisen doch nicht bloß geistige Genüsse, und manche Leute reisen ja nur aus gastronomischen Gründen. Das Hotel ist ihnen die Hauptsache und alle anderen Dinge in den Großstädten werden von ihnen nur betrachtet, um wieder Hunger und Durst zu bekommen.

Drum ist meist, wenn einer dem andern sagt: „Ich bin in Wien oder Paris oder Berlin gewesen," die erste Frage des Angeredeten: „Wo haben Sie logiert?" Das ist der „springende Punkt". —

Hatte Wien in seiner Altstadt für mich wenig Neues und kam es mir da wie allbekannt vor, so machte ich doch in dieser Altstadt eine neue Bekanntschaft, die mir viel wert war. Ich lernte nämlich den Dr. Sebastian Brunner kennen.

Ich verrichtete meinen Gottesdienst täglich bei den Dominikanern, jenem Orden, der mir schon um seines prächtigen Habits willen so wohlgefällt, leider aber heutzutage so sehr zusammengegangen ist. Bei ihnen wohnt, wie schon erwähnt, Dr. Brunner.

Ihre hübsche Kirche lag nur einige Schritte von meinem Gasthof. Allein schon am ersten Morgen erfuhr ich von dem Bruder Sakristan, daß der Herr Prälat nicht zu Hause, sondern in seiner Sommerfrische bei den barmherzigen Brüdern in Hütteldorf sei, aber jede Woche auf einige Stunden hereinkomme. Ich ließ dem Bruder meine Karte zurück.

Zwei Tage später, an einem heißen Nachmittag, lag ich eben in meiner Kabine in der „Stadt London", um etwas Siesta zu halten, eine Zeit, in welcher der Sterbliche am wenigsten gestört sein will, da klopft es mächtig an die Türe. Auf meine Frage: „Wer da?" — rief draußen eine tiefe Baßstimme: „Sind Sie der Hansjakob?" Auf mein Bejahen hieß es: „Dann bin ich der Sebastian Brunner." Jetzt war mein Unmut über die Störung verflogen, und nach wenig Sekunden stand der berühmte Schriftsteller vor mir.

Ich habe schon oft gesagt, man sollte sich von bedeutenden Männern, die man nur aus ihren Schriften oder ihren Taten kennt, nie ein Bild machen. In der Regel sieht der Mann in Wirklichkeit ganz anders aus, als man sich ihn gedacht hat.

Ich hatte mir unter dem Prälaten Sebastian Brunner einen schmächtigen, blassen Mann mit feingeschnittenem Kopfe

gedacht. Und nun stand eine derbe, deutsche Gestalt vor mir, eher einem behäbigen Dorfpfarrer im bayerischen Hochgebirg, als einem Prälaten gleichend. Das war mir aber gerade lieb. Da ich ebenfalls gar nichts Prälatenmäßiges an mir habe, so ging das Sprichwort in Erfüllung: „Gleich und gleich gesellt sich gern." Selten habe ich einen Mann im geistlichen Rock gefunden, der mir durch die Offenheit und Anspruchslosigkeit bei vielem, vielem Wissen so gefallen hätte, wie Dr. Brunner.

Er hatte verschiedene „Kommissionen" zu machen, und so wanderten wir durch die Straßen und Gassen Wiens, wobei er mich durch seine frischen, geistreichen, mitunter derben Urteile über Land und Leute ganz gewaltig anzog. Ich begleitete ihn dann noch in seine Wohnung im Kloster, wo er innerhalb der Klausur zwei Zimmer zur Verfügung hat.

Ich habe schon manches alten Junggesellen Wohnung gesehen, aber so noch keine. Da sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Die Bude eines Antiquars, in welche ein Sturmwind gefahren, kann nicht so dreinschauen, wie dieser Durcheinander ganzer Berge von Büchern, Broschüren und Manuskripten zwischen alten Möbeln und Kleidungsstücken.

Der Herr Prälat, dem man übrigens den Siebziger nicht im entferntesten ansieht, hatte seine helle Freude an meinem Staunen über dieses literarische Chaos.

An dem Pferdebahnwagen beim Opernring trennten wir uns, er, um wieder aufs Land zu fahren, und ich, um in den Prater hinabzuwandeln, nicht ohne Wehmut. Es stimmt mich immer wehmütig, wenn ich von einem Menschen Abschied nehme und mir dabei sagen muß: „Den hast du sehr wahrscheinlich in deinem Leben zum letztenmal gesehen."

Ungemein aber gefreut hat es mich, die Bekanntschaft Sebastian Brunners gemacht zu haben, weil er zu den immer rarer werdenden Männern gehört, die „von der Leber weg" reden und in allem „das Kind beim rechten Namen" nennen, ob dieser Name gefällt oder mißfällt, beliebt macht oder nicht.

Es gibt in unsern Tagen immer mehr Zuckerwassermenschen und „Simsentänzer" in allen Ständen, so daß es einem ordentlich wohl tut, neben diesen Legionen auch wieder ganze Männer zu finden, Männer, die nur darnach streben, die Wahrheit zu sagen, die ganze, volle Wahrheit, Männer, die, wie Sebastian Brunner einmal so schön sagt, mit dem Schwert dreinschlagen und nicht mit dem Zopf. Denen aber, welchen es ein Greuel ist, offen zu sagen, was sie denken, und die es in ihrer Feigheit und Knechtseligkeit nicht begreifen können, wenn andere offen reden, ruft er zu:

Wißt ihr selber nichts zu reden,
Nun, so laßt doch andre sprechen,
Denn der Mut dünkt nur der Feigheit
Ein zu strafendes Verbrechen. —

Die geistige Blume der Wiener Dominikaner, P. Albert Weiß, den geistreichsten deutschen Apologeten des Christentums in unserm Jahrhundert, habe ich erst später kennen gelernt. Das Dominikanerkloster in Wien aber birgt in ihm und im Prälaten Brunner zwei eigenartig geschliffene, verschiedenartig kämpfende, aber gleich scharfe Schwerter des Katholizismus. —

Brunner verdient es, daß ich noch etwas mehr von ihm sage in der neuen Ausgabe dieses Buches.

Brunner hat sein Leben selbst beschrieben in dem Buche: „Woher und Wohin?"[1]

Er war 1814 zu Wien geboren als der Sohn wohlhabender Eltern. Sein Vater war Inhaber einer Seidenzeugfabrik. Nach mittelmäßigen Leistungen in den untern und mittlern Schulen, während er außerhalb derselben sich in Sprachen und Literatur in hohem Maße ausbildete, studierte er, da er keine Lust hatte, Seidenzeugfabrikant zu werden, Theologie wider den ausgesprochenen Willen seiner frommen Eltern.

[1] Regensburg bei Manz 1891.

Schon als Neupriester konnte er nicht schweigen über die Zustände im damaligen österreichischen Staatskirchenregiment und in seinen späteren Jahren noch weniger.

Darum schreibt sein jüngerer Freund Dr. Scheicher in dem famosen Büchlein, welches er zur Sekundizfeier Brunners anno 1888 herausgab: „Brunner hat in seiner Heimatdiözese ebensowenig Karriere gemacht, als der geniale Veith (der bekannte Prediger). Man verwechselte eben im Diözesanregiment die Kirche immer mit der eigenen Person. Wer an der Person nicht lauter Glanz sah, nicht immer das Rauchfaß schwang und den Kopf nicht immer gebeugt hielt, der war hoffärtig und eine Gefahr für die Kirche. Nun sind es aber gerade die größten Geister, welche nicht jede Amtsverfügung für Inspiration halten und all die eben gesagten Eigenschaften verschmähen. Drum bringen es die Maschinen weiter als die Denker.“ Bravissimo, Bruder Scheicher!

So kam auch der talentvolle Brunner zunächst auf ganz elende Vikarsposten und erst 1843 als Kooperator nach der Wiener Vorstadtpfarrei Altlerchenfeld.

Brunner hat die Tage seiner Landseelsorge sehr schön geschildert, und Scheicher macht dabei den Landgeistlichen das folgende, treffliche Kompliment: „Es gibt viele Menschen, insbesondere die vom Glück oder ich weiß nicht von was begünstigten, zu Höherem geborenen, die gar nicht ahnen, wie viele herrliche Eigenschaften der Opferwilligkeit, Entsagung und dabei gesunder Originalität in so manchem Landpfarrer stecken. Man findet oft bei ihm Spezialwissenschaft, wie man sie bei einem Fachprofessor nicht besser trifft. Und dabei steckt der Mann in einem verpfuschten, alten Rocke, raucht das entsetzlichste Kraut dieser Erde und führt einen Tisch, wie er den besser situierten Bauern der Pfarrei nicht genügen würde.“

„Es ist im ganzen ein herrliches Geschlecht Menschen, das die schattenseitigen Teile des Seelsorgefeldes bewohnen

und bearbeiten muß, das um so höher zu schätzen ist, als sich mehr als einer erst nach hartem Kampfe in die Lage hineinleben konnte. Es sind so viele ehemalige Studenten ersten Ranges unter diesen Stiefkindern, während Kollegen, die beim Studiertische einst nichts zu machen wußten, die aber die unter den Menschen stets gefallende Kunst des sich Verbeugens, des Schweigens zu üben wußten, nun an höhern Stellen über den Geist herrschen." —

In Altlerchenfeld blieb Brunner zehn Jahre Kooperator und hier begann er seine reiche, schriftstellerische Tätigkeit, die durch ihre offene Sprache, ihren Humor, ihren Witz und ihre feine Satyre bald allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Selbst der gefürchtete Metternich fand Gefallen an dem von der Zensurbehörde öfters gestraften jungen Kooperator und ließ sich ihn schon 1843 vorstellen. Er schickte ihn 1846 nach Deutschland und Frankreich, um die religiöse und soziale Bewegung zu beobachten.

Brunner nannte in seinem Bericht diese Bewegung in Deutschland durch den katholischen Pfarrer Ronge den Vorläufer einer politisch-sozialen Revolution und prophezeite, wie es richtig eintraf, für die nächsten zwei Jahre das Eintreffen dieser Revolution in Deutschland und Frankreich.

Metternich wollte nun den geistvollen Kooperator in seiner Kanzlei anstellen, drang aber nicht durch, weil fürstliche Persönlichkeiten und Leute von der hohen Klerisei dagegen waren.

Wenn man dem ehrlichen Brunner glauben darf, war Metternich überhaupt nicht so allmächtig, wie man annimmt, und er mußte in der Öffentlichkeit vieles verantworten, woran er unschuldig war.

Möglich ist das schon, denn das österreichische Fürstenhaus war im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts selbstherrlich, wie alle größeren und kleineren Fürsten.

Kaiser Franz bekam Krämpfe, wenn er das Wort Bürger

hörte, er wollte nur von Untertanen wissen, und die österreichische Erzherzogin, welche die Gattin Ferdinands II. von Neapel war, hetzte noch in den dreißiger Jahren diesen gegen jeden freiheitlichen Gedanken in Italien.

Wieviel Brunner bei Metternich und besonders bei seinem Kanzleichef Baron Hügel galt, geht daraus hervor, daß er für seine Reisen nach Deutschland, England, Frankreich, Italien Empfehlungsbriefe aus der Staatskanzlei bekam.

Wer aber deshalb Brunner für einen politischen Agenten halten wollte, wäre auf dem Holzweg. Brunner war ein offener, ehrlicher Mann und Demokrat, der am Ende seines Lebens zu seinem 70. Geburtstag von sich sagen konnte:

Ich hab' keinen Wagen und hab' keine Pferde
Und bin nie gesessen am eigenen Herde,
Und hab' nie gegessen aus eigener Küche
Und war nie versessen auf eigene Sprüche.

Vor mir durfte niemals wer zittern und beben,
Es war mir als Herrn nie jemand ergeben,
Ich konnte verleihen nicht Güter und Gnaden —
Ich habe nie Gäste zur Tafel geladen.

Doch hab' ich auch nie mir verrenkt meinen Rücken
Durch gnadenbegehrendes, tiefes Verbücken,
Ich suchte gerade durchs Leben zu schreiten
Und spielte nie doppelt auf zweierlei Seiten.

Ich hab' nie befaßt mich mit Ränken und Tücken
Und nie meine Gegner verwundet im Rücken,
Ich habe nie jemand mit Schlingen gefangen
Und bin jedem offen entgegengegangen.

Man hat mich auch niemals mit Gütern beladen,
Mich nie überhäuft aus dem Füllhorn der Gnaden; —
Traktierte der Hochmut mich öfter von oben,
So hat mich das nie aus dem Sattel gehoben.

Ich gab es ja wieder manchem zu kosten,
Daß er etwas zu dürftig sei für seinen Posten,
Daß sich sein Wert dann hoch hinaufschnelle,
Liegt in den zwei Schalen: Der Wert und die Stelle.

Ich habe auch nie fromme Phrasen gedrechselt
Und niemals das Kriechen mit Demut verwechselt,
Und niemals den Himmel als Vorwand genommen,
Damit ich zu Gütern der Erde gekommen.

Das kann ich mir in meinen herbstlichen Tagen
Vom Herzen zu meiner Beruhigung sagen —
Denn das, was der Mensch hier suchet und findet,
Ist doch nur ein Rauch, der kommt und verschwindet.

Geht über das Diesseits dein Sinnen und Trachten,
Dann kannst du die Güter der Erde verachten;
Nur was du erstrebst mit Gewissen in Ehren,
Wird über die irdische Wanderschaft währen.

Wir sehen die Tage des Lebens verrinnen
Wie Sandkörner in einem Stundenglas drinnen.
Sie senken sich nieder, bis das letzte fällt leise,
Ein Sandkorn wird Markstein der irdischen Reise.

Und als 1891 seine Erzählungen (bei Manz in Regensburg) in 20 Bänden erschienen, gab Brunner dieser Sammlung das schneidige Motto mit auf den Weg:

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit.
In meiner Feinde Scharen, da ist kein Ehrenmann
Und nie war als Freund ein Schuft mir zugetan.

Wer ferner die „Prinzenschule von Mopselglück“ geschrieben, kann kein Hofmann und Fürstenknecht sein. —
1848 gründete Brunner die Wiener Kirchenzeitung und redigierte sie bis 1863. Da er tüchtig in die Wespennester

griff und selbst nicht halt machte vor den Herrn auf den Bischofsstühlen und in den Domkapiteln, fand er viele Widersacher im eigenen Lager. Den strengkirchlichen Leuten, zu denen er gehörte, war er zu grob und zu derb, und die Staatsbischöfe und -priester sahen in ihm ihren schlimmsten Gegner.

Kein Wunder, wenn er erst 1853 ein Benefizium mindester Gattung erhielt, nämlich das Amt eines Feiertagspredigers an der Universitätskirche mit einem Einkommen von 600 Gulden nebst freier Wohnung. Weiter brachte er es nie. Und 1856 wurde das Predigen den Jesuiten übertragen, er mußte sich aber das weitere Recht auf das elende Einkommen erst erkämpfen.

Er hatte einen Leidensgefährten an seinem intimen Freund Emanuel Veith, einem Riesengeist, wie Scheicher sagt. Bei ihm, der sich auch nie der „Kanzleigenehmheit" erfreute, brachte er bis zu Veiths Tode jede Woche einige Stunden zu.

Brunner zog nun 1857 zu den Dominikanern, bei denen er lebte bis anfangs der neunziger Jahre, wo er das Greisenasyl der Borromäerinnen in Währing bezog. Hier starb er am 26. November 1893 und wurde am 28. in der Familiengruft zu Enzersdorf begraben.

Die Trauerrede in der Kirche zu Währing hielt ihm sein Freund Scheicher. Sie war gesalzen und soll nicht allen anwesenden geistlichen und weltlichen Bureaukraten gefallen haben. —

Brunner war ein vielseitiger Schriftsteller und ein durch und durch gebildeter Geist. Er hat viele geschichtliche, apologetische, publizistische, politische, erzählende Werke geschrieben in Prosa und in Reimen. Er war, wie wir bereits gesehen, auch ein Dichter, aber in gereimter Sprache nicht weniger offen und derb als in ungereimter. Er meint in seinem Lied „Nebeljungen":

Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken —
Das ist eine dumme Arbeit, das —
Man muß sich zu sehr bücken.

Zu seinen gereimten Sachen gehört auch die Dichtung: „Schreibersknechte. Eine Serenade an das papierne Kirchenregiment" mit dem Motto:

Ihr erzeugt euch gegen jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch stehen gleich der Bittschrift,
In der Mitte umgebogen.

Ein Glück war's für Brunner, daß er im 20. Jahrhundert nicht mehr lebt, sonst wäre ihm eine solche Serenade bös aufgestoßen, denn in diesem Jahrhundert sind die Leute am papiernen Kirchenregiment noch viel empfindlicher als ehedem.

Übrigens wäre Brunner auch einmal beinahe suspendiert worden und an Denunzianten fehlte es ihm auch nicht[1].

Gleichwohl hat man in Rom, dessen Nuntien in Wien den tapfern Brunner allzeit schätzten, den wackern Mann wohl gekannt und ihn 1865 sogar zum infulierten Protonotar und zum römischen Grafen gemacht. —

Die besten Verse hat Brunner auf seinen heute noch lebenden Freund Scheicher gemacht, als der noch Professor in St. Pölten war. Sie sollen hier ihren Platz finden:

Ein Mann, der für die Wahrheit lebt
Und nicht als Bettler aufwärts strebt,
Mit einem Wort kein Schleicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

[1] Er hat darüber noch 1886 ein Büchlein erscheinen lassen: „Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem Explosionsjahr 1886" (Würzburg bei Woerl).

Ein Priester, treu der schweren Pflicht,
Gedenkt er seines Vorteils nicht.
Und auch kein Mückenseicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Ein Dorn im Aug' der Kriecherschar
Spricht offen er, was recht und wahr.
Vorm Sturm kein Segelstreicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Im Mut bewährt als rechter Mann,
Im Kampfe war er stets voran.
Vor Gegnern kein Entweicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Mag auch die Mißgunst und der Neid
Ihm oft bereiten herbes Leid,
Ein schlauer Zielerreicher
War nie der Dr. Scheicher.

Ein Hoch dem Mann, der stark in Wort,
Die Wahrheit ist sein Schutz und Hort;
Vor Feinden kein Erbleicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Brunner war mit allen wissenschaftlichen Zelebritäten Deutschlands persönlich bekannt und überall geachtet, während ihn in Wien die Dunkelmänner verfolgten.

Aber auch Originale im Volke entgingen ihm nicht. So fand er in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Freiburg, wo er mit Erzbischof von Vicari, Buß, Stolz, Hirscher, Staudenmaier, Schleyer, Maier und Wetzer verkehrte, ein Original aus dem Kinzigtal — den Konviktssepp, Josef Hansmann, aus Unter-Entersbach bei Hasle, Portier am theologischen Konvikt.

Der Sepp, eine große Gestalt mit einem Domherrengesicht aus der Zwölfahnenzeit und ursprünglich Schneider, hatte sich zum Portier aufgeschwungen und im Laufe der Zeit aus der Umgebung mit Studenten und Professoren eine

Menge Redensarten angelernt, die er in originellster Art wiedergab. Brunner kaufte sich den Mann und trat sogar mit ihm in Korrespondenz. Eine Probe derselben will ich hier anführen. Einmal schrieb der Sepp dem Dr. Brunner über Alban Stolz das Folgende:

„Dr. Alban Stolz, der Sie tausendfältig herzlich begrüßt, ist sehr gesund und spendet fort und fort Pastoral sammt Pädagogik an hiesiger Universität; dermalen ist er auch Gouverneur des dreihundert Mann starken Gesellenvereins, in welchem an Sonntagen allerhand taugliche Reden gehalten werden. Sein eilender Gang kommt mir vor, wie der des Jonas, als ihn der Walfisch ans Land absetzte, und Jonas voll Freuden, daß er Erde unter sich spürte, geschwind weiterging. Dabei liest er immer und sinnt auf gelehrten Stoff. Am Morgen steht er früh auf und bewundert Gottes Güte und Allmacht mit der Aurora am schwachblauen Horizont."

Ich habe den Konviktssepp auch noch gar wohl gekannt als armen, alten Mann. Er lebte Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre als armer Teufel in seiner Heimat bei einem Bruder, der auch Schneider war, nachdem das ewig Weibliche ihn um sein kleines Vermögen und um seine Stelle gebracht hatte. Die Hauptattentäterin war ein junges Mädchen aus Weiler bei Hasle, die dem alten Sepp mit einem jüngern nach Amerika durchbrannte, nachdem sie ihn ausgerupft hatte.

Ich sah ihn noch öfters in meiner letzten Studienzeit in Hasle und freute mich seiner Redensarten. Wenn ich eine Ahnung davon gehabt, daß aus mir je ein Schriftsteller werden würde, hätte ich die Sprüche des Alten aufgeschrieben. Heute erinnere ich mich nur noch an einen. Ich traf ihn an einem Vieh- und Krämermarkt in Hasle und er sagte mir: „Ich bin heute in des Helios goldenen Strahlen das Tal hierher gesäuselt, um wieder einmal an einem Markttag in dem Kinzig- und tannenumschlungenen Haslach

die schwer wandelnden Rinder des großen Dichterfürsten Homeros in größerer Menge begrüßen zu können."

Er war dankbar, wenn man ihm einen Schoppen Bier bezahlte und fristete sein Alter damit, daß er landauf landab Pfarrer abklopfte, die er als Theologen gekannt. Er starb Ende der sechziger Jahre und trug ob seiner salbungsvollen Reden bei den Bauern des Tales noch lange den Namen „der Bischof". —

Brunner ist jetzt, da dies Buch erscheint, kaum 20 Jahre tot und samt seinen vielen Schriften fast ganz vergessen. Das ist das Los der kleinen und der meisten großen Geister.

Er ist vergessen der gerade, ehrliche, offene, geniale Mann, aber die Dinge, gegen die er ankämpfte, leben fort: Lug und Trug, Charakterlosigkeit und Windfahnentum, Schleicherei und Streberei, Denunziantentum und Papierregiment. Und heute noch bringt's ein gerader, ehrlicher Mensch, der sagt und handelt, wie er denkt, gerade so wenig zu etwas in der Welt, als zu Dr. Brunners Zeit. Er kann zu Fuß gehen und sich schikanieren lassen, während die Esel zu Pferde sitzen und kommandieren.

Heute noch gehört „die bessere Zukunft" den Duckmäusern, Schleichern, Maulhaltern und Manteldrehern, von welch letztern Brunner so schön gesungen hat:

Auch Manteldreher gibt's genug,
Sie sinnen nur auf Lug und Trug,
Und wissen, was die Stunde schlug
Und drehen ihren Mantel.

Sie sind für Höll' und Paradies,
Sie reden sauer, reden süß
Und sind bald das und sind bald dies,
Bald Teufelsdreck, bald Zuckerkandel.

Solang es gut zu essen gibt,
Wird Fürst und Vaterland geliebt
Und oft der fromme Spruch geübt:
Wir sind die Gutgesinnten.

Aber so ist der Gang auf dieser lumpigen Erde allzeit gewesen. Allzeit haben Lüge und Schwindel über die Wahrheit, Unrecht und Gewalt über Recht und Gerechtigkeit, die Borniertheit über die Vernunft, die Charakterlosigkeit über die Ehrlichkeit und die Katzenbuckelei und Kriecherei über Offenheit und Geradheit den Sieg davongetragen, und so wird es trotz der braven, ehrlichen und geraden Leute à la Brunner bleiben, solange „des Helios goldene Strahlen" die alte Erde bescheinen. Und damit muß man sich trösten. —

4.

Am sechsten Morgen nach meiner Ankunft verließ ich Wien, um nach der mährischen Hauptstadt zu fahren. Die Tour meiner zwei Landsleute über Graz wäre, weil mir auch neu, interessanter gewesen vom Standpunkt der Naturschönheiten aus, allein mich band ein altes Versprechen an Mähren. Und das ging so zu: Eine Gräfin Schaffgotsch, im Lande der Moraven wohnend, hatte einige Schriften von mir gelesen und dem wunderlichen Schriftsteller geschrieben. So war eine sogenannte Korrespondenz zwischen der Dame und mir entstanden, bei mir die einzige der Art, die über zwei oder drei Briefe hinausging.

Längst hatte ich ihr versprechen müssen, wenn ich wieder einmal eine Reise machte und in die Nähe von Mähren käme, sie zu besuchen. Da ich überall gerne hingehe, wo ich noch nicht gewesen bin, und dermalen in der Nähe war, so kam ich dem Versprechen jetzt nach.

Schon in Wien hatte ihre Schwester, eine Gräfin Festetits, von meiner Ankunft unterrichtet, mich in ihr Palais bitten lassen. Diesen Wunsch zu erfüllen, kostete mich mehr Überwindung, als die ganze Reise nach Mähren. Ich hasse nichts mehr auf Erden, als das sogenannte „Sich vorstellen". Ich finde es eigentlich nur angezeigt bei Handelsreisenden und Hausierern. Aber wenn anständige, selbstlose Leute

sich untereinander auf neutralem Boden bewegen, ist es wahrlich unnötig, sich kennen zu lernen. Man stellt sich auch in der Kirche und auf dem Kirchhof nicht vor, drum wäre es auch in Ballsälen und im Wirtshaus nicht nötig.

Die Gräfin Festetits empfing mich mit ihrer Freundin, einer Baronin von Kaiserstein. Ich fand beide Damen von ebenso feiner konventioneller Bildung, als liebenswürdiger Anspruchslosigkeit, die letztere eine Eigenschaft, welche man bei Adeligen nicht immer findet und die deshalb, so oft man sie findet, um so wohltuender wirkt. Gräfin Festetits, die sonst mit ihrem Gemahl in der ehemaligen Karthause zu Gaming in Niederösterreich wohnt, reiste noch vor mir nach Mähren ab, und ich sollte sie dort wieder treffen. —

Die Fahrt von Wien nach Brünn führt zunächst durch die waldbewachsenen Auen der Donau in weite, gut bebaute Ebenen hinein. In diesen liegt, etwa zwanzig Kilometer von Wien entfernt, Wagram, die blutige Schlachtstätte von 1809. Fast auf den gleichen Feldern, auf denen einst Rudolf von Habsburg seinen mächtigsten Gegner, Ottokar von Böhmen, überwunden hatte, brachte Napoleon nach hartem Ringen die österreichische Monarchie an den Abgrund durch den Sieg von Wagram.

Bald hinter Wagram, bei Hohenau, erreicht die Bahn das Marchfeld, wo 1278 Ottokar Schlacht und Leben verlor.

Wir berühren auf der Fahrt öfters die March, den Grenzfluß zwischen Österreich und Ungarn, während östlich der Gebirgszug der Karpathen sichtbar wird.

Eine Fahrt durch weite, flache Gegenden kommt mir vor, wie eine Reise übers Meer, wo keine Ruhepunkte fürs Auge sind und wo die Einförmigkeit einem das Gefühl der Einsamkeit und Langweile aufdrückt.

Etwas besser wird es landschaftlich, nachdem wir die Thaya überschritten oder richtiger überfahren und bei Lundenburg das Land Mähren erreicht haben. Es zeigen sich links kleine Gebirgszüge mit Städtchen und Burgtrümmern. Am

Gebirg drüben liegt so auch das Städtchen Nikolsburg, wo 1866 Österreich nach der Schlacht von Königgrätz mit Preußen Frieden schloß und wo Bismarck so harte Kämpfe zu bestehen hatte gegen die Annexierungslust des preußischen Königs.

Ich dachte beim Anblick der kleinen mährischen Stadt am Fuße der Polauer Berge, wie wenig man vor zwanzig Jahren in Süddeutschland den Preußen jene Siege und jenen Frieden gönnte, und wie jene Ereignisse doch ganz Deutschland und durch die heutige Bundesgenossenschaft mit dem starken Deutschen Reich auch Österreich selber zugute gekommen sind.

Frankreich und der verlogene, blutige Dezembermann Napoleon hätten allein profitiert von einer Niederlage Preußens anno 1866. Das muß heute auch der einsehen, welcher, wie ich, in jenem Jahr gegen die Preußen gesinnt war und heute noch nicht in sie verliebt ist. Hätte man aber damals, und das sah Bismarck wohl ein, Österreich zu schwere Bedingungen gestellt, so würden die Franzosen und wohl auch die süddeutschen Bundesstaaten eingegriffen haben und die Ereignisse des Jahres 1870 wären unmöglich gewesen. —

Die Ebenen an der March hin sind zu allen Zeiten Zeugen von Entscheidungskämpfen in der Völkergeschichte gewesen. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. schlugen hier deutsche Stämme, die Quaden und die Markomannen, die Kelten und besetzten Mähren und Böhmen. Bekannt ist aus der Römerzeit der Fürst der genannten Völker, der jugendliche Marbod.

Mit der Völkerwanderung näherten sich die Slaven diesen Gebieten, und schon im fünften Jahrhundert finden wir sie hier unter dem Namen Moraven. Sie hatten sich nach der March (Morava) so genannt, kamen aber bald unter das Joch der Avaren, von dem sie der Gründer des großen Slavenreiches in Mitteleuropa, Samo († 627), befreite.

Karl der Große brachte die Mähren wieder in Abhängigkeit vom Deutschen Reich und legte zugleich den Grund zu ihrer Christianisierung. Unter seinen schwachen Nachfolgern gelang es ihnen aber, sich wieder freizumachen. Ja, sie gründeten sogar unter Swatopluk ein großmährisches Reich, das von der Elbe bis zur Theiß und Drau hinabreichte, aber mit Swatopluks Tod (894) rasch wieder unterging. Die Ungarn nahmen einen Teil Mährens in Beschlag, und den kleinern Teil regierten die Herzöge von Böhmen aus dem Geschlecht der Premysliden, die 1306 mit dem Enkel des von Rudolf von Habsburg besiegten Ottokar ausstarben.

Ottokar, der größte dieses Geschlechtes, tat auch viel für seine Erbländer Mähren und Böhmen durch Einführung deutscher Bauern und damit deutscher Kultur. Er begünstigte in jeder Weise die deutsche Kolonisation, und ihm ist es zu verdanken, daß in Mähren heute noch ein Drittel der Bevölkerung deutscher Nation ist, rings umgeben von Slaven. Besonders waren es die geistlichen Stifte, welche das Kolonisationswerk förderten, an ihrer Spitze der Kanzler Ottokars, Bruno von Schaumburg, Bischof von Olmütz.

Unter den Luxemburgern, welche das Erbe Ottokars 1311 vereinigten, hatte Mähren einige Zeit eigene Herrscher, Söhne des Böhmenkönigs aus dem Hause Luxemburg, von denen einer, Jodok von Mähren, 1410 gar Deutscher Kaiser wurde. Mit seinem Tod im folgenden Jahre fiel Mähren an Böhmen zurück und teilte seitdem meist das Los dieses Landes, dessen Sprache es auch mit geringen Dialektunterschieden spricht. —

Gegen Mittag hatte ich die 150 Kilometer, welche Wien und Brünn trennen, durchfahren und war bei hellstem Sonnenschein in der Hauptstadt Mährens angekommen.

Am Bahnhof nahm mich ein Diener der Gräfinmutter Schaffgotsch, der alte, treue Simpert, in aller Form in Empfang und geleitete mich zum Wagen, der draußen bereit stand. Ich bin schon in fürstlichen Karossen gefahren, aber

mit so feinen Pferden, wie die der Gräfin Schaffgotsch waren, noch nie. Es ist wirklich schade, dachte ich, während diese zwei edlen, ungarischen Tiere mich durch Brünn zogen, daß ein geborener und erzogener Proletarier im Wagen sitzt und nichts Besseres. Ich kam mir vor, wie ein Bettlerkind in einer Königswiege.

Der Wohnsitz der Gräfinnen Schaffgotsch, Mutter und Tochter, ist die Karthaus, eine kleine Stunde von Brünn bei dem Dorfe Königsfeld gelegen, ein ehemaliges, unter Josef II. aufgehobenes Karthäuserkloster, umgestaltet zu einem einfachen, aber reizend gelegenen, behaglichen Wohnsitz mit schönem Park und freiem Ausblick auf die Stadt Brünn und den sie überragenden Spielberg.

Die Damen empfingen mich mit unverdienter Liebenswürdigkeit und aufrichtiger Freude, und der alte Simpert pflegte und bediente mich in meiner Parterrewohnung wie ein verzogenes, adeliges Büblein.

Am ersten Nachmittag, es war Sonntag, führte mich die Tochter, Gräfin Oktavie, meine langjährige Korrespondentin, im Wagen in einige mährische Dörfer in der Nähe von Brünn, deren Namen ich vergessen habe; aber um so besser erinnere ich mich an die Trachten der mährischen Bauern und Bäuerinnen, die wie das Landvolk überall an Sonntagen teils vor ihren Hütten saßen, teils in der Nähe des Dorfes umherspazierten.

Was mir an den Bauernmädchen und Frauen am meisten auffiel, war eine riesige Krinoline, die aber, wie man mir sagte, nicht durch Reife geformt ist, sondern durch so viele Röcke, bis diese sich zu einem wahren Faß aufbauschen. Meine Begleiterin sagte mir, daß die Leute oft bis zu 25 Röcke anziehen, um die beliebte Rundung hervorzubringen.

Die Mädchen gehen dabei in kurzen Hemdärmeln, die Frauen tragen dunkle Mieder mit hohen, altdeutschen Puffärmeln. Vom Hinterkopfe hängt ein buntes Tuch bis auf

die Achseln herunter. Dabei sieht man vielfach schöne, dunkle Slavengesichter.

Die Bauern tragen hohe Lederstiefel und eine lange Weste, ähnlich einem altschwedischen Reiterkollett, über dem bloßen, blendendweißen Hemd.

Rings um Brünn liegen Dörfer bald slavischer, bald deutscher Zunge, während in Brünn das deutsche Element vorzuherrschen scheint. Auf der Rückfahrt, die uns durch die Stadt brachte, ließ ich, galant wie immer, die Gräfin allein nach Hause fahren und besuchte den Spielberg, zu dessen Füßen Brünn sich ausdehnt.

Dieser einst berühmte, später berüchtigte Sitz der Markgrafen von Mähren ist ein einsam in der Ebene sich erhebender Bergkegel. In den ältesten Zeiten soll ein Heiligtum des slavischen Donnergottes Perun auf seiner Spitze gewesen sein und diesem Perun die Stadt Brünn ihren Namen verdanken. Spielberg soll der Berg getauft worden sein, weil Feste und Spiele zu Ehren Peruns auf ihm gehalten wurden und später die Ritter ihre Waffenspiele da hielten.

Doch auch manch blutige Taten, Enthauptungen, fanden im Mittelalter auf dem Spielberg statt neben den glänzenden Festen, welche die Fürsten des Landes bis Ende des 15. Jahrhunderts hier gaben.

Im 30jährigen Krieg wurde das alte Schloß zu einer Festung umgewandelt, und viele gefangene Schweden saßen in derselben. Aber schon in jenen Tagen ward der Spielberg Aufenthaltsort für Staatsgefangene, und hier büßten 1630 die Teilnehmer der böhmisch-mährischen Rebellion, ein Obrist von Schärfenberg und ein Oberstleutnant Hämmerle. Ihnen folgten während des gleichen Krieges ein Obrist Morando, der Ungar Graf von Szirmay, der chursächsische Feldmarschall von Schöning, die Feldzeugmeister Bonneval und ein Graf Wallis.

Der berühmteste militärische Gefangene war der Pan-

durenobrist Freiherr von Trenck, der 1749, 35 Jahre alt, sein Leben hier beschloß. Trenck, ein unbotmäßiger Mensch, leistete im österreichischen Erbfolgekrieg durch sein Freikorps von Panduren gute Dienste, schändete aber seinen so erworbenen guten Namen durch Grausamkeit und Ausschweifungen. Da er überdies eine Meuterei in Slavonien begünstigt hatte, kam er auf den Spielberg.

Er liegt jetzt, einbalsamiert, in der Gruft der Kapuziner zu Brünn, wo ich ihn andern Tages besuchte und in seinem Glassarg betrachten konnte. Was mir auffiel, war seine unkriegerische Physiognomie, wozu das bartlose Gesicht viel beitragen mag. Auch scheint er viel älter, als er war.

Dieser Slavonier war übrigens ein sehr gelehrter Mann, was selten ein Haudegen ist. Er sprach sieben Sprachen und besaß unglaubliche Körperstärke.

Nach Trenck verbüßte lange Jahre auf dem Spielberg der sächsische Sekretär Menzel, der dem preußischen Gesandten die Korrespondenzen Österreichs und Rußlands mit Sachsen verraten hatte und so viel beitrug zum schnellen Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.

Der erste, welcher den Spielberg als Schaudergefängnis bekannt machte, war der französische Deputierte und Postmeister Drouet von St. Menéhould, der Ludwig XVI. auf der Flucht erkannte und gefangennahm.

Drouet kam während des Kriegs 1794 in die Gewalt der Österreicher und auf den Spielberg. 1795 wurde er gegen die Tochter des Königs Ludwig ausgewechselt und starb, als die Bourbonen wieder ans Ruder gekommen waren, als armer und allgemein verachteter Mann. Seine Märchen über den Spielberg aber wurden geschichtlich, d. h. für bare Münze angenommen.

Gut, daß dieser Ehrenmann Drouet nicht auf dem Spielberg starb und begraben wurde, sonst hätte man ihn wohl in den neuesten Tagen auch unter militärischen Ehren exhumiert, wie den Königsmörder Carnot, dem preußische

Soldaten ein Ehrengeleite gaben. Wie sagt doch Byron? „Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen.“ O Welt! —

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kam eine Anzahl italienische Karbonari auf den Spielberg, unter ihnen Graf Silvio Pellico, der ausgezeichnete Dichter. In seinem berühmten Buch „Meine Gefängnisse“ gibt er Zeugnis von der Teilnahme, welche ihm die Bediensteten der Anstalt zollten, vorab der Geistliche Battista Borthey, der als Prior des Augustinerstifts in Brünn erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts starb. Pellico saß von 1822 bis 1830 hier gefangen. Heute gelten alle jene Karbonari als Märtyrer und Helden der Freiheit Italiens. Sie verdienen es vollauf, denn sie haben in der Tat für die Freiheit und für die Einheit ihres Vaterlandes vieles gelitten.

Der letzte, vielgenannte Gefangene des Spielbergs war der Räuberhauptmann Babinsky, der von 1840 an zwanzig Jahre hier büßte — und dann, freigelassen, friedlich bis zu seinem Tod eine Stelle als Gärtner bei den barmherzigen Schwestern in Repin einnahm.

Rings um den Spielberg, der seit 1855 aufgehört hat, Gefängnis zu sein und jetzt größtenteils Kaserne ist, hat man eine Art Stadtgarten angelegt, und durch diese Anlage hinauf führen zahlreiche Wege auf die Spitze des Berges.

Es war mir zu unheimlich, am Abend die Gefängnisse noch zu besuchen, und ich begnügte mich, den dunkeln Gebäuden den Rücken zukehrend, von der Brüstung der Mauern hinabzuschauen auf die alte Stadt, ihre Vorstädte, ihre Flüsse (Zittawa und Schwarzawa) und auf die fruchtbare, weite Ebene bis hinüber zu den Polauer Bergen. Aber auch dieser Blick stimmte mich melancholisch. Beim sterbenden Tageslicht auf alte Städte und vergangene Zeiten hinschauen, wird jeden Denkenden in ähnlichen Zustand versetzen.

In der ganzen Parkanlage am Spielberg, trotzdem es Sonntag war, traf ich keinen Menschen mehr. Überhaupt fand ich die Stadt Brünn ungemein monoton und leblos.

Sie zählt 80 000 Einwohner, kam mir aber tot vor, wie ein Städtchen, das nur 8000 Menschen bewohnen. Ich erklärte es mir daraus, daß ich von der Millionenstadt Wien gekommen war, wo es überall von Menschen wimmelt.

Als ich spät am Abend nach dem Dorfe Königsfeld zurückkam und in dem ungemein langgestreckten Orte den Weg nach dem Schlosse verfehlte, staunte ich nicht wenig, daß keiner von den Menschen, die ich deutsch nach dem Wege fragte, mich verstand. Es spricht alles slavisch, und der Pfarrer predigt am Sonntag nur slavisch in dem Dorfe — Königsfeld.

Am folgenden Morgen ging ich abermals in die Stadt, um ihre Kirchen und öffentlichen Plätze zu besuchen. Am besten gefiel mir die St. Jakobskirche, eine Hallenkirche mit drei Schiffen. Noch merkwürdiger ist ihr Turm, der ganz aus Eisen besteht und wie ein langer Bleistift in die Lüfte ragt. Er wurde erst 1845 aufgesetzt und macht seinem „Erfinder" alle Ehre. Die Domkirche, hochgotisch mit herrlichen Gewölben, ist innerlich schrecklich verzopft.

Am schönsten ist die Stadt auf ihren Plätzen, dem „großen Platz" und dem „Krautmarkt", wo alte Häuser an alte Zeiten und an ein wohlhäbiges Bürgertum erinnern.

In einer beispiellosen Maihitze, die alles vertrocknet hatte auf der Flur, wanderte ich mittags wieder nach Königsfeld, um am Nachmittag mit der Gräfin Festetits nochmals durch Brünn nach dem „Schreibwald" zu fahren, wohin die Brünner zur Sommerszeit ihre Ausflüge machen. Interessanter als der Schreibwald, über den wenig zu schreiben wäre, war mir die Unterhaltung mit der Gräfin.

Diese Dame hat mir vor allem imponiert durch ihr anspruchsloses, ich möchte sagen bürgerliches Wesen. Man trifft in unserer Zeit so viele blasierte Menschen, besonders in höheren Ständen, daß es einem wohltut, auch noch natürliche, ungezwungene Charaktere zu finden. Und zu diesen gehört die Gräfin Festetits, von der ich überzeugt bin, daß

sie allgemein beliebt ist in allen Kreisen, die unter und neben ihr leben und wirken in jenem schönen Winkel Niederösterreichs.

Aber daß man auch ungezwungen recht vornehm sein kann, das bewies mir die Gräfin Schaffgotsch, Mutter, eine greise Dame von einer aristokratischen Feinheit, die mir eigentlich ebenso Respekt abzwang, wie die bürgerliche Herablassung der Gräfin Festetits. Sie war eben früher Oberhofmeisterin in Wien gewesen und das erklärt ihr höfisch feines Wesen.

Meine „Freundin“ Gräfin Oktavie ist trotz ihrer höhern Jahre ein Kind geblieben, das beste, was einem Menschen passieren kann. Sie betet und liest und schreibt den Tag über und schaut Welt und Menschen nebenbei mit Kinderaugen an. Selig, wer das noch kann! —

Als geborener und erzogener Bäckerbub und Halbproletarier hat mich im Schlosse zu Königsfeld nicht wenig angezogen der alte, treue Kammerdiener Simpert. Der Mann hat das gutmütigste, treuherzigste Gesicht, das nur ein Deutsch-Mähre haben kann. Er ist, wie es den allermeisten gutmütig dreinschauenden Menschen eigen ist, kein Denker, aber das dürfte bei seinem Beruf auch gar nicht nötig sein. Alle denkenden und darum oft in Politik machenden Kammerdiener waren von jeher das Unglück ihrer „allerhöchsten Herrschaften“.

Dies Unglück ist bei Simpert, dem Gerechten, nicht zu fürchten. Von ihm würde der alte Hirscher, mein Lehrer in der Moral, gesagt haben: „Der Mann ist gutmütig und auch gut.“ Er ist geborener Deutsch-Mähre, verlor seinen Vater schon im dritten Lebensjahre und kam zwölfjährig zu einem Bauer. Nach vier Jahren trat er als Knecht in ein böhmisches (mährisches) Dorf, um „böhmisch“ zu lernen.

Noch vollendeten Sprachstudien kehrte der Kluge wieder zum alten Herrn zurück und diente ehrlich deutsch weiter, bis er zu einem polnischen Regiment als Soldat gezogen

wurde. Hier diente er zwei Jahre als Gemeiner, ein Jahr als Gefreiter und sieben als Korporal.

Nach zehn friedlichen Militärjahren heiratete er eine Witwe in Königsfeld, die ein kleines Besitztum hatte. 1850 kam er zum verstorbenen Grafen Schaffgotsch als Taglöhner in den Garten und avancierte bis 1862 erst zum Hausknecht und dann zum Diener. Nebenher nahm er drei Weiber, das dritte hat er noch.

In sein Leben fiel nur ein wichtiges Ereignis, das Jahr 1866. Damals floh er, als die Preußen in Brünn einzogen, mit seiner Herrschaft nach Ungarn. Von da mußte er auf mühsamen Wegen, weil die Bahnen gesperrt waren, durch Steppen und Wälder das Gepäck der Herrschaft wieder heimbringen. Das ist die einzige Lebensunruhe dieses glücklichen Menschen gewesen.

Von seinen Kindern lebt nur eines, ein Bub, der Schusterlehrling ist. Und an dem übt der Alte eine Großtat, um derentwillen er allein genannt werden muß.

Der Junge ist in die „böhmische" Schule des Dorfes gegangen und seine Mutter ist stockböhmisch, wie alle Königsfelder. Da hat der brave, deutsche Simpert, der in seiner Jugend selbst nur wenige Jahre einmal täglich in die Schule gekommen ist, seinen Sohn mit aller Mühe deutsch lesen und schreiben gelehrt. Und heute noch sitzt er, die Pfeife schmauchend, jeden Sonntag neben dem Schusterjungen, der ihm das Evangelium deutsch lesen muß, damit er in der Übung bleibe.

Dabei hat der Siebziger den sechzehnjährigen Buben strenge in der Ehrfurcht vor dem Vater erzogen. So oft er zum Vater kommt, küßt er diesem die Hand und gibt ihm dann noch einen Kuß.

Daß der brave Mann sein Deutschtum so hoch hält, dafür verdient der alte Soldat einen Orden und hätte ihn im stillen, mühevollen Kampfe gegen das Slaventum weit eher verdient, als gar viele Leute, die einen Orden

als eine Art billigen Trinkgeldes erhalten für Komplimente und Serviteursdienste. —

Trotzdem ich mich dem Alten im Gespräch al pari stellte, so behandelte er mich mit dem größten Respekt und wurde, so gerne ich es gehabt hätte, nicht „populär" mir gegenüber. Als eine Postkarte meiner Schwester mich hier einholte, präsentierte er mir dieselbe auf einem silbernen Teller. Er wollte es aber nicht begreifen, als ich ihm lachend sagte, diese Zeremonie wäre bei mir nicht am Platze gewesen.

Am alten Simpert aber hab' ich wieder einmal die längst feststehende Wahrheit bestätigt gefunden, daß im Volke, still und unerkannt, noch mancher brave, deutsche Mann wohnt. —

5.

Am dritten Tage trieb meine Unruhe mich aus der Karthause und dem vornehmen, stillen Damenkreise wieder in die Welt hinein. Ich fuhr die 254 Kilometer von Brünn nach Prag in einer Tour ab. Das Land ist weit schöner, als das von Wien nach Brünn. Gleich hinter der Hauptstadt Mährens verengt sich das Tal der Zittawa zu einer Romantik, die dem felsigsten Schwarzwaldtale alle Ehre machen würde. Das Tal der Zittawa hat aber vor unseren Waldtälern noch das voraus, daß es weit mehr Fabriken zeigt und damit der Bevölkerung mehr Verdienst bringt. Gewaltige Eisenhütten und um sie herum ganze Arbeiterkolonien in kleinen Häuschen zeigen sich überall.

Malerisch liegen an der Bahn hin die Orte Skalitz, Letowitz, die alte Fabrikstadt Zwittau und Brandeis mit seinen Schloßtrümmern, einst Sitz „der böhmischen Brüder". Ruinen, Schlösser, Felsen wechseln mit bewaldeten und reizenden Taleinschnitten.

Hinter Pardubitz kommen wir an die Elbe, die ich zum erstenmal im Leben sah und mir stets als einen langweiligen, durch kahle Ebenen sich fortwälzenden Fluß gedacht hatte.

Um so freudiger überraschte mich die Lieblichkeit ihrer Ufer, wie der Rhein in seinem Laufe oberhalb Mainz sie kaum aufweisen kann, und ich begriff jetzt, warum an ihr so mancher Dichter wuchs.

Bei Kolin, wo Friedrich der Große am 18. Juni 1757 ausnahmsweise einmal von den Österreichern geschlagen worden war, sah ich, angesichts der schönen Elbgegend, ein, warum der große Preußenkönig so starken Appetit zeigte nach den österreichischen Landen seiner Nachbarschaft. —

Aber auch das gefiel mir, daß die Eisenbahnverwaltung zwischen Prag und Wien Restaurationswagen führt, die es einem möglich machen, während behaglichen Dinierens die schönen Stücke böhmischer Erde an sich vorbeifliegen zu sehen.

Bei Böhmischbrod hatte ich Gelegenheit, an den Hussitenführer Prokop mich zu erinnern, den wir als Studenten so oft besangen in dem bekannten Lied: „Die Hussiten zogen vor Naumburg." Hier fand 1434 jene große Schlacht statt, welche die Hussiten ihrer beiden Führer, Prokop des Großen und Prokop des Kleinen, beraubte und ihre Sache mitbegrub.

Es waren beklagenswerte Zeiten für Böhmen und die katholische Kirche in diesem Lande, jene Hussitenkriege, und doch ist es, nur die Tapferkeit Ziskas und der eben genannten Führer angesehen, leicht begreiflich, warum jene Männer heute noch im böhmischen Volke als sagenhaft verklärte Helden fortleben. Wir aber dürfen Gott danken, daß die Zeiten vorüber sind, in denen man Andersgläubige in blutigen Kriegen bekämpft hat. —

Ich glaube, es war sechs Uhr abends, als der Zug mich in Prag absetzte. Ein Mitreisender hatte mir geraten, in kein tschechisches Gasthaus zu gehen, was mich reizte, es gerade zu tun, um zu sehen, ob die Tschechen das deutsche Geld auch so verachten, wie den Deutschen.

Mein Dienstmann bekam daher den Auftrag, mich ins

nächste beste tschechische Hotel zu führen. Es war das Hotel de Saxe in der Hybernergasse unweit des Staatsbahnhofs.

Ich hatte mich in meiner alten Praxis, die Gasthäuser nie nach der Partei und der Religion zu wählen, nicht getäuscht. Ich war in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben, weit besser, als in Wien.

Ich machte mich alsbald auf den Marsch, um am Abend noch ein Stück Stadt zu sehen. Prag ist in seiner Art die schönste Stadt, die ich in deutschen und österreichischen Landen gesehen. Man macht z. B. in Süddeutschland so viel Wesens aus Heidelberg, das als Stadt nichts weniger als schön ist und mit Prag so wenig einen Vergleich aushalten kann, als ein Medizinglas mit dem Heidelberger Faß.

Zwischen hohen, durch tiefe Risse unter sich getrennten Bergen drängt sich langsam die Moldau durch — und rechts und links an ihren Ufern, an den Bergen hinauf und in die Talrisse hinein, baute sich die Stadt Prag mit ihren vielen gotischen Türmen, Toren und Häusern — das Prachtbild einer alten, ich möchte sagen, deutschen Stadt. Denn die Glanzzeit Prags fällt in die Tage der böhmischen Könige aus dem deutschen Hause Luxemburg, und die schönste Kirche der Altstadt, die Teynkirche, haben in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts deutsche Kaufleute bauen lassen.

Ich besuchte am Abend noch diese einstige Hauptkirche der Hussiten am „großen Ring", das Rathaus und die Karlsbrücke. Herrliche Kirchen und gotische Rathäuser waren mir nichts Neues, wohl aber ging mir die Seele neu auf, als ich auf der von 1357—1507 erbauten Karlsbrücke stand mit ihren Türmen, Bogen und den vielen Standbildern von Heiligen; unter ihnen als Hauptfigur der heilige Nepomuk. Eine kleine Platte auf der Deckmauer der Brücke bezeichnet die Stelle, wo der Brückenheilige angeblich hinabgeworfen worden war. „St. Nepomuk auf der Pragener Bruck" ist ein Wallfahrtspunkt, den jährlich viele Tausende von Gläubigen aus Böhmen, Mähren und Ungarn besuchen, namentlich an

seinem Namensfest, dem 16. Mai. Aber jeden Augenblick kann man sehen, wie fromme Verehrer ehrfurchtsvoll des Heiligen eherne Füße küssen.

Am andern Morgen schritt ich zeitig wieder über diese einzigschöne Brücke, um den ihr gegenüber sich erhebenden Hradschin, das Kapitol Prags, zu besteigen. Auf ihm erheben sich die ausgedehnten Gebäude der königlichen Burg, hinter dieser der Dom, die St. Georgskirche und das adelige Fräuleinstift mit seiner prächtigen Aussicht auf die Stadt. Diese Gebäude sind im Osten des Platzes. Auf der Nordseite stehen der erzbischöfliche Palast und Paläste alter böhmischer Familien, wie Schwarzenberg, Sternberg und andere.

Von all diesen Dingen gefiel mir allein der Dom. Er besteht nur aus einem, 1385 von Peter Arler von Gmünd vollendeten großen Chor, aber dieser Chor ist großartig und innen und außen ein Prachtstück der Hochgotik. Er erinnerte mich an die Kathedrale in Narbonne, die auch nur im Chor vollendet ist und so sehr dem Prager Dom gleicht, daß man glaubt, es habe ein Bau dem andern als Muster gedient.

Der Dom ist der Begräbnisort der böhmischen Könige, unter ihnen Karl IV. und Georg Podiebrad. In der Wenzelskapelle findet sich das Grabmal des heiligen Königs Wenzel, mit St. Nepomuk der Lieblingsheilige der Böhmen, weshalb jeder dritte Böhme Wenzel heißt. Das Grabmal des heiligen Nepomuk ist wilder Zopfstyl aus dem vorigen Jahrhundert, aber reich an Silber. Sonst enthält der Dom noch viele Grabdenkmäler von Kunstwert.

Während ich in demselben umherging, kam der Erzbischof mit seinem ganzen Klerus und den Seminaristen von der Bittprozession — es war Bittwoche — in die Kirche zurück; eine stattliche Schar ging dem noch stattlicheren, hochgewachsenen Erzbischof, einem Grafen Schönborn, voraus. Alle sangen sehr schön, was man nicht immer sagen kann, wenn viele Geistliche ohne Orgel singen. Daß auch der

Oberhirte sich an dieser Bittprozession beteiligte, was sonst nicht üblich ist, machte auf mich den besten Eindruck. —

Nördlich vom Hradschin auf der gleichen, langgestreckten Höhe liegt das Kapuzinerkloster mit seiner Lorettokapelle, in welcher die glänzenden Votivgeschenke des böhmischen Adels von einem Kapuziner gezeigt werden. Etwas weiter oben, auf dem höchsten Punkte der Stadt, erhebt sich das reiche Prämonstratenserstift Strahow. Die Kirche kam mir mehr reich als geschmack- und stylvoll vor; die Bibliothek, in die ein gar freundlicher Pater mich führte, schien mir sehr elegant, aber mehr fürs Auge als fürs Studieren eingerichtet.

Die Aussicht vom Klostergarten auf Prag und die weite Landschaft bis zum Riesengebirge ist großartig und macht Strahow zu einem wahren Klosteredelsitz. —

Ich bin, nachdem ich den Hradschin und Strahow besucht, noch ein und einen halben Tag durch die Stadt und die Vorstädte gezogen — durch die Altstadt, durch die stille, schmutzige Judenstadt, nach Karolinental, über Ziskow, Weinberge und Wischehrad, habe die alten Paläste des böhmischen Adels am Fuße des Hradschin gesehen, bin vor den Denkmälern Karls IV. und Radetzkys gestanden, las in den Zeitungen der Restaurants deutsche und deutschfeindliche Blätter, und hab' mich eigentlich bei den letztern geärgert, daß die Böhmen vergessen, was deutsches Wesen ihrer Hauptstadt getan hat, vergessen, daß Karl IV. hier die erste deutsche Universität gegründet und Prag dadurch berühmt gemacht hat.

Freilich sollen die heutigen Deutschen in Böhmen auch darnach sein, liberal und kulturkämpferisch, und so ist es zu erklären, warum sie im Lande so viele Gegner haben, vorab im Adel und im Klerus.

Es kam mir übrigens, da ich auf meinen Streifzügen die Denkmäler Alt-Prags und vor mir immer wieder die unvergleichlich schöne Stadt sah, der Gedanke, daß man es den

Tschechen eigentlich nicht verübeln könne, wenn sie sich als eine große Nation fühlen.

Wer die Geschichte Böhmens von Palacky je gelesen hat, wird wissen, daß dies Volk eine ruhmreiche Geschichte hat und sich damit sehen lassen kann.

Wir biederen Deutschen singen aus allen Kehlen: „Deutschland, Deutschland über Alles"; warum sollen nicht auch die Böhmen und die Magyaren ähnlich singen? Was dem einen lieb ist, das muß dem andern recht sein.

Es ist zwar schön, wenn die Nationen als solche sich zusammentun, aber es ist auch ein gefährlich' Ding um den Nationalkultus. Dieser ist unchristlich und führt zur altheidnischen Feindschaft der einzelnen Völker, wovon wir uns täglich überzeugen können. —

Vom Westbahnhof aus, der eine halbe Tagreise von meinem Hotel entfernt lag, verließ ich am dritten Tag in aller Frühe die Hauptstadt Böhmens, um gen Nürnberg zu fahren. Die Fahrt durch die Täler der Moldau, der Beraun und der Litawka ist hochinteressant. Felsen und Wasser machen sie malerisch, und Burgen und Ruinen erinnern an alte Namen der böhmisch-deutschen Geschichte; unter ihnen besonders im Berauntal die Burgveste Karlstein, erbaut von Karl IV., Kaiser von Deutschland und König von Böhmen, als Schatzhaus für die böhmische Königskrone und als Archiv für die wichtigsten Staatspapiere.

Auch Tusnik passierten wir. Ein Ritter Benesch von Tusnik erhielt einst von Kaiser Wenzel als heimgefallenes Reichslehen meinen Geburtsort Haslach im Kinzigtal, verkaufte das ferngelegene Städtchen aber bald an das Hochstift Straßburg.

Ein Beamter der böhmischen Westbahn, ehedem Offizier, Namens Gottwald, fuhr mit mir von Prag bis Nürnberg und machte freundlich den Cicerone. Er sagte mir auch, daß das meiste Land, das wir sahen, und vorab die vielen Eisen- und Kohlenwerke Privatbesitz seien und daß

an die Arbeiter auf dem Felde wie in den Eisenhütten wahre Hungerlöhne bezahlt würden. Das Volk aber sei zu religiös und zu sehr an Armut gewöhnt, um sozialdemokratisch zu werden.

Es sind Juden und Judenchristen, Adelige und bürgerliche Herren, denen die großen Werke gehören, und die es eben machen werden, wie anderswo auch, möglichst geringen Lohn zahlen, um möglichst hohe Prozente einzustecken und das Geld in süßem Lebensgenuß aufgehen zu lassen. Und das ist der Punkt, wo die Sozialdemokratie vielfach im Rechte ist.

Manche Arbeiter, so sagte mir mein Gewährsmann, seien gut bezahlt und könnten auskommen. Sie verlangten aber trotzdem noch mehr Lohn und weniger Arbeit, damit sie mehr Zeit hätten zum Wirtshaussitzen und zum Krakeelen. Große Arbeiterklassen aber seien miserabel bezahlt und würden vom Kapital ausgebeutet. Auf ihrer Seite muß jeder stehen, der Sinn hat für Gerechtigkeit. Aber weder die Arbeitgeber noch die Staaten tun Erhebliches, um diesen Mißständen abzuhelfen, und darum wird die soziale Revolution auch in der Richtung nicht ausbleiben.

In der französischen Revolution haben die „Bourgeois" ihre Rechte geholt, welche Adel und Geistlichkeit ihnen vorenthielten. In der kommenden sozialen Umwälzung wird der vierte Stand seine Rechte holen — vom Bourgeois und von der Bureaukratie. Die üppig gewordene Bourgeoisie behandelt vielfach den „Ouvrier" (Arbeiter), wie sie selber einst von den zwei andern privilegierten Ständen traktiert wurde.

Doch wir wollen hier über dieses Thema nicht weiter räsonieren. Wer derlei Dinge bespricht, kommt gleich in den Verdacht und ins Geschrei bei gewissen Zeitungen, die von Aufreizung zum Klassenhaß reden, wenn man nicht unter allen Umständen zur Bourgeoisie und zum Kapital steht. —

Von Pilsen weg wird die Gegend eben und kahl bis zum Böhmerwald, der ganz unserm Schwarzwald gleicht und nur vereinsamter und weniger bewohnt erscheint.

Zu Fürth im bayerischen Walde nimmt uns das deutsche Vaterland wieder auf und begrüßt uns in der Restauration mit einem bayerischen Riesenknödel, der wie ein Fels in der Fleischbrühe sitzt. Mein Begleiter, hier wohlbekannt, garantiert für meine Ehrlichkeit und hilft mir über die lästige Zollrevision hinaus.

Gute zwölf Stunden hat man auf dem Bahnzug abzusitzen von Prag bis Nürnberg, ein halbes Martyrium in unserer Zeit, in der man die wochenlangen Reisen auf den Postwagen längst vergessen hat.

Ich betrat heute die Stadt Nürnberg zum ersten Male und nahm mein Quartier unweit vom Bahnhof im „Württemberger Hof". Sie ist in der deutschen Welt jedermann bekannt durch den Nürnberger Trichter und ihre im Mittelalter noch berühmteren Pfefferkuchen, jedem Kunstfreunde außerdem durch den Glanz ihres alten Kunstgewerbes.

Ich durchwanderte sie noch am Abend. Daß diese in ihrer Art einzig erhaltene Reichsstadt nicht den verdienten Eindruck auf mich machte, daran war Prag schuld, mit dem sich Nürnberg in Lage und Gestaltung nicht messen darf.

Die gotischen Kirchen dieser Stadt gewinnen dadurch ungemein, daß die Nürnberger bei all ihrer Stürmerei in der Reformationszeit dieselben nicht „ausweideten", sondern alles, was Kunst hieß, stehen ließen, auch wenn es spezifisch katholisch war. So sah ich heute noch St. Lorenz und St. Jakob und bewunderte die Kunstgebilde der alten Nürnberger Meister.

Der erste Gang am Morgen galt der Burg, die mir am meisten gefiel, ihres Baues und ihrer Aussicht wegen über Stadt und Land. Kaiser Konrad hat sie 1024 gegründet und Friedrich Barbarossa sie erweitert. Sie schaut bis heute auf ein schönes Stück deutscher Geschichte zurück.

Eine Episode aus dieser Geschichte trat mir besonders lebhaft vor die Seele, jene, da Wallenstein und Gustav Adolf, 1632, monatelang mit ihren gesamten Streitkräften vor Nürnberg sich gegenüberlagen.

Keiner wagte zum entscheidenden Streiche auszuholen, weil einer der großen Feldherrn den andern fürchtete. Ganz Europa blickte damals auf Nürnberg. Nach 76 Tagen, die in beiden Lagern mehr Leute durch Seuchen und Krankheiten weggerafft hatten, als die blutigste Schlacht, zog der Schwede ab und ihm nach der Friedländer.

Im Lager zu Nürnberg ließ Gustav Adolf seinen Plan durchblicken, mit Hilfe der Reichsstädte ein neues Deutsches Reich zu gründen.

Beide große Männer, Wallenstein und Gustav, wollten die Fürsten abtun und Deutschland einigen, der letztere unter sich, der erstere unter dem alten Kaiserhaus. Daß es Wallenstein nicht gelang, daran war die tödliche Eifersucht Bayerns schuld. Und Rom war es, das den Kurfürsten von Bayern gegen Österreich ausspielte.

Der große Geschichtschreiber Gfrörer meint zwar, man müsse Rom dafür Dank wissen, denn es habe dem Abendland seine Unabhängigkeit bewahrt. „Hätte Wallenstein seine Absichten erreicht, so würde er über die Franzosen hergefallen sein und die alten Rechte des Reichs an Italien hervorgesucht, auch Anlaß gefunden haben, mit den Dänen und Schweden und den Briten anzubinden. Krieg auf Krieg wäre gefolgt und Europa zuletzt einer fürchterlichen Militärdespotie verfallen."

„Hätte Gustav gesiegt," meint Gfrörer weiter, „und wäre am Leben geblieben, es wäre wohl ähnlich gekommen."

Ich bin nicht der Ansicht meines einstigen Lehrers Gfrörer und hätte, wie schon im ersten Bande dieser Blätter gesagt, dem Wallenstein ein anderes Los gewünscht. Ich bedauerte, weder in Wien noch in Prag ein Denkmal an den großen Mann getroffen zu haben. —

Von der Burg herabgestiegen, besuchte ich draußen auf dem Johanniskirchhof die Gräber der großen Nürnberger Friedens- und Kunstmänner Albrecht Dürer, Wenzel Jamnitzer, Veit Stoß, Wilibald Pirckheimer u. a. Sie haben meist einfache Grabplatten aus Bronze. Daß die Gräber dieses Totenfeldes mit Nummern versehen sind, finde ich geschmack- und pietätlos zugleich.

In Staunen versetzte mich, in die Stadt zurückgekehrt, das Germanische Nationalmuseum durch eine Reichhaltigkeit, die ich nie geahnt hätte. Diese Sammlung ist ein großartiger Wegweiser durch die deutsche Kulturgeschichte und macht dem deutschen Volke mehr Ehre, als alle blutigen Kriegs- und Siegestrophäen.

Daß Hans Sachs in der Nähe seines Hauses ein Monument gefunden, auf dem der ehrsame Schuhmacher mit seinem biedern deutschen Meisterkopf sitzt, hat mich gefreut.

Nürnberg ist, nach seinem Niedergang als Großhandelsstadt des Mittelalters, in unsern Tagen, unter bayerischer Herrschaft, wieder eine gewerbreiche, wohlhäbige Handelsstadt geworden. Aber der alte Glanz und die alte Blütezeit des 15. und 16. Jahrhunderts werden nie mehr kommen.

Selten wird eine Stadt den Fremdling so melancholisch stimmen, wie Nürnberg. Weil es heute Industriestadt ist, sind seine Straßen tagsüber tot, und dazu schaut eine alte, große Vergangenheit aus allen Häusern und erinnert an die Hinfälligkeit des Irdischen. —

Den folgenden Tag fuhr ich über Ansbach und Ulm dem Bodensee zu. Die Bahn zieht in Ansbach am Park hin, in welchem 1833 „der Unbekannte von einem Unbekannten ermordet wurde". Ich dachte einen Augenblick an die dunkle Kaspar Hauser-Geschichte, der ich auch schon nachgespürt habe — mit dem Resultate, daß in Kaspar Hauser zweifellos jemand aus der Welt geschafft wurde, der zu Höherem bestimmt war.

Aber ich dachte auch an den Lieblingsdichter meiner

Studienzeit, der in Ansbach geboren ward, an Platen. Ludwig I. von Bayern hat ihn bekanntlich „die Tulpe im deutschen Dichtergarten" genannt; Heine hat dieser Tulpe aber die Farbe etwas zu stark abgewaschen, und auch mein Lieblingsdichter ist Platen längst nicht mehr. —

In den Tälern der Jagst und des Kocher, bei Ellwangen und Aalen, fand ich, daß dieses württembergische Hinterland, welches ich mir bisher als sehr öde vorgestellt, auch seine Lieblichkeit und seine Reize hat. In Heidenheim aber, im freundlichen Brenztale, meinte ich, es sei doch wieder ein Schwabenstreich gewesen, daß man hier 1822 noch das Schloß Hellenstein, dessen Trümmer allein heute das Städtchen malerisch machen, abgebrochen hat. Doch die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts waren überhaupt und überall reich an Schwabenstreichen. Es beeilten sich damals auch die kleinen, noch befestigten Städtchen in Baden, ihre alten Stadttore und Mauern niederzulegen, damit die Frachtfuhrleute besser durchkämen. Heute schauen sie dafür drein wie ausgenommene Vogelnester, und die Fuhrleute hat die Eisenbahn längst von der Landstraße weggefegt.

Schon am Nachmittag war ich in Buchhorn-Friedrichshafen am Bodensee. Unter lieben, alten Bekannten saß ich am Abend im „Drei König"; neben mir der höflichste, feinste und liebenswürdigste Pfarrer des ganzen Schwabenlandes, Ege. Dieser Herr ist die „Gentillesse" zu Pferd, und passen wir zwei in der Beziehung zusammen wie ein Kanarienvogel zu einem Eisbären. Allzuhöfliche Leute sind in der Regel billige Denker, Freund Ege macht aber eine Ausnahme, er ist ebenso gescheit und unterrichtet als höflich, und das will viel heißen.

In der Frühe des kommenden Tages brachte mich das Dampfschiff noch für einige Stunden in mein unvergeßliches Seedörfchen und zu meinen Hagnauern. Doch da das Pfarrhäuschen nicht mehr mein ist, fühlte ich mich fremd in der alten Heimat, wie ein Mensch, der im angestammten

Dorfe kein Vaterhaus mehr hat. Drum zog ich bald wieder davon und, nicht ohne Wehmut, über den See nach Konstanz und von da in der Nacht noch nach Freiburg in mein neues Heim. Die Rundreise war zu Ende. —

Wenn ich aber heute, im Sommer 1911, wo ich diese Erzählung wieder gelesen, an jene Reise zurückdenke, so trübt mir die Erinnerung an jene Tage die Tatsache, daß alle Personen, mit denen ich in jener Zeit zusammentraf, tot sind mit ganz wenigen Ausnahmen. Es leben nur noch in Stuttgart der Hofrat und Leibarzt a. D. Stiegele und seine Frau „Amélie", in Wien einsam und in hoher Frömmigkeit in der Riemergasse die Gräfin Oktavie Schaffgotsch und in Rottenburg am Neckar der eben genannte ehemalige Stadtpfarrer Ege — als Generalvikar und Domdekan. Er soll aber dienstlich nicht mehr so liebenswürdig sein wie einst. Es ist das eine der Schattenseiten der Hierarchie. Mir aber, der ich religiös und politisch als Ketzer gelte, hat er die alte Liebenswürdigkeit trotzdem bis heute bewahrt. —

